



OSCAR WILDE

DAS BILDNIS

DES DORIAN GRAY

Sämtliche Werke · Band 1
Herausgegeben von Norbert Kohl
insel taschenbuch

insel taschenbuch 582
Wilde
Sämtliche Werke
in zehn Bänden



**OSCAR WILDE
SÄMTLICHE WERKE
IN ZEHN BÄNDEN**

Herausgegeben
von Norbert Kohl

Band 1

Insel Verlag

**OSCAR WILDE
DAS BILDNIS DES
DORIAN GRAY**

*Übersetzt von
Christine Hoeppener*

Insel Verlag

Erste Auflage 1982

Übersetzung von Christine Hoeppener:

© Insel Verlag Anton Kippenberg, Leipzig,
Deutsche Demokratische Republik 1976

Nachwort © Insel Verlag Frankfurt am Main 1982

Alle Rechte vorbehalten

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Dörlemann-Satz, Lemförde

Druck: Hanseatische Druckanstalt, Hamburg

Printed in Germany

INHALT

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Das Bildnis des Dorian Gray | 9 |
| <i>Editorische Notiz</i> | 243 |
| <i>Nachwort</i> | 244 |

DIE VORREDE

Der Künstler ist der Schöpfer schöner Dinge.

Kunst offenbaren und den Künstler verheimlichen ist das Ziel der Kunst.

Kritiker ist, wer seinen Eindruck von schönen Dingen in einen anderen Stil oder einen neuen Stoff zu übertragen vermag.

Die höchste wie die niedrigste Form der Kritik ist eine Art Autobiographie.

Wer in schönen Dingen häßliche Absichten entdeckt, ist verdorben, ohne reizvoll zu sein. Das ist ein Fehler.

Wer in schönen Dingen schöne Absichten entdeckt, ist kultiert. Für ihn besteht Hoffnung.

Die Auserwählten sind die, für die schöne Dinge einzig und allein Schönheit bedeuten.

So etwas wie moralische oder unmoralische Bücher gibt es nicht. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Realismus ist die Wut Calibans, der sein Gesicht im Spiegel sieht.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Romantik ist die Wut Calibans, der sein Gesicht nicht im Spiegel sieht.

Das moralische Leben des Menschen gehört zum wesentlichen Gegenstand des Künstlers, die Moral der Kunst besteht jedoch in der vollkommenen Anwendung eines unvollkommenen Ausdrucksmittels.

Kein Künstler wünscht etwas zu beweisen. Selbst Wahres kann bewiesen werden.

Kein Künstler hat ethische Neigungen. Ethische Neigung ist bei einem Künstler eine unverzeihliche Manieriertheit des Stils.

Niemals ist ein Künstler morbid. Der Künstler kann alles ausdrücken.

Gedanke und Sprache sind für den Künstler Werkzeuge einer Kunst.

Laster und Tugend sind für den Künstler Stoffe einer Kunst.

Vom Gesichtspunkt der Form her ist das Urbild aller Kunst die des Musikers. Vom Gesichtspunkt des Gefühls aus ist die Kunstfertigkeit des Schauspielers das Urbild.

Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol.

Wer unter die Oberfläche dringt, tut es auf eigene Gefahr.

Wer das Symbol deutet, tut es auf eigene Gefahr.

In Wirklichkeit spiegelt die Kunst den Beschauer, nicht das Leben.

Meinungsverschiedenheit über ein Kunstwerk zeigt an, daß das Werk neu, kompliziert und wesentlich ist.

Wenn die Kritiker uneins sind, ist der Künstler mit sich einig.

Wir können einem Menschen verzeihen, daß er etwas Nützliches schafft, solange er es nicht bewundert. Die einzige Entschuldigung dafür, etwas Nutzloses zu schaffen, besteht darin, daß man es über jedes Maß bewundert.

Alle Kunst ist ganz und gar nutzlos.

Oscar Wilde

ERSTES KAPITEL

Das Atelier war erfüllt vom üppigen Wohlgeruch der Rosen, und wenn sich der leichte Sommerwind in den Bäumen des Gartens regte, wehte durch die offene Tür der schwere Duft des Flieders und der zartere der Heckenrosen.

Von seinem Winkel aus konnte Lord Henry Wotton, der auf dem von Perserteppichen bedeckten Diwan lag und wie üblich unzählige Zigaretten rauchte, eben noch den Schimmer der honigsüßen und honigfarbenen Blüten eines Goldregens wahrnehmen, dessen bebende Äste kaum imstande zu sein schienen, die Last einer so flammengleichen Schönheit zu tragen, und hin und wieder flitzten die wunderlichen Schatten fliegender Vögel über die langen, dunkelrehfarbenen Seidenvorhänge, die vor das riesige Fenster gezogen waren, wodurch sie vorübergehend einen japanischen Effekt hervorriefen und ihn an jene bleichen Maler Tokios mit ihren wie aus Jade geschnittenen Gesichtern denken ließen, welche durch eine Kunst, die notwendigerweise unbeweglich ist, das Gefühl von Geschwindigkeit und Bewegung zu vermitteln suchen. Das träge Summen der Bienen, die sich durch das hohe, ungemähte Gras drängten oder mit monotoner Beharrlichkeit um die staubigen hellgelben Blütenhörner des wuchernden Geißblatts kreisten, schienen die Stille noch bedrückender zu machen.

In der Mitte des Raumes stand, an einer hohen Staffelei befestigt, das lebensgroße Bildnis eines jungen Mannes von ungewöhnlicher Schönheit, und davor saß in geringer Entfernung der Künstler selbst, Basil Hallward, dessen jähes Verschwinden vor einigen Jahren damals große Aufregung in der Öffentlichkeit verursachte und Anlaß zu so vielen sonderbaren Vermutungen gab.

Als der Maler auf die anmutige und reizende Gestalt blickte, welche er mit seiner Kunst so trefflich wiedergegeben hatte, glitt ein Lächeln der Freude über sein Gesicht und schien dort

verweilen zu wollen. Doch plötzlich fuhr er auf, schloß die Augen und legte die Finger auf die Lider, als suchte er einen seltsamen Traum in seinem Kopf zu bewahren, aus dem er zu erwachen fürchtete.

»Es ist Ihr bestes Werk, Basil, das Beste, was Sie je geschaffen haben«, sagte Lord Henry matt. »Sie müssen es unbedingt nächstes Jahr in die Grosvenor-Galerie schicken. Die Akademie ist zu groß und zu vulgär. Jedesmal, wenn ich sie besuchte, waren entweder so viele Leute da, daß ich mir nicht die Bilder ansehen konnte, was gräßlich war, oder so viele Bilder, daß ich mir die Leute nicht ansehen konnte, und das war noch schlimmer. Grosvenor House ist wirklich der einzige Ort.«

»Ich glaube nicht, daß ich es irgendwo ausstellen werde«, antwortete der Maler und warf auf jene kuriose Weise den Kopf zurück, über die bereits seine Freunde in Oxford zu lachen pflegten. »Nein, ich will es nirgendwo ausstellen.«

Lord Henry hob die Brauen und blickte ihn durch die dünnen blauen Rauchkringel, die in phantastischen Windungen von seiner schweren, opiumhaltigen Zigarette aufstiegen, erstaunt an. »Nirgendwo ausstellen? Aber warum denn nicht, mein Lieber? Haben Sie irgendeinen Grund? Was für wunderliche Kerle ihr Maler doch seid! Ihr tut alles nur Erdenkliche, um zu Ansehen zu gelangen. Und sobald ihr es habt, scheint ihr es wegwerfen zu wollen. Das ist töricht von euch, denn nur eine Sache auf der Welt ist schlimmer, als Gesprächsthema zu sein, nämlich, nicht Gesprächsthema zu sein. Ein Gemälde wie dies würde Sie weit hinausheben über alle Jungen in England und die Alten durchaus neidisch machen, sofern alte Leute überhaupt einer Empfindung fähig sind.«

»Ich weiß, daß Sie mich auslachen werden«, antwortete er, »aber ich kann es wirklich nicht ausstellen. Ich habe zuviel von mir selbst hineingelegt.«

Lord Henry streckte sich auf dem Diwan aus und lachte.

»Ich wußte es ja; aber gleichwohl ist es wahr.«

»Zuviel von Ihnen darin! Auf mein Wort, Basil, ich wußte nicht, daß Sie so eitel sind, und ich kann wahrhaftig keine Ähnlichkeit zwischen Ihnen mit Ihrem mürrischen, harten Gesicht und Ihrem kohlschwarzen Haar und diesem jungen Adonis ent-

decken, der aussieht, als wäre er aus Elfenbein und Rosenblättern gemacht. Er, mein lieber Basil, ist ein Narzissus, und Sie – nun ja, Sie haben natürlich einen geistigen Ausdruck und all das. Aber Schönheit, wahre Schönheit, endet da, wo der geistige Ausdruck beginnt. Geist ist an sich eine Art Übertreibung und zerstört die Harmonie eines jeden Gesichts. In dem Augenblick, da man sich niedersetzt, um zu denken, wird man ganz Nase, oder ganz Stirn oder sonst etwas Gräßliches. Sehen Sie sich die erfolgreichen Männer in irgendeinem gelehrten Beruf an. Wie ganz und gar abscheulich sehen sie aus! Ausgenommen natürlich die Angehörigen der Geistlichkeit. Aber die Geistlichkeit denkt ja auch nicht. Ein Bischof sagt mit achtzig Jahren immer noch das, was dem achtzehnjährigen Jüngling eingetrichtert wurde, und eine natürliche Folge dessen ist, daß er stets uneingeschränkt reizend aussieht. Ihr geheimnisvoller junger Freund, dessen Namen sie mir nie gesagt haben, dessen Bild mich aber wirklich fasziniert, denkt nicht. Dessen bin ich ganz sicher. Er ist ein hirnloses, schönes Geschöpf und sollte stets im Winter hier sein, wenn wir keine Blumen zum Anschauen haben, und stets im Sommer, wenn wir etwas brauchen, unsern Geist zu kühlen. Schmeicheln Sie sich nicht, Basil, Sie sind ihm nicht im mindesten ähnlich.«

»Sie verstehen mich nicht, Harry«, erwiderte der Künstler. »Natürlich bin ich ihm nicht ähnlich. Das weiß ich durchaus. Es würde mir in der Tat leid tun, wenn ich ihm gliche. Sie zukken die Achseln? Ich sage Ihnen die Wahrheit. Es liegt ein Verhängnis über allen körperlichen und geistigen Vorzügen, jene Art von Verhängnis, das die Geschichte hindurch den zögernen Schritten von Königen auf dem Fuße zu folgen scheint. Es ist besser, nicht anders zu sein als seine Mitmenschen. Der Häßliche und der Dumme kommen auf dieser Welt am besten weg. Sie können gemütlich dasitzen und das Spiel begaffen. Wenn sie auch nichts von Sieg wissen, es bleibt ihnen zumindest erspart, die Niederlage kennenzulernen. Sie leben so, wie wir alle leben sollten, ungestört, gleichgültig und ohne Ruhelosigkeit. Sie bringen weder Verderben über andere, noch wird ihnen dergleichen durch andere zuteil. Ihr Rang und Ihr Reichtum, Harry, mein möglicher Verstand – meine Kunst, einerlei,

was sie wert sein mag, Dorian Grays schönes Gesicht – wir werden alle leiden für das, was uns die Götter geschenkt haben, schrecklich leiden.«

»Dorian Gray? Heißt er so?« fragte Lord Henry, während er durch das Atelier auf Basil Hallward zuging.

»Ja, so heißt er. Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen seinen Namen zu nennen.«

»Aber warum denn nicht?«

»Oh, ich kann es nicht erklären. Wenn ich einen Menschen ungeheuer gern habe, sage ich niemandem seinen Namen. Es ist, als träte ich etwas von ihm ab. Ich bin dahin gelangt, die Verschwiegenheit zu lieben. Sie scheint mir das einzige zu sein, was uns heutzutage unser Leben geheimnisvoll und wunderbar machen kann. Das Alltäglichste wird reizvoll, wenn man es verheimlicht. Wenn ich London verlasse, sage ich keinem, wohin ich reise. Ich würde um mein ganzes Vergnügen kommen, wenn ich es täte. Das ist freilich eine närrische Angewohnheit, aber irgendwie scheint sie mir doch ein groß Teil Romantik ins Leben zu bringen. Vermutlich komme ich Ihnen deswegen schrecklich albern vor?«

»Keineswegs«, entgegnete Lord Henry, »keineswegs, mein lieber Basil. Sie scheinen zu vergessen, daß ich verheiratet bin, und der einzige Reiz der Ehe ist, daß sie ein Leben der Täuschung für beide Teile absolut notwendig macht. Ich weiß nie, wo meine Frau ist, und meine Frau weiß nie, was ich tue. Wenn wir uns begegnen – denn gelegentlich begegnen wir uns bei einem Diner, zu dem wir beide geladen sind, oder wenn wir zum Herzog aufs Land fahren –, erzählen wir einander mit dem ernsthaftesten Gesicht die absurdtesten Geschichten. Meine Frau ist darin sehr gut – tatsächlich viel besser als ich. Niemals irrt sie sich in Zeitangaben, und ich stets. Und wenn sie mich dabei ertappt, schlägt sie deswegen noch keinen Lärm. Manchmal wünschte ich, sie täte es; aber sie lacht mich nur aus.«

»Ich hasse die Art und Weise, wie Sie über Ihr Eheleben sprechen, Harry«, sagte Basil Hallward und schlenderte zu der Tür, die in den Garten führte. »Ich glaube, in Wirklichkeit sind Sie ein sehr guter Ehemann, nur schämen Sie sich ganz entschieden Ihrer Tugenden. Sie sind ein ungewöhnlicher Bursche.

Niemals sagen Sie etwas Moralisches, und niemals tun Sie etwas Unrechtes. Ihr Zynismus ist bloß Pose.«

»Natürlich sein ist bloß Pose, und die aufreizendste, die ich kenne«, rief Lord Henry lachend aus; damit gingen die beiden jungen Männer zusammen in den Garten hinaus und entzogen sich den Blicken auf einer langen Bambusbank, die im Schatten eines hohen Lorbeergebüsches stand. Das Sonnenlicht glitt über die glänzenden Blätter. Im Gras zitterten weiße Gänseblümchen.

Nach einer Weile holte Lord Henry eine Uhr hervor. »Ich fürchte, ich muß gehen, Basil«, murmelte er, »und ich bestehe darauf, daß Sie mir, ehe ich gehe, eine Frage beantworten, die ich Ihnen vor einer Weile gestellt habe.«

»Welche?« fragte der Maler, die Augen fest zu Boden geheftet.

»Das wissen Sie sehr gut.«

»Nein, Harry.«

»Gut, ich will es Ihnen sagen. Sie sollen mir erklären, warum Sie Dorian Grays Bild nicht ausstellen wollen. Ich will den wahren Grund wissen.«

»Ich habe Ihnen den wahren Grund gesagt.«

»Nein, das haben Sie nicht. Sie sagten, es sei deswegen, weil zuviel von Ihnen selbst darin wäre. Und das ist kindisch.«

»Harry«, sagte Basil Hallward und sah ihm gerade ins Gesicht, »jedes Porträt, das mit Gefühl gemalt wurde, ist ein Porträt des Künstlers, nicht dessen, der ihm dafür gesessen hat. Dieser ist nur Zufall, nur die Gelegenheit. Nicht er wird durch den Maler offenbart, vielmehr ist es der Maler selbst, der sich auf der farbigen Leinwand offenbart. Ich will dieses Bild nicht ausstellen, weil ich fürchte, ich habe darin das Geheimnis meiner eigenen Seele kundgetan.«

Lord Henry lachte. »Und wie lautet es?« fragte er.

»Ich werde es Ihnen sagen«, erwiederte Hallward, doch ein Ausdruck der Bestürzung überzog sein Gesicht.

»Ich bin ganz Erwartung, Basil«, fuhr sein Gefährte fort und sah ihn an.

»Oh, da ist wirklich sehr wenig zu erzählen, Harry«, sagte der Maler, »und ich fürchte, Sie werden es kaum verstehen. Vielleicht werden Sie es nicht einmal glauben.«

Lord Henry lächelte, und er beugte sich nieder, pflückte aus dem Rasen ein rotblättriges Gänseblümchen und untersuchte es. »Ich bin ganz sicher, daß ich es verstehen werde«, entgegnete er und betrachtete aufmerksam die kleine, weißbefiederte goldene Scheibe, »und was das Glauben betrifft, so vermag ich alles zu glauben, vorausgesetzt, daß es ganz und gar unglaublich ist.«

Der Wind schüttelte ein paar Blüten von den Bäumen, und die schweren Sterntrauben des Flieders schwankten in dem schwachen Luftzug. Ein Grashüpfer begann an der Mauer zu zirpen, und wie ein blauer Faden schwebte eine lange dünne Libelle auf ihren braunen Gazeflügeln vorüber. Lord Henry schien es, als könne er Basil Hallwards Herz klopfen hören, und er war neugierig auf das, was kommen würde.

»Die Geschichte ist einfach folgende«, sagte der Maler nach geraumer Zeit. »Vor zwei Monaten ging ich zu einer großen Gesellschaft bei Lady Brandon. Sie wissen, wir armen Künstler müssen uns von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft zeigen, um den Leuten ins Gedächtnis zu rufen, daß wir keine Wilden sind. Im Abendanzug mit weißer Halsbinde kann jeder, so haben Sie mir einmal gesagt, selbst ein Makler, in den Ruf kommen, kultiviert zu sein. Als ich nun zehn Minuten in dem Raum war, im Gespräch mit mächtig aufgetakelten Witwen und langweiligen Akademikern, wurde mir plötzlich bewußt, daß mich jemand ansah. Ich drehte mich halb um und erblickte zum erstenmal Dorian Gray. Als sich unsere Augen trafen, spürte ich, daß ich bleich wurde. Ein sonderbares Gefühl des Entsetzens überkam mich. Ich wußte, daß ich von Angesicht zu Angesicht einem gegenüberstand, dessen bloße Persönlichkeit so faszinierend war, daß sie, sofern ich es zuließ, mein ganzes Wesen, meine ganze Seele und sogar meine Kunst in Anspruch nehmen würde. Ich wünschte keinen äußeren Einfluß auf mein Leben. Sie wissen selbst, Harry, wie unabhängig ich von Natur aus bin. Ich bin stets mein eigener Herr gewesen, zumindest war ich es, bis ich Dorian Gray begegnete. Dann ... Aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Etwas schien mir zu sagen, daß ich am Rande einer schrecklichen Lebenskrise stünde. Ich hatte das seltsame Gefühl, als halte das Schicksal

erlesene Freuden und erlesene Leiden für mich bereit. Mir wurde angst, und ich wandte mich zum Gehen. Das riet mir nicht die Vernunft, sondern es war so etwas wie Feigheit. Ich rechne es mir nicht als eine Ehre an, daß ich zu entfliehen suchte.«

»Vernunft und Feigheit sind in Wirklichkeit dasselbe, Basil. Vernunft ist der Geschäftsname der Firma. Weiter nichts.«

»Das glaube ich nicht, Harry, und Sie glauben es meiner Meinung nach ebensowenig. Nun, welches auch mein Beweggrund sein mochte – möglicherweise war es Stolz, denn ich war von jeher sehr stolz –, jedenfalls strebte ich der Tür zu. Dort stieß ich natürlich auf Lady Brandon. ›Sie wollen doch nicht schon so zeitig davonlaufen, Mister Hallward?‹ rief sie aus. Sie kennen ihre eigentümlich schrille Stimme?«

»Ja, sie ist ein Pfau, in allem außer der Schönheit«, sagte Lord Henry, während er mit seinen langen, nervigen Fingern das Gänseblümchen zerfleckte.

»Ich konnte sie nicht loswerden. Sie führte mich zu Hoheiten und Leuten mit Orden und Ehrenzeichen und ältlichen Damen mit gigantischen Diademen und Papageiennasen. Sie nannte mich ihren liebsten Freund. Ich war ihr vorher nur ein einziges Mal begegnet, aber sie setzte sich in den Kopf, mich zum Löwen des Tages zu machen. Ich glaube, irgendein Bild von mir hatte zu jener Zeit großen Erfolg gehabt, zumindest war in den gängigsten Zeitungen darüber geschwätzt worden, was im neunzehnten Jahrhundert der Maßstab für Unsterblichkeit ist. Plötzlich sah ich mich dem jungen Mann gegenüber, dessen Persönlichkeit mich so seltsam erregt hatte. Wir standen ganz dicht beieinander, fast in Tuchfühlung. Wieder trafen sich unsere Augen. Es war leichtsinnig von mir, aber ich bat Lady Brandon, mich mit ihm bekannt zu machen. Vielleicht war es doch nicht so leichtsinnig. Nur einfach unvermeidlich. Wir hätten auch miteinander gesprochen, ohne einander vorgestellt zu sein. Dessen bin ich gewiß. Dorian sagte es mir später ebenfalls. Auch er hatte das Gefühl, daß unsere Bekanntschaft Bestimmung war.«

»Und wie beschrieb Lady Brandon diesen wunderbaren jungen Mann?« fragte sein Gefährte. »Ich weiß, daß sie sich darin

gefällt, von all ihren Gästen einen schnellen *précis** zu geben. Ich entsinne mich, wie sie mich einmal zu einem gräßlichen alten Herrn mit rotem Gesicht führte, der über und über mit Orden und Ordensbändern behängt war, und mir mit einem tragischen Getuschel, das jeder im Raum unfehlbar hören mußte, die erstaunlichsten Einzelheiten über ihn ins Ohr zischte. Ich floh einfach. Ich entdecke die Menschen gern auf eigene Faust. Lady Branden dagegen behandelt ihre Gäste so wie ein Auktionator seine Waren. Sie erklärt sie entweder so ausführlich, daß nichts von ihnen übrigbleibt, oder erzählt einem alles über sie, mit Ausnahme dessen, was man wissen möchte.«

»Arme Lady Brandon! Sie tun ihr unrecht, Harry!« bemerkte Hallward gleichgültig.

»Mein lieber Junge, sie versuchte, einen Salon zu gründen, und es gelang ihr nur, ein Restaurant zu eröffnen. Wie könnte ich sie schätzen? Aber erzählen Sie mir, was sie über Mister Dorian Gray sagte.«

»Oh, so etwas wie: »Bezaubernder Junge – arme gute Mutter und ich einfach unzertrennlich. Ganz vergessen, was er macht – fürchte, er tut gar nichts – o doch, spielt Klavier – oder ist es die Geige, lieber Mister Gray?« Wir mußten beide lachen und wurden sofort Freunde.«

»Lachen ist durchaus kein schlechter Beginn für eine Freundschaft und ihr bei weitem bestes Ende«, sagte der junge Lord und pflückte ein neues Gänseblümchen. Hallward schüttelte den Kopf. »Sie begreifen nicht, was Freundschaft ist, Harry«, murmelte er, »und was Feindschaft ist, ebensowenig. Sie haben jedermann gern, mit anderen Worten: Ihnen ist jedermann gleichgültig.«

»Wie gräßlich ungerecht von Ihnen!« rief Lord Henry aus, schob seinen Hut zurück und blickte zu den Wölkchen empor, die wie verfitzte Docken schimmernder weißer Seide über das gewölbte Türkis des Sommerhimmels zogen. »Ja, gräßlich ungerecht von Ihnen. Ich mache einen großen Unterschied zwischen den Leuten. Ich erwähle meine Freunde nach ihrem guten Aussehen, meine Bekannten nach ihrem guten Namen und meine Feinde nach ihrer gesunden Vernunft. Man kann nicht

* frz.: gedrängte Darstellung.

vorsichtig genug sein in der Wahl seiner Feinde. Ich besitze nicht einen, der ein Dummkopf wäre. Alle sind Menschen von einer gewissen geistigen Fähigkeit, und deshalb schätzen sie mich alle. Ist das sehr eitel von mir? Ziemlich, wie mir scheint.«

»Das sollte ich meinen, Harry. Nach Ihrer Kategorie dürfte ich aber nur ein Bekannter sein.«

»Mein lieber guter Basil, Sie sind viel mehr als ein Bekannter.«

»Und viel weniger als ein Freund. Vermutlich so etwas wie ein Bruder?«

»Ach, Bruder! Aus Brüdern mache ich mir nichts. Mein älterer Bruder will nicht sterben, und meine jüngeren scheinen nichts anderes zu tun.«

»Harry!« rief Hallward stirnrunzelnd aus.

»Das ist nicht mein voller Ernst, lieber Junge. Aber ich kann mir nicht helfen, ich verabscheue meine Verwandten. Das kommt vermutlich daher, daß unsreins es nicht ausstehen kann, wenn andere Leute dieselben Fehler haben wie wir. Ich sympathisiere durchaus mit dem Zorn der englischen Demokratie gegen das, was sie die Laster der Oberklassen nennen. Die Massen spüren, daß Trunksucht, Dummheit und Unsittlichkeit ihr ureigener Bereich sein sollten und daß jeder von uns, der sich zum Narren macht, in ihrem Jagdgehege wildert. Einfach herrlich ihre Entrüstung, als der arme Southwark vor das Scheidungsgericht kam. Und dennoch glaube ich nicht, daß auch nur ein Zehntel des Proletariats ein untadeliges Leben führt.«

»Kein einziges Ihrer Worte trifft meine Ansicht, Harry, und mehr noch, ich bin sogar überzeugt, Ihre ebensowenig.«

Lord Henry strich sich den braunen Spitzbart und klopfte mit seinem Ebenholzstock, an dem eine Quaste hing, auf die Spitze seines Lackschuhs. »Wie englisch Sie doch sind, Basil! Diese Bemerkung haben Sie nun schon zum zweiten Mal von sich gegeben. Wenn man einem echten Engländer eine Idee mitteilt – was stets eine Unvorsichtigkeit ist –, läßt er sich nie im Traum einfallen, darüber nachzudenken, ob die Idee richtig oder falsch ist. Für wichtig hält er einzlig und allein, ob man selber daran glaubt. Nun hat aber der Wert einer Idee nicht das

allergeringste mit der Aufrichtigkeit dessen zu tun, der sie ausspricht. Wahrscheinlich ist die Idee sogar von um so gediegenem Geist, je unaufrichtiger der Betreffende ist, da sie in diesem Falle weder von seinen Bedürfnissen, seinen Wünschen noch von seinen Vorurteilen gefärbt ist. Wie dem auch sei, ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen über Politik, Soziologie oder Metaphysik zu diskutieren. Mir sind Menschen lieber als Prinzipien, und Menschen ohne Prinzipien sind mir lieber als sonst etwas auf der Welt. Erzählen Sie mir mehr von Mister Dorian Gray. Wie oft sehen Sie ihn?«

»Jeden Tag. Ich wäre nicht glücklich, könnte ich ihn nicht jeden Tag sehen. Er ist mir ganz und gar unentbehrlich.«

»Wie merkwürdig! Ich dachte, Sie würden sich nie um etwas anderes als Ihre Kunst scheren.«

»Er ist mir jetzt meine ganze Kunst«, antwortete der Maler ernst. »Mitunter denke ich, es gibt in der Weltgeschichte nur zwei Perioden von einiger Bedeutung. Die erste ist das Auftreten eines neuen künstlerischen Ausdrucksmittels und die zweite das Auftreten einer neuen Persönlichkeit, ebenfalls für die Kunst. Was für die Venezianer die Erfindung der Ölmalerei war, das war das Antlitz des Antinous für die spätgriechische Plastik, und das wird eines Tages für mich das Antlitz Dorian Grays sein. Es ist nicht nur, daß ich ihn male, zeichne, skizziere. Das habe ich natürlich alles getan. Aber er ist mir viel mehr als ein Modell oder einer, der mir sitzt. Ich will Ihnen nicht einreden, ich sei unzufrieden mit dem, was ich nach ihm geschaffen habe, oder seine Schönheit sei solcherart, daß die Kunst sie nicht auszudrücken vermag. Es gibt nichts, was Kunst nicht ausdrücken kann, und ich weiß, daß alles, was ich seit der Begegnung mit Dorian Gray geschaffen habe, gute Arbeit ist, die beste Arbeit meines Lebens. Doch auf irgendeine seltsame Weise – ob Sie mich wohl verstehen werden? – hat mich seine Persönlichkeit zu einem völlig neuen Kunstgenre angeregt, zu einer völlig neuen Stilart. Ich sehe die Dinge anders, ich denke anders über sie. Ich kann nun Leben auf eine Weise neu schaffen, die mir bislang verborgen war. ›Ein Traum von der Form in Zeiten des Denkens‹ – Wer sagt das? Ich habe es vergessen; aber genau das ist mir Dorian Gray. Die bloße augenfällige Ge-

genwart dieses Jungen – denn für mich ist er kaum mehr als ein Junge, obgleich er in Wirklichkeit über zwanzig ist –, seine bloße augenfällige Gegenwart – ach, ob Sie sich wohl vorstellen können, was das alles für mich bedeutet? Ohne es zu wissen, bezeichnet er mir das Gebiet einer neuen Schule, einer Schule, welche die ganze Leidenschaft des romantischen Geistes enthalten muß sowie die ganze Vollkommenheit des griechischen. Die Harmonie von Seele und Leib – wieviel das bedeutet! Wir in unserm Wahnsinn haben die beiden getrennt und einen Realismus erfunden, der vulgär ist, eine Idealität, die unwirklich ist. Harry! Wenn Sie nur wüßten, was mir Dorian Gray bedeutet! Sie erinnern sich an meine Landschaft, für die mir Agnew einen so enormen Preis bot, von der ich mich aber nicht trennen wollte. Sie ist eine der besten Sachen, die ich je geschaffen habe. Und warum? Weil Dorian Gray neben mir saß, als ich sie malte. Eine fast unmerkliche Einwirkung ging von ihm aus, und zum ersten Mal in meinem Leben erblickte ich in der einfachen Waldlandschaft das Wunder, das ich stets gesucht und stets verfehlt hatte.«

»Das ist außerordentlich, Basil! Ich muß Dorian Gray sehen.«

Hallward erhob sich von der Bank und ging im Garten auf und ab. Nach einer Weile kam er zurück. »Harry«, sagte er, »Dorian Gray ist für mich einfach ein Antrieb zur Kunst. Vielleicht werden Sie gar nichts an ihm finden. Ich finde alles in ihm. Er ist in meinem Werk niemals gegenwärtiger, als wenn von seinem Abbild nichts darin enthalten ist. Er ist, wie ich schon sagte, die Anregung zu einem neuen Genre. Ich finde ihn in den Krümmungen gewisser Linien, in der Lieblichkeit und Zartheit gewisser Farben. Das ist alles.«

»Warum stellen Sie dann nicht sein Porträt aus?« fragte Lord Henry.

»Weil ich, ohne es zu beabsichtigen, einen Ausdruck dieser ganzen sonderbaren künstlerischen Götzenverehrung hineingelegt habe, von der ich ihm natürlich nichts erzählt habe. Er weiß nichts davon. Er soll nie etwas davon erfahren. Aber die Leute könnten sie erraten, und ich will meine Seele nicht seichten, zudringlichen Blicken entblößen. Mein Herz soll nie unter

ihr Mikroskop kommen. Es ist zuviel von mir selbst in dem Ding, Harry – zuviel von mir selbst!«

»Dichter haben nicht so viele Bedenken wie Sie. Die wissen, wie nützlich Leidenschaft für die Veröffentlichung ist. Ein gebrochenes Herz bringt es heutzutage zu vielen Auflagen.«

»Ich verabscheue sie deswegen«, rief Hallward. »Ein Künstler sollte schöne Dinge schaffen, aber nichts aus seinem eigenen Leben hineintun. Wir leben in einer Zeit, in der die Menschen mit der Kunst umgehen, als sei sie eine Art Autobiographie. Wir haben das abstrakte Gefühl für Schönheit verloren. Eines Tages werde ich der Welt zeigen, was das ist, und aus diesem Grunde sollen die Leute mein Porträt von Dorian Gray niemals zu Gesicht bekommen.«

»Ich glaube, Sie haben unrecht, Basil, aber ich will nicht mit Ihnen streiten. Nur geistig Verirrte streiten. Sagen Sie mir, liebt Dorian Gray Sie sehr?« Der Maler überlegte einige Augenblicke. »Er hat mich gern«, antwortete er nach einer Pause, »ich weiß, daß er mich gern hat. Natürlich schmeichle ich ihm fürchterlich. Ich finde ein sonderbares Vergnügen daran, ihm Dinge zu sagen, von denen ich weiß, daß es mir leid tun wird, sie gesagt zu haben. In der Regel ist er bezaubernd zu mir, und wir sitzen im Atelier und reden über tausend Dinge. Hin und wieder ist er jedoch entsetzlich rücksichtslos, und es scheint ihm große Freude zu bereiten, wenn er mir weh tut. Dann spüre ich, Harry, daß ich meine ganze Seele einem Menschen hingegeben habe, der mit ihr umgeht wie mit einer Blume, die man ins Knopfloch steckt, einer kleinen Verzierung, seine Eitelkeit zu erfreuen, einem Schmuck für einen Sommertag.«

»Tage im Sommer können sich hinziehen, Basil«, murmelte Lord Henry. »Vielleicht ermüden Sie eher als er. Es ist ein verdrießlicher Gedanke, dennoch besteht kein Zweifel darüber, daß Genie länger währt als Schönheit. Das erklärt die Tatsache, daß wir uns alle solche Mühe geben, uns übermäßig zu bilden. In dem wilden Kampf ums Dasein brauchen wir etwas Dauerhaftes, und deshalb stopfen wir uns den Kopf voll mit Abfall und Wahrheiten, in der törichten Hoffnung, unsern Platz zu behaupten. Der gründlich Gebildete – er ist das heutige Ideal. Und der Geist des gründlich Gebildeten ist etwas Fürchterli-

ches. Er gleicht einem Antiquitätenladen: nichts als Scheußlichkeiten und Staub, und alles über seinen eigentlichen Wert veranschlagt. Dennoch glaube ich, daß Sie zuerst ermüden werden. Eines Tages werden Sie Ihren Freund ansehen, und er wird Ihnen ein wenig verzeichnet vorkommen, oder Ihnen wird seine Farbtönung nicht gefallen oder sonst etwas. Sie werden ihm in Ihrem Herzen bittere Vorwürfe machen und allen Ernstes meinen, daß er sich sehr schlecht gegen Sie betragen habe. Das nächste Mal, wenn er Sie besucht, werden Sie völlig kühl und gleichgültig sein. Schade, denn es wird Sie verändern. Was Sie mir erzählt haben, ist durchaus ein Roman, man könnte ihn einen Roman der Kunst nennen, und das schlimmste am Erleben eines Romans ist, daß er einen so unromantisch zurückläßt.« – »Sprechen Sie nicht so, Harry. Solange ich lebe, wird mich Dorian Grays Persönlichkeit beherrschen. Sie können nicht empfinden, was ich empfinde. Sie wechseln zu oft.«

»Aber mein lieber Basil, gerade deshalb kann ich es empfinden. Wer treu ist, kennt nur die triviale Seite der Liebe; der Treulose ist es, der die Liebestragödien kennenlernt.« Und Lord Henry entzündete ein elegantes silbernes Feuerzeug und begann mit so selbstbewußter und zufriedener Miene eine Zigarette zu rauchen, als hätte er die ganze Welt in einem Satz zusammengefaßt. In den grünlackierten Efeublättern raschelten tschilpende Spatzen, und die blauen Wolkenschatten jagten einander wie Schwalben über den Rasen. Wie angenehm war es in dem Garten! Und wie köstlich waren die Gemütsbewegungen anderer Leute! – Viel köstlicher, wie ihm schien, als deren Ideen. Die eigene Seele und die Leidenschaften seiner Freunde – das waren die faszinierenden Dinge im Leben. Mit heimlichem Vergnügen malte er sich das langweilige Gabelfrühstück aus, das er versäumt hatte, weil er so lange bei Basil Hallward geblieben war. Wäre er zu seiner Tante gegangen, so hätte er dort, davon war er überzeugt, Lord Goodbody getroffen, und die ganze Unterhaltung hätte sich um die Armenspeisung gedreht und die Notwendigkeit von Musterheimen. Jeder Stand hätte die Bedeutung solcher Tugenden gepredigt, die er in seinem eigenen Leben zu üben nicht für erforderlich hielt. Die Reichen hätten vom Wert der Sparsamkeit geredet und die

Müßiggänger ihre Beredsamkeit über die Würde der Arbeit entfaltet. Wie bezaubernd, all dem entronnen zu sein! Als er an seine Tante dachte, schien ihm etwas einzufallen. Er wandte sich Hallward zu und sagte: »Mein lieber Junge, eben habe ich mich an etwas erinnert.«

»Woran, Harry?«

»Wo ich den Namen Dorian Gray schon gehört habe.«

»Und wo war das?« fragte Hallward mit leicht gerunzelten Brauen.

»Machen Sie nicht ein so böses Gesicht. Es war bei meiner Tante, Lady Agatha. Sie erzählte mir, daß sie einen wundervollen jungen Mann entdeckt habe, der ihr in East End helfen wolle, und sein Name sei Dorian Gray. Ich muß jedoch feststellen, daß sie mir nie gesagt hat, wie gut er aussieht. Frauen sind außerstande, Schönheit zu würdigen, zumindest tugendhafte Frauen. Sie sagte, er sei sehr ernst und von vortrefflichem Wesen. Und sofort stellte ich mir ein Geschöpf mit Brille, spärlichem Haar und gräßlichen Sommersprossen vor, das auf Quadratfüßen einhertrampelt. Ich wünschte, ich hätte gewußt, daß er Ihr Freund ist.«

»Ich bin sehr froh, daß Sie es nicht wußten, Harry.«

»Warum?«

»Ich will nicht, daß Sie mit ihm zusammenkommen.«

»Das wollen Sie nicht?«

»Nein.«

»Mister Dorian Gray ist im Atelier, Sir«, meldete der Butler, der in den Garten kam.

»Jetzt müssen Sie mich mit ihm bekannt machen«, rief Lord Henry lachend aus.

Der Maler drehte sich zu seinem Diener um, der blinzelnd im Sonnenlicht stand. »Bitten Sie Mister Gray zu warten, Parker, ich werde in wenigen Augenblicken dasein.« Der Mann verbeugte sich und ging den Weg zum Haus.

Dann sah der Maler Lord Henry an. »Dorian Gray ist mein liebster Freund«, sagte er. »Er ist eine schlichte und schöne Natur. Ihre Tante hatte völlig recht mit dem, was sie über ihn sagte. Verderben Sie ihn nicht. Versuchen Sie nicht, ihn zu beeinflussen. Ihr Einfluß wäre schlecht. Die Welt ist weit, und es

gibt darin viele erstaunliche Menschen, Nehmen Sie mir nicht den einen, der meiner Kunst allen Zauber gibt, den sie besitzt; mein Leben als Künstler hängt von ihm ab. Denken Sie daran, Harry, ich vertraue Ihnen.« Er sprach sehr langsam, und die Worte schienen sich ihm fast gegen seinen Willen zu entringen.

»Welchen Unsinn Sie reden!« sagte Lord Henry lächelnd, und indem er Hallwards Arm ergriff, zog er ihn fast ins Haus.

ZWEITES KAPITEL

Als sie eintraten, erblickten sie Dorian Gray. Er saß am Klavier, mit dem Rücken zu ihnen, und blätterte in einem Band mit Schumanns »Waldszenen«. »Den müssen Sie mir leihen, Basil«, rief er. »Ich möchte sie spielen lernen. Sie sind einfach bezaubernd.«

»Das hängt ganz und gar davon ab, wie Sie heute sitzen, Dorian.«

»Oh, ich bin es leid zu sitzen, und ich möchte kein Bild von mir in Lebensgröße«, antwortete der junge Mann und schwang sich eigensinnig und trotzig auf dem Klavierhocker herum. Als er Lord Henry gewahrte, färbte für einen Augenblick eine schwache Röte seine Wangen, und er sprang auf. »Verzeihen Sie, Basil, aber ich wußte nicht, daß Sie Besuch haben.«

»Dies ist Lord Henry Wotton, Dorian, ein alter Freund aus der Zeit in Oxford. Ich habe ihm gerade erzählt, wie famos Sie sitzen, und nun haben Sie alles verdorben.«

»Das Vergnügen, Ihnen zu begegnen, haben Sie mir nicht verdorben, Mister Gray«, sagte Lord Henry, während er vortrat und die Hand ausstreckte. »Meine Tante hatte mir oft von Ihnen erzählt. Sie gehören zu ihren Lieblingen, und ich fürchte, zu ihren Opfern ebenfalls.«

»Im Augenblick bin ich bei Lady Agatha schlecht angegeschrieben«, antwortete Dorian mit komisch reuevoller Miene. »Ich hatte ihr versprochen, sie letzten Dienstag zu einem Klub in Whitechapel zu begleiten, und habe die Sache wirklich völlig vergessen. Wir sollten zusammen vierhändig spielen – drei Stücke, glaube ich. Ich weiß nicht, was sie nun sagen wird. Ich fürchte mich viel zu sehr, sie aufzusuchen.«

»Oh, ich werde Sie schon mit meiner Tante versöhnen. Sie ist Ihnen von Herzen ergeben. Und ich glaube, es macht wirklich nichts aus, daß Sie nicht dort waren. Wahrscheinlich haben die Zuhörer gemeint, es werde vierhändig gespielt. Wenn sich Tante Agatha ans Klavier setzt, macht sie durchaus genug Lärm für zwei.«

»Das ist abscheulich gegen sie und auch nicht sehr nett gegen mich«, entgegnete Dorian lachend. Lord Henry sah ihn an. Ja, er war in der Tat erstaunlich schön mit seinen feingeschwungenen scharlachroten Lippen, seinen offenen blauen Augen und dem krausen Goldhaar. Es lag etwas in seinem Gesicht, das sofort Vertrauen zu ihm einflößte. Es hatte die ganze Aufrichtigkeit der Jugend wie auch die ganze leidenschaftliche Unschuld der Jugend. Man spürte, daß er sich von der Welt unbefleckt bewahrt hatte. Kein Wunder, daß Basil Hallward ihn anbetete.

»Sie sind zu bezaubernd, um sich mit Philanthropie abzugeben – viel zu bezaubernd.« Und Lord Henry warf sich auf den Diwan und öffnete sein Zigarettenetui.

Der Maler hatte emsig seine Farben gemischt und seine Pinsel vorbereitet. Er sah gequält aus, und als er Lord Henrys letzte Bemerkung vernahm, sah er ihn an, zögerte einen Augenblick und sagte: »Harry, ich möchte das Bild heute vollenden. Würden Sie es für schrecklich unhöflich von mir halten, wenn ich Sie bate zu gehen?« Lord Henry lächelte und sah Dorian Gray an. »Muß ich gehen, Mister Gray?« sagte er.

»Oh, bitte nicht, Lord Henry. Ich sehe schon, daß Basil wieder einmal übellaunig ist, und ich kann ihn nicht ausstehen, wenn er schmollt. Außerdem möchte ich, daß Sie mir sagen, warum ich mich nicht mit Philanthropie abgeben sollte.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen werde, Mister Gray. Es ist ein so langweiliges Thema, daß man ernsthaft darüber reden müßte. Aber ich werde bestimmt nicht davonlaufen, nachdem Sie mich gebeten haben zu bleiben. Es macht Ihnen doch wirklich nichts aus, nicht wahr, Basil? Sie haben mir oft gesagt, wie lieb es Ihnen ist, wenn die Leute, die Ihnen sitzen, mit jemandem plaudern können.«

Hallward biß sich auf die Lippen. »Wenn Dorian es wünscht,

müssen Sie natürlich bleiben. Doriens Launen sind Gesetz für jedermann, außer für ihn selbst.«

Lord Henry nahm seinen Hut und seine Handschuhe. »Sie nötigen mich zwar sehr, Basil, aber ich fürchte doch, ich muß gehen. Ich habe mich mit einem Mann im Orleansklub verabredet. Leben Sie wohl, Mister Gray. Besuchen Sie mich doch mal am Nachmittag in der Curzon Street. Um fünf Uhr bin ich fast immer zu Hause. Schreiben Sie mir, wann Sie kommen. Es würde mir leid tun, Sie zu verfehlten.«

»Basil«, rief Dorian Gray, »wenn Lord Henry Wotton geht, werde ich auch gehen. Niemals tun Sie den Mund auf, wenn Sie malen, und es ist entsetzlich langweilig, auf einem Podest zu stehen und ein freundliches Gesicht zu machen. Bitten Sie ihn zu bleiben. Ich bestehe darauf.«

»Bleiben Sie, Harry, Dorian zu Gefallen und mir zu Gefallen«, sagte Hallward, die Augen unverwandt auf sein Bild gerichtet. »Es ist freilich wahr, beim Arbeiten rede ich nicht und höre auch nicht zu, und das muß schrecklich langweilig sein für die Unglücklichen, die mir sitzen. Bitte, bleiben Sie.«

»Aber was ist mit meinem Bekannten im Orleansklub?«

Der Maler lachte. »Das wird vermutlich kein Hindernis sein. Setzen Sie sich wieder, Harry. Und Sie, Dorian, steigen jetzt auf das Podest und bewegen sich nicht zuviel, und hören Sie nicht auf das, was Lord Henry sagt. Er hat einen sehr schlechten Einfluß auf all seine Freunde, ich bin die einzige Ausnahme.«

Mit der Miene eines jungen griechischen Märtyrers stieg Dorian auf das Podest und schnitt eine mißvergnügte Grimasse in Lord Henrys Richtung, zu dem er eine beträchtliche Neigung gefaßt hatte. Er war so ganz anders als Basil. Sie bildeten einen herrlichen Gegensatz. Und er hatte eine so schöne Stimme. Nach einer Weile fragte er ihn: »Haben Sie wirklich einen sehr schlechten Einfluß, Lord Henry? So schlecht, wie Basil behauptet?«

»So etwas wie einen guten Einfluß gibt es nicht, Mister Gray. Jeder Einfluß ist unmoralisch – unmoralisch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus.«

»Warum?«

»Weil einen Menschen beeinflussen soviel bedeutet, wie ihm

die eigene Seele geben. Er denkt nicht mehr seine natürlichen Gedanken oder entflammt in seinen natürlichen Leidenschaften. Seine Tugenden gehören in Wahrheit nicht ihm. Seine Sünden, wenn es so etwas wie Sünden gibt, sind geborgt. Er wird das Echo der Musik eines anderen, der Darsteller einer Rolle, die nicht für ihn geschrieben wurde. Das Ziel des Lebens ist Selbstentfaltung. Seine eigene Natur vollständig zu verwirklichen – das ist es, wozu jeder von uns da ist. Heutzutage haben die Leute Angst vor sich selbst. Sie haben die höchste aller Pflichten vergessen, die Pflicht, die man sich selbst schuldig ist. Natürlich sind sie barmherzig. Sie speisen den Hungrigen und kleiden den Bettler. Aber ihre eigenen Seelen verhungern und sind nackt. Der Mut hat unser Geschlecht verlassen. Vielleicht haben wir ihn niemals wirklich besessen. Der Schrecken vor der Gesellschaft, die das Fundament der Moral ist, der Schrecken vor Gott, der das Geheimnis der Religion ist – das sind die beiden Dinge, die uns beherrschen. Und dennoch ...«

»Seien Sie ein braver Junge, Dorian, und drehen Sie nur den Kopf ein wenig mehr nach rechts«, sagte der Maler, in seine Arbeit vertieft, wobei er nur gemerkt hatte, daß in das Gesicht des jungen Mannes ein Ausdruck gekommen war, den er nie zuvor darin wahrgenommen hatte.

»Und dennoch«, fuhr Lord Henry mit seiner tiefen, melodischen Stimme fort und mit jener anmutigen, für ihn so charakteristischen Handbewegung, die er bereits seinerzeit in Eton gehabt hatte, »und dennoch glaube ich, wenn auch nur ein einziger sein Leben voll und ganz auslebte, jedem Gefühl Gestalt und jedem Gedanken Ausdruck gäbe und jeden Traum verwirklichte – dann, glaube ich, würde die Welt einen so frischen Antrieb zur Freude erhalten, daß wir all die mittelalterlichen Krankheiten vergessen und zu dem hellenischen Ideal zurückkehren würden – möglicherweise zu etwas Schönerem, Köstlicherem als dem hellenischen Ideal. Aber der Tapferste unter uns hat Angst vor sich selbst. Die Verstümmelung der Wilden lebt tragisch fort in der Selbstverleugnung, die unser Leben entstellt. Wir werden gestraft für unsere Entzagungen. Jeder Impuls, den wir zu unterdrücken suchen, lagert sich in der Seele ab und vergiftet uns. Der Körper sündigt gelegentlich,

und damit ist die Sünde für ihn erledigt, denn Handeln ist eine Art Läuterung. Nichts bleibt dann zurück als die Erinnerung an einen Genuss oder die Wollust des Schmerzes. Der einzige Weg, sich einer Versuchung zu entledigen, ist, ihr nachzugeben. Widerstehen Sie ihr, und Ihre Seele wird krank vor Sehnsucht nach den Dingen, die sie sich selbst verboten hat, vor Begierde nach dem, was ihre widernatürlichen Gesetze widernatürlich und gesetzwidrig gemacht haben. Es ist behauptet worden, die großen Weltereignisse trügen sich im Gehirn zu. Im Gehirn, und nur im Gehirn, tragen sich auch die großen Sünden der Welt zu. Sie, Mister Gray, Sie selbst haben in Ihrer rosenroten Jugend und Ihrem rosenweißen Knabenalter Leidenschaften gehabt, die Ihnen angst machten, Gedanken, die Sie mit Entsetzen erfüllten, Tagträume und Träume im Schlaf, die Ihre Wangen mit Schamröte verdunkeln können, wenn Sie nur daran denken ...«

»Halt!« stammelte Dorian Gray. »Halt! Sie verwirren mich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es gibt eine Antwort auf Ihre Worte, aber ich kann sie nicht finden. Sprechen Sie jetzt nicht. Lassen Sie mich nachdenken. Oder besser gesagt, lassen Sie mich versuchen, nicht nachzudenken.«

Nahezu zehn Minuten stand er dort, reglos, mit geöffneten Lippen und merkwürdig glänzenden Augen. Unklar war ihm bewußt, daß völlig neue Einflüsse in ihm am Werke waren. Doch ihm schien, als kämen sie in Wahrheit aus ihm selbst. Die wenigen Worte, die Basils Freund zu ihm gesprochen hatte – Worte, die zweifellos auf gut Glück hingesagt waren und mutwillige Paradoxe enthielten –, hatten eine geheime Saite angeschlagen, die nie zuvor berührt worden war und die er nun jedoch vibrierten und in sonderbaren Impulsen bebten fühlte.

So hatte ihn Musik erregt. Musik hatte ihn so manches Mal aufgerüttelt. Aber Musik war nicht eindeutig verständlich. Es war nicht eine neue Welt, die sie in uns hervorbrachte, sondern eher ein weiteres Chaos. Worte! Bloße Worte! Wie schrecklich sie waren! Wie klar und lebendig und grausam! Man konnte ihnen nicht entrinnen. Und doch, welch berückender Zauber lag in ihnen! Sie schienen gestaltlosen Dingen plastische Gestalt geben zu können und ihre eigene Musik zu haben, so süß wie

die der Viola oder der Laute. Bloße Worte! Gab es etwas so Wahres wie Worte?

Ja, es hatte in seinem Knabenalter Dinge gegeben, die er nicht verstanden hatte. Jetzt verstand er sie. Plötzlich bekam das Leben für ihn glühende Farben. Ihm schien, als sei er durch Feuer gewandert. Warum hatte er es nicht gewußt?

Mit seinem feinen Lächeln beobachtete ihn Lord Henry. Er kannte den richtigen psychologischen Moment, da man nichts sagen durfte. Er verspürte heftiges Interesse. Er staunte über den unerwarteten Eindruck, den seine Worte hervorgerufen hatten, und da ihm ein Buch einfiel, das er mit sechzehn Jahren gelesen, ein Buch, das ihm vieles bislang Unbekannte offenbart hatte, fragte er sich, ob Dorian Gray eine ähnliche Erfahrung durchmachte. Er hatte nur einen Pfeil in die Luft abgeschossen. Hatte er das Ziel getroffen? Wie faszinierend der Junge war!

Hallward malte weiter mit seinem erstaunlich kühnen Strich, der die wahre Verfeinerung und vollendete Zartheit hatte, die zumindest in der Kunst nur aus der Kraft erwachsen. Das Schweigen war ihm nicht bewußt geworden.

»Basil, ich bin müde vom Stehen«, rief Dorian Gray plötzlich. »Ich muß hinaus und mich in den Garten setzen. Die Luft hier drin ist zum Ersticken.«

»Mein lieber Junge, es tut mir so leid. Wenn ich male, kann ich an nichts anderes denken. Aber Sie haben mir niemals besser gesessen. Sie haben sich überhaupt nicht gerührt. Und ich habe den Effekt eingefangen, den ich brauchte – die halbgeöffneten Lippen und den Glanz in den Augen. Ich weiß nicht, was Harry Ihnen gesagt hat, aber zweifellos hat er den herrlichen Ausdruck in Ihr Gesicht gezaubert. Vermutlich hat er Ihnen Komplimente gemacht. Sie dürfen kein Wort davon glauben, was er sagt.«

»Er hat mir bestimmt keine Komplimente gemacht Vielleicht ist das der Grund, warum ich nichts von dem glaube, was er mir erzählt hat.«

»Sie wissen, daß Sie all das glauben«, sagte Lord Henry und sah ihn mit seinen träumerischen, schlaftrigen Augen an. »Ich gehe mit Ihnen in den Garten. Es ist schrecklich heiß hier im Atelier, Basil, verschaffen Sie uns etwas Eisgekühltes zum Trinken, etwas mit Erdbeeren drin.«

»Natürlich, Harry. Klingeln Sie, und wenn Parker kommt, werde ich ihm sagen, was Sie wünschen. Ich muß den Hintergrund ausarbeiten, deshalb werde ich erst später zu euch hinauskommen. Halten Sie Dorian nicht zu lange auf. Niemals bin ich in besserer Verfassung zum Malen gewesen als heute. Dies wird mein Meisterwerk. Es ist schon so, wie es dasteht, mein Meisterwerk.«

Lord Henry ging hinaus in den Garten und entdeckte Dorian Gray, wie er sein Gesicht in den großen kühlen Fliederdolden vergrub und fieberhaft ihren Duft trank, als wäre er Wein. Er ging zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Sie haben völlig recht«, murmelte er. »Nur die Sinne können die Seele heilen, so wie nur die Seele die Sinne heilen, kann.«

Der Jüngling fuhr zusammen und trat zurück. Er war barhäuptig, und die Blätter hatten seine widerspenstigen Locken in Unordnung gebracht und all ihre goldenen Fäden verwirrt. Ein Ausdruck von Furcht lag in seinen Augen, wie bei Menschen, die jäh aus dem Schlaf erwachen. Seine fein gemeißelten Nasenflügel bebten, und ein verborgener Nerv durchzuckte das Scharlachrot seiner Lippen, so daß sie zitterten.

»Ja«, fuhr Lord Henry fort, »das ist eines der großen Geheimnisse des Lebens – die Seele durch die Sinne heilen und die Sinne durch die Seele. Sie sind ein erstaunliches Geschöpf. Sie wissen mehr, als Sie zu wissen glauben, geradeso wie Sie weniger wissen, als Sie wissen müßten.«

Dorian Gray runzelte die Brauen und wandte den Kopf ab. Er konnte nicht anders, er mußte den hochgewachsenen, eleganten jungen Mann, der neben ihm stand, einfach gern haben. Sein romantisches, olivenfarbenes Gesicht und dessen verlebter Ausdruck interessierten ihn. In seiner tiefen, matten Stimme lag etwas entschieden Berückendes. Selbst seine kühlen, weißen, blumengleichen Hände waren von eigenartigem Zauber. Sie waren, wenn er sprach, in Bewegung wie Musik und schienen ihre eigene Sprache zu haben. Dennoch fürchtete er sich vor ihm und schämte sich dessen. Warum war es einem Fremden anheimgegeben, ihm sein Inneres zu offenbaren? Basil Hallward kannte er seit Monaten, aber die Freundschaft zwischen ihnen hatte ihn nicht gewandelt. Plötzlich war jemand in

sein Leben getreten, der ihm augenscheinlich das Geheimnis des Lebens enthüllt hatte. Und wenn schon, was hatte er zu fürchten? Er war kein Schuljunge oder ein Mädchen. Es war lächerlich, Angst zu haben.

»Kommen Sie, wir wollen uns in den Schatten setzen«, sagte Lord Henry. »Parker hat die Getränke herausgebracht, und wenn Sie noch länger in diesem Sonnenglast bleiben, wird er Sie verwüsten, und Basil wird Sie nie wieder malen. Sie dürfen sich wirklich nicht von der Sonne verbrennen lassen. Das wäre unkleidsam.«

»Was kann das schon ausmachen?« rief Dorian Gray lachend aus und setzte sich auf die Bank am Ende des Gartens.

»Ihnen sollte es alles ausmachen, Mister Gray.«

»Warum?«

»Weil die wundervollste Jugend Ihr Besitz ist, und Jugend ist das einzige, was Wert hat.«

»So empfinde ich es nicht, Lord Henry.«

»Nein, jetzt noch nicht. Aber eines Tages, wenn Sie alt und runzlig und häßlich sind, wenn das Denken Ihre Stirn mit seinen Furchen gezeichnet und die Leidenschaft ihre furchtbare Glut in Ihre Lippen eingebrennt hat, dann werden Sie es auf erschreckende Weise empfinden. Jetzt bezaubern Sie die Welt, wohin Sie auch gehen mögen. Wird das immer so bleiben? ... Sie haben ein wunderschönes Gesicht, Mister Gray. Runzeln Sie nicht die Brauen. Es ist so. Und Schönheit ist eine Form des Genies – sie steht in der Tat noch höher als das Genie, da sie keiner Erklärung bedarf. Sie gehört zu den großen Wahrheiten der Welt, wie das Sonnenlicht oder der Frühling oder der Widerschein jener silbernen Muschel, die wir Mond nennen, auf den dunklen Wassern. Man kann darüber nicht streiten. Sie hat ihr göttliches Recht auf Souveränität. Sie macht solche, die sie besitzen, zu Fürsten. Sie lächeln? Ach, wenn Sie sie verloren haben, werden Sie nicht lächeln ... Manchmal sagen die Leute, Schönheit sei nur oberflächlich. Mag sein. Aber zumindest ist sie nicht so oberflächlich wie das Denken. Für mich ist Schönheit das Wunder aller Wunder. Nur Dumme urteilen nicht nach dem, was sie sehen. Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare ... Ja, Mister Gray, die Götter

sind gütig gegen Sie gewesen. Aber was die Götter schenken, nehmen sie bald wieder. Nur ein paar Jahre sind Ihnen beschieden, wahrhaft, gründlich und ausgiebig zu leben. Wenn Ihre Jugend schwindet, wird auch Ihre Schönheit schwinden, und plötzlich werden Sie entdecken, daß es für Sie keine Triumphe mehr gibt oder daß Sie sich mit jenen jämmerlichen Triumphen begnügen müssen, welche die Erinnerung an Ihre Vergangenheit noch bitterer macht als Niederlagen. Jeder abnehmende Mond bringt Sie etwas Schrecklichem näher. Die Zeit ist eifersüchtig auf Sie und führt Krieg gegen Ihre Lilien und Rosen. Sie werden bleich und hohlwangig, und Ihre Augen trüben sich. Sie werden entsetzlich leiden ... Ach, nutzen Sie Ihre Jugend, solange Sie ihrer teilhaftig sind. Vergeuden Sie nicht das Gold Ihrer Tage, indem Sie den Langweiligen zuhören, die hoffnungslosen Versager zu bessern suchen oder Ihr Leben an die Dummköpfe, die Gewöhnlichen und den Pöbel wegwerfen. Das sind die ungesunden Ziele, die falschen Vorstellungen unserer Zeit. Leben Sie! Leben Sie das wundervolle Leben, das in Ihnen ist! Lassen Sie sich nichts entgehen. Suchen Sie stets nach neuen Eindrücken. Scheuen Sie vor nichts zurück ... Ein neuer Hedonismus – das ist es, was unser Jahrhundert braucht. Sie könnten sein sichtbares Symbol sein. So wie Sie geschaffen sind, gibt es nichts, was Sie nicht tun könnten. Für ein Weilchen gehört Ihnen die Welt ... In dem Augenblick, da ich Ihnen gegenübertrat, erkannte ich, daß Sie keine Ahnung davon hatten, was Sie in Wirklichkeit sind oder wirklich sein könnten. Es war so viel Bezauberndes an Ihnen, daß ich das Gefühl hatte, ich müsse Ihnen einiges über Sie sagen. Mir kam der Gedanke, wie tragisch es doch wäre, wenn Sie unnütz vergeudet würden. Denn Ihre Jugend wird nur so kurze Zeit dauern – so kurze Zeit. Die gemeinen Bergblumen verdorren, erblühen jedoch aufs neue. Der Goldregen wird im nächsten Juni so gelb sein wie jetzt. In einem Monat wird die Clematis purpurne Sterne tragen, und Jahr für Jahr wird die grüne Nacht ihrer Blätter die Purpursterne enthalten. Wir jedoch kehren nie zu unserer Jugend zurück. Der Pulsschlag der Freude, der in uns pocht, wenn wir zwanzig sind, wird träge. Unsere Glieder ermatten, unsere Sinne verfaulen. Wir entarten zu ab-

scheulichen Marionetten, verfolgt von der Erinnerung an die Leidenschaften, vor denen wir zuviel Angst hatten, und an die köstlichen Versuchungen, denen wir nicht nachgaben, weil es uns an Mut fehlte. Jugend! Jugend! Es gibt einfach nichts auf der Welt als Jugend!«

Dorian Gray lauschte mit aufgerissenen Augen und voller Staunen. Der Fliederzweig entglitt seiner Hand und fiel auf den Kies. Eine pelzige Biene kam und summte ein Weilchen um ihn herum. Dann krabbelte sie über die bestirnte langgestreckte Kugel seiner winzigen Blüten. Er beobachtete sie mit jenem sonderbaren Interesse an unbedeutenden Dingen, das wir zu entfalten suchen, wenn uns Dinge von hoher Bedeutung bange machen oder wenn uns eine bislang unbekannte Empfindung erregt, für die wir keinen Ausdruck finden können, oder wenn ein Gedanke, der uns entsetzt, plötzlich unser Hirn bestürmt und von uns fordert, daß wir uns ihm überlassen. Nach einer Weile flog die Biene davon. Er sah sie in die gefleckte Trompete einer Tyrischen Winde kriechen. Die Blüte schien zu erbeben und schwankte dann sacht hin und her.

Plötzlich erschien der Maler an der Tür zum Atelier und bedeutete ihnen mit ungeduldig wiederholten Gesten hereinzu kommen. Sie wandten sich einander zu und lächelten.

»Ich warte«, rief er, »kommt herein! Das Licht ist ganz vor trefflich, und ihr könnt eure Getränke mitbringen.«

Sie standen auf und schlenderten gemeinsam den Weg hinab. Zwei grün-weiße Schmetterlinge flatterten an ihnen vorbei, und in dem Birnbaum am Ende des Gartens begann eine Amsel zu singen.

»Sie sind froh, daß Sie mir begegnet sind, Mister Gray«, sagte Lord Henry und sah ihn an.

»Ja, jetzt bin ich froh. Ob ich wohl immer froh sein werde?«

»Immer! Das ist ein schreckliches Wort. Es läßt mich schaudern, wenn ich es höre. Frauen haben eine Vorliebe dafür. Sie verderben jeden Liebesroman, indem sie ihm ewige Dauer zu geben versuchen. Überdies ist es ein sinnloses Wort. Der einzige Unterschied zwischen einer Laune und einer lebenslänglichen Leidenschaft ist der, daß die Laune ein wenig länger vorhält.«

Als sie in das Atelier traten, legte Dorian Gray seine Hand auf Lord Henrys Arm. »Wenn es so ist, dann lassen Sie unsere Freundschaft eine Laune sein«, murmelte er, über seine eigene Kühnheit errötend; dann stieg er auf das Podest und nahm seine Haltung ein.

Lord Henry warf sich in einen breiten Korbsessel und beobachtete ihn. Der Strich und das Tupfen des Pinsels auf der Leinwand waren die einzigen Laute, die die Stille durchbrachen, außer wenn Hallward hin und wieder zurücktrat, um sein Werk aus der Entfernung zu betrachten. In den schrägen Strahlen, die durch die offene Tür hereinfluteten, tanzte der Staub und war golden. Über allem schien der schwere Duft der Rosen zu lagern.

Nach etwa einer Viertelstunde hielt Hallward im Malen inne, blickte lange Zeit auf Dorian Gray und dann lange Zeit auf das Bild, wobei er an dem Ende eines seiner großen Pinsel kaute und die Stirn runzelte. »Es ist ganz und gar fertig«, rief er schließlich aus, und er beugte sich nieder und schrieb in die linke Ecke der Leinwand mit langen zinnoberroten Buchstaben seinen Namen.

Lord Henry kam herbei und prüfte das Bild. Es war wirklich ein erstaunliches Kunstwerk und von gleichfalls erstaunlicher Ähnlichkeit.

»Mein lieber Junge, ich beglückwünsche Sie von Herzen«, sagte er. »Es ist das beste Porträt unserer Zeit. Kommen Sie, Mister Gray, und schauen Sie selbst.«

Der junge Mann fuhr zusammen, als erwache er aus einem Traum. »Ist es wirklich fertig?« murmelte er und stieg von dem Podest.

»Ganz fertig«, erwiderte der Maler. »Und Sie haben mir heute herrlich gesessen. Ich bin Ihnen schrecklich dankbar.«

»Das ist entschieden mir zuzuschreiben«, warf Lord Henry ein. »Nicht wahr, Mister Gray?«

Dorian gab keine Antwort, sondern trat gleichgültig vor das Bild und kehrte sich ihm zu. Als er es erblickte, wich er zurück, und für einen Augenblick röteten sich seine Wangen vor Freude. Ein Ausdruck des Entzückens trat in seine Augen, als erkenne er sich zum ersten Mal. Er stand reglos und voller

Staunen, und dunkel war ihm bewußt, daß Hallward zu ihm sprach; er vermochte jedoch nicht den Sinn seiner Worte zu erfassen. Das Gefühl seiner eigenen Schönheit überkam ihn wie eine Offenbarung. Nie zuvor hatte er sie empfunden. Basil Hallwards Komplimente hatte er nur für die reizenden Übertreibungen der Freundschaft genommen. Er hatte sie angehört, über sie gelacht und sie vergessen. Sie hatten keinen Einfluß auf sein Wesen gehabt. Dann war Lord Henry Wotton gekommen mit seiner sonderbaren Lobrede auf die Jugend, mit seiner schrecklichen Warnung vor ihrer kurzen Dauer. Das hatte ihn vorhin erregt, und nun, da er hier stand und auf das Spiegelbild seiner eigenen Lieblichkeit starrte, zeigte sich ihm blitzartig die volle Wahrheit der Schilderung. Ja, der Tag würde kommen, an dem sein Gesicht runzlig und verwelkt wäre, seine Augen trübe und farblos, die Anmut seiner Gestalt zerstört und entstellt. Von seinen Lippen würde das Scharlachrot schwinden und aus seinem Haar das Gold entweichen. Das Leben, das seine Seele formen sollte, würde seinen Körper verunstalten. Er würde gräßlich, abscheulich und grotesk aussehen.

Bei dem Gedanken daran durchfuhr ihn ein jäher, heftiger Schmerz wie ein Messer und ließ ihn bis in die zarten Fasern seines Wesens erbeben. Seine Augen verdunkelten sich zu Amethysten, und ein Tränenschleier legte sich über sie. Ihm war, als griffe eine eisige Hand nach seinem Herzen.

»Gefällt es Ihnen nicht?« rief Hallward schließlich, ein wenig verletzt durch das Schweigen des Jünglings und ohne zu begreifen, was es besagte. »Natürlich gefällt es ihm«, bemerkte Lord Henry. »Wem würde es nicht gefallen? Es ist eins der bedeutendsten Werke der modernen Kunst. Ich gebe Ihnen dafür alles, was Sie verlangen. Ich muß es haben.«

»Es ist nicht mein Eigentum, Harry.«

»Wessen dann?«

»Dorians natürlich«, antwortete der Maler.

»Der Glückliche!«

»Wie traurig das ist!« flüsterte Dorian Gray. »Wie traurig das ist! Ich soll alt und gräßlich und abscheulich werden. Dies Bild aber wird immer jung bleiben. Niemals wird es älter sein als an eben diesem Junitag ... Wäre es doch nur umgekehrt! Wenn

ich es sein könnte, der ewig jung bliebe, und das Bild müßte altern! Dafür – dafür würde ich alles hingeben! Ja, es gibt nichts auf der Welt, was ich dafür nicht hingeben würde! Meine Seele würde ich dafür geben!«

»Zu einem solchen Übereinkommen würden Sie wohl schwerlich geneigt sein, Basil«, rief Lord Henry lachend aus. »Das wäre ein ziemlich hartes Los für Ihr Werk.«

»Ich würde mich dem sehr nachdrücklich widersetzen, Harry«, sagte Hallward.

Dorian Gray drehte sich um und sah ihn an. »Das glaube ich, Basil. Sie lieben Ihre Kunst mehr als Ihre Freunde. Ich gelte Ihnen nicht mehr als eine grüne Bronzestatue. Kaum soviel, möchte ich behaupten.«

Der Maler war starr vor Staunen. Es sah Dorian gar nicht ähnlich, so zu sprechen. Was war geschehen? Er schien ganz erzürnt. Sein Gesicht war gerötet, und seine Wangen glühten.

»Ja«, fuhr er fort, »ich bedeute Ihnen weniger als Ihr Hermes aus Elfenbein oder Ihr silberner Faun. Die werden Ihnen immer gefallen. Wie lange werde ich Ihnen gefallen? Vermutlich bis zu meiner ersten Runzel. Wenn man seine Schönheit verliert, welcher Art sie auch sein mag, dann verliert man alles, das weiß ich jetzt. Ihr Bild hat mich das gelehrt. Lord Henry Wotton hat völlig recht. Jugend ist das einzige, was zu besitzen lohnt. Wenn ich merke, daß ich alt werde, dann bringe ich mich um.«

Hallward erbleichte und ergriff seine Hand. »Dorian! Dorian!« rief er. »Sprechen Sie nicht so. Niemals habe ich einen solchen Freund besessen wie Sie, und niemals werde ich einen zweiten haben. Sie sind doch nicht eifersüchtig auf unbeseelte Dinge? – Sie, der Sie schöner sind als irgendeines davon!«

»Ich bin eifersüchtig auf alles, dessen Schönheit nicht stirbt. Ich bin eifersüchtig auf das Bild, das Sie von mir gemalt haben. Warum sollte es behalten, was ich verlieren muß? Jeder Augenblick, der verrinnt, nimmt mir etwas und gibt ihm etwas. Oh, wäre es doch nur umgekehrt! Könnte sich doch das Bild ändern, und könnte ich stets so sein, wie ich jetzt bin! Warum haben Sie es gemalt? Eines Tages wird es mich verhöhnen – schrecklich verhöhnen!« Heiße Tränen stiegen ihm in die Au-

gen, er riß seine Hand fort, warf sich auf den Diwan und barg das Gesicht in den Kissen, als bete er.

»Das ist Ihr Werk, Harry«, sagte der Maler bitter.

Lord Henry zuckte die Achseln. »Es ist der wahre Dorian Gray – weiter nichts.«

»Nein.«

»Wenn nicht, was habe dann ich damit zu tun?«

»Sie hätten gehen sollen, als ich Sie darum bat«, murmelte er.

»Ich blieb, als Sie mich darum baten«, lautete Lord Henrys Antwort.

»Harry, ich kann nicht mit meinen beiden besten Freunden gleichzeitig streiten, aber ihr beide miteinander habt es fertiggebracht, daß ich das schönste Stück Arbeit hasse, welches ich je geschaffen habe, und ich will es vernichten. Was ist es denn weiter als Leinwand und Farbe? Ich lasse nicht zu, daß es über unser dreier Leben kommt und es zerstört.«

Dorian Gray hob den Kopf mit dem Goldhaar aus den Kissen und blickte mit bleichem Gesicht und tränenverdunkelten Augen zu ihm hin, wie er zu dem Maltisch aus Tannenholz ging, der unter dem hohen, verhangenen Fenster stand. Was tat er dort? Seine Finger irrten in dem Wirrwarr von Zinntuben und trockenen Pinseln umher und suchten etwas. Ja, nach dem langen Streichmesser mit seiner biegsamen Stahlklinge. Schließlich hatte er es gefunden. Er wollte die Leinwand aufschlitzen.

Mit einem erstickten Schluchzen sprang der Jüngling von dem Lager empor, stürzte zu Hallward, riß ihm das Messer aus der Hand und warf es ans äußerste Ende des Ateliers. »Nicht, Basil, nicht!« schrie er. »Es wäre Mord!«

»Es freut mich, daß Sie meine Arbeit am Ende doch schätzen, Dorian«, entgegnete der Maler eisig, als er sich von seiner Überraschung erholt hatte. »Das hätte ich nie gedacht«

»Schätzen? Ich liebe es, Basil. Es ist ein Teil meiner selbst. Das spüre ich.«

»Nun, sobald Sie trocken sind, werden Sie gefirnißt, gerahmt und nach Hause geschickt. Dann können Sie mit sich tun, was Sie wollen.« Und er ging durch den Raum und läutete nach

dem Tee. »Sie trinken doch natürlich Tee, Dorian? Und Sie desgleichen, Harry? Oder haben Sie etwas einzuwenden gegen so simple Genüsse?«

»Ich bete simple Genüsse an«, erwiderte Lord Henry. »Sie sind die letzte Zuflucht komplizierter Menschen. Aber ich liebe keine Szenen, außer auf der Bühne. Was seid ihr beide doch für alberne Kerle! Ich frage mich, wer den Menschen als ein vernünftiges Tier definierte. Das war die voreiligste Definition, die es je gegeben hat. Der Mensch ist vielerlei, aber vernünftig ist er nicht. Alles in allem bin ich froh darüber, wenn ich auch wünschte, ihr Burschen zanktet euch nicht über das Bild. Sie sollten es lieber mir geben, Basil. Dieser törichte Junge will es in Wahrheit gar nicht, und ich wirklich.«

»Wenn Sie es einem anderen geben als mir, Basil, verzeihe ich Ihnen nie!« rief Dorian Gray. »Und ich erlaube keinem, mich törichter Junge zu nennen.«

»Sie wissen, daß das Bild Ihnen gehört, Dorian. Ich schenkte es Ihnen, ehe es noch existierte.«

»Und Sie wissen, daß Sie sich ein wenig töricht benommen haben, Mister Gray, und daß Sie in Wirklichkeit gar nichts dagegen haben, daran erinnert zu werden, wie außerordentlich jung Sie sind.«

»Heute morgen hätte ich noch sehr viel dagegen gehabt, Lord Henry.«

»Ach, heute morgen! Seitdem haben Sie gelebt.«

Es wurde an die Tür geklopft, und der Butler trat mit dem beladenen Teebrett ein und stellte es auf ein japanisches Tischchen. Dann klapperten Tassen und Teller, und eine geriffelte georgische Teemaschine zischte. Ein junger Diener brachte zwei kugelförmige Porzellanschüsseln. Dorian Gray ging hin und schenkte den Tee ein. Langsam schlenderten die beiden Männer zum Tisch und sahen nach, was sich unter den Dekkeln befand.

»Laßt uns heute abend ins Theater gehen«, sagte Lord Henry. »Irgendwo ist bestimmt etwas los. Ich habe zugesagt, im Whiteklub zu dinieren, aber es handelt sich nur um einen alten Freund, so kann ich ihm telegraphieren, ich sei krank oder ich sei wegen einer späteren Verabredung verhindert. Ich glaube,

das wäre eine sehr nette Entschuldigung, sie hätte in vollem Maße das Überraschende der Aufrichtigkeit.«

»Es ist so lästig, den Frack anzuziehen«, murmelte Hallward. »Und wenn man ihn anhat, sieht man so gräßlich aus.«

»Ja«, antwortete Lord Henryträumerisch, »die Tracht des neunzehnten Jahrhunderts ist abscheulich. Sie ist so düster, so deprimierend. Die Sünde ist das einzige echte Farbenelement, das unserm modernen Leben geblieben ist.«

»Sie dürfen vor Dorian wirklich nicht solche Dinge sagen, Harry.«

»Vor welchem Dorian? Vor dem, der uns Tee eingießt, oder vor dem auf dem Bild?«

»Vor beiden nicht.«

»Ich würde gern mit Ihnen ins Theater gehen, Lord Henry«, sagte der Jüngling.

»Dann sollen Sie es tun, und Sie, Basil, kommen doch auch mit, nicht wahr?«

»Ich kann wirklich nicht. Ich möchte lieber nicht. Ich habe eine Arbeit zu erledigen.«

»Nun, dann werden wir beide allein gehen, Mister Gray.«

»Das würde ich schrecklich gern.«

Der Maler biß sich auf die Lippen und ging, die Tasse in der Hand, zu dem Bild hinüber. »Ich werde bei dem echten Dorian bleiben«, sagte er traurig. »Ist das der echte Dorian?« rief das Original des Bildes und schlenderte zu Hallward. »Bin ich wirklich so?«

»Ja, genauso sind Sie.«

»Wie wundervoll, Basil!«

»Zumindest gleichen Sie ihm äußerlich. Aber es wird sich niemals verändern«, seufzte Hallward. »Das ist wichtig.«

»Was für ein Aufhebens die Leute von der Treue machen!« rief Lord Henry aus. »Selbst in der Liebe ist sie eine reine Frage der Psychologie. Mit unserm Willen hat sie nichts zu tun. Junge Leute möchten treu sein und sind es nicht, alte möchten untreu sein und können es nicht; das ist alles, was man darüber sagen kann.«

»Gehen Sie heute abend nicht ins Theater, Dorian«, bat Hallward. »Bleiben Sie hier und essen Sie mit mir.«

»Ich kann nicht, Basil.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Lord Henry Wotton versprochen habe, mit ihm zu gehen.«

»Er wird Sie deswegen nicht lieber mögen, weil Sie Ihre Versprechen halten. Er bricht seine stets. Ich bitte Sie, nicht zu gehen.«

Dorian Gray lachte und schüttelte den Kopf.

»Ich bitte Sie inständig.«

Der junge Mann zögerte und blickte zu Lord Henry hinüber, der die beiden vom Teetisch aus mit amüsiertem Lächeln beobachtete.

»Ich muß gehen, Basil«, antwortete Dorian Gray.

»Na schön«, sagte Hallward und ging hin und stellte die Tasse auf das Tablett. »Es ist ziemlich spät, und da ihr euch noch umziehen müßt, solltet ihr keine Zeit verlieren. Adieu, Dorian. Besuchen Sie mich bald. Kommen Sie morgen.«

»Bestimmt.«

»Sie werden es nicht vergessen?«

»Natürlich nicht«, erwiederte Dorian.

»Und ... Harry?«

»Ja, Basil?«

»Denken Sie daran, worum ich Sie gebeten habe, als wir heute im Garten waren.«

»Ich habe es vergessen.«

»Ich vertraue Ihnen.«

»Ich wünschte, ich könnte mir selber vertrauen«, sagte Lord Henry lachend. »Kommen Sie, Mister Gray, mein Wagen steht draußen, ich kann Sie an Ihrer Wohnung absetzen. Auf Wiedersehen, Basil. Es war ein höchst interessanter Nachmittag.«

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, warf sich der Maler auf eine Polsterbank, und ein Ausdruck von Schmerz trat in sein Gesicht.

DRITTES KAPITEL

Tags darauf, gegen halb eins, schlenderte Lord Henry Wotton von der Curzon Street zum Albany, um seinen Onkel, Lord Fermor, zu besuchen, einen lustigen, wenn auch etwas rauhbeinigen alten Junggesellen, den die Außenwelt egoistisch nannte, weil sie keinen persönlichen Nutzen von ihm hatte, während er von der vornehmen Gesellschaft für freigebig gehalten wurde, da er Leute, die ihm Spaß machten, ernährte. Sein Vater war englischer Gesandter in Madrid gewesen, als Isabella noch jung und Prim noch unbeachtet war, hatte sich jedoch in einem launischen Anfall von Verdruß vom diplomatischen Dienst zurückgezogen, weil man ihm nicht die Gesandtschaft in Paris angeboten hatte, einen Posten, zu dem er sich durch seine Herkunft, seine Indolenz, das gute Englisch seiner Depeschen und seine unmäßige Vergnügungssucht vollauf berechtigt glaubte. Der Sohn, der seines Vaters Sekretär gewesen war, hatte mit seinem Chef zugleich das Amt niedergelegt, was damals für recht unklug gehalten wurde, und als er einige Monate später die Nachfolge des Titels und des Besitzes antrat, verlegte er sich auf das ernsthafte Studium der erhabenen aristokratischen Kunst des absoluten Nichtstuns. Er besaß zwei große Häuser in der Stadt, zog es jedoch vor, in einer gemieteten Junggesellenwohnung zu leben, weil er dort ungestörter war und ohnehin die meisten Mahlzeiten in seinem Club einnahm. Er kümmerte sich ein wenig um die Verwaltung seiner Kohlenbergwerke in den mittenglischen Grafschaften und gab als Entschuldigung für diesen Schandfleck von Gewerbefleiß an: der einzige Vorteil, Kohle zu besitzen, bestehe darin, daß sich ein Gentleman den Anstand leisten könne, in seinem eigenen Heim Holz zu brennen. Was die Politik betraf, war er ein Tory, außer wenn die Tories an der Regierung waren, denn zu dieser Zeit schimpfte er sie rundheraus eine Bande von Radikalen. Für seinen Kammerdiener, der ihn unsanft behandelte, war er ein Held, und er war ein Schrecken für die meisten seiner Verwandten, mit denen er nun wieder unsanft umging. Nur England konnte ihn hervorgebracht haben, und seine ständige Rede war, das Land gehe vor die Hunde. Seine Grundsätze wa-

ren veraltet, aber zugunsten seiner Vorurteile ließ sich vieles sagen.

Als Lord Henry das Zimmer betrat, sah er seinen Onkel in einem derben Jägerrock brummelnd über der ›Times‹ sitzen und einen Stumpen rauchen. »Nanu, Harry, was treibt dich so früh heraus?« sagte der alte Herr. »Ich dachte, ihr Dandys steht nie vor zwei auf und läßt euch vor fünf Uhr nicht blicken.«

»Pure Familienliebe, Onkel George, das versichere ich dir. Ich möchte etwas von Dir.« – »Vermutlich Geld«, entgegnete Lord Fermor und verzog das Gesicht. »Setz dich und erzähl die ganze Geschichte. Die jungen Leute von heute glauben, Geld sei alles..«

»Ja«, murmelte Lord Henry und fingerte an der Blume in seinem Knopfloch, »und wenn sie älter werden, wissen sie es. Aber ich brauche kein Geld. Nur Leute, die ihre Rechnungen bezahlen, brauchen Geld, Onkel George, und ich bezahle meine nie. Kredit ist das Kapital der jüngeren Söhne, und davon lebt man wundervoll. Außerdem kaufe ich stets bei Dartmoors Lieferanten und werde folglich niemals von ihnen belästigt. Was ich haben möchte, ist eine Auskunft, natürlich keine, die sich verwenden läßt, sondern eine ganz und gar belanglose.«

»Nun ja, ich kann dir alles erzählen, was in einem englischen Blaubuch steht, Harry, obwohl die Kerle heutzutage einen Haufen Unsinn verzapfen. Als ich noch im diplomatischen Dienst war, stand es um diese Dinge viel besser. Neuerdings soll man eine Prüfung ablegen müssen, um zugelassen zu werden. Was kann man da schon erwarten? Prüfungen, mein lieber Mann, sind von Anfang bis Ende der reinste Humbug. Wenn jemand ein Gentleman ist, weiß er durchaus genug; ist er kein Gentleman, dann nützt ihm auch sein ganzes Wissen nichts..«

»Mister Dorian Gray steht nicht in den Blaubüchern, Onkel George«, bemerkte Lord Henry gelassen.

»Mister Dorian Gray? Wer ist das?« fragte Lord Fermor und runzelte die buschigen weißen Brauen.

»Das eben will ich von dir erfahren, Onkel George. Das heißt, ich weiß, wer er ist. Er ist der Enkel des letzten Lord Kelso. Seine Mutter war eine Devereux. Ich möchte, daß du mir etwas über seine Mutter erzählst. Wie war sie? Wen hat sie

geheiratet? Du hast zu deiner Zeit fast jeden gekannt, und deshalb vielleicht auch sie. Ich interessiere mich im Augenblick sehr für Mister Gray. Ich bin eben erst mit ihm zusammengetroffen.«

»Kelsos Enkel«, wiederholte der alte Herr, »Kelsos Enkel! ... Natürlich ... Ich kannte seine Mutter sehr gut. Ich glaube, ich war zu ihrer Taufe. Sie war ein ungewöhnlich schönes Mädchen, diese Margaret Devereux, und machte alle Männer rasend, als sie mit einem mittellosen jungen Kerl davonlief, einem reinen Niemand, Subalternoffizier in einem Infanterieregiment oder etwas Ähnliches. Sicher. Ich erinnere mich an die ganze Sache, als wäre sie erst gestern passiert. Der arme Kerl wurde wenige Monate nach der Hochzeit bei einem Duell in Spa getötet. Eine üble Geschichte hing daran. Es hieß, Kelso habe einen lumpigen Abenteurer gedungen, ein belgisches Scheusal, seinen Schwiegersohn öffentlich zu beleidigen – er habe ihn dafür bezahlt, mein Lieber, bezahlt –, und der Kerl hat dann seinen Mann aufgespießt wie eine Taube. Die Sache wurde vertuscht, aber Kelso mußte bei Gott noch eine ganze Zeit hinterher sein Kotelett im Club allein essen. Er soll seine Tochter mit zurückgebracht haben, aber sie hat nie wieder mit ihm gesprochen. O ja, das war eine üble Sache. Nach kaum einem Jahr starb das Mädchen auch. Sie hat also einen Sohn hinterlassen? Das hatte ich vergessen. Wie ist er? Wenn er seiner Mutter ähnelt, muß er ein gut aussehender Junge sein.«

»Er sieht sehr gut aus«, bestätigte Lord Henry.

»Ich hoffe, er kommt in gute Hände«, fuhr der alte Mann fort. »Es müßte ein Haufen Geld auf ihn warten, wenn Kelso angemessen für ihn gesorgt hat. Seine Mutter war ebenfalls vermögend. Durch ihren Großvater war ihr die ganze Besitzung Selby zugefallen. Ihr Großvater haßte Kelso, er hielt ihn für einen niederrüchtigen Kerl. Das war er auch. Einmal kam er nach Madrid, als ich dort war. Ich habe mich wahrhaftig seiner geschämt. Die Königin fragte mich immer wieder nach dem englischen Adlichen, der ständig mit den Kutschern um den Fahrpreis streite. Sie machte direkt eine Geschichte daraus. Einen ganzen Monat wagte ich nicht, mich bei Hof sehen zu lassen. Hoffentlich hat er seinen Enkel besser behandelt als die Droschkenkutscher.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Lord Henry. »Ich denke mir, der Junge wird in guten Verhältnissen leben. Er ist noch nicht majoren. Selby gehört ihm, das weiß ich. Er hat es mir erzählt. Und ... seine Mutter war sehr schön?«

»Margaret Devereux war eins der liebreizendsten Geschöpfe, die ich je gesehen habe, Harry. Ich habe nie begreifen können, was in aller Welt sie zu ihrem Verhalten trieb. Sie hätte heiraten können, wen sie nur wollte. Carlington war ganz verrückt nach ihr. Freilich war sie romantisch. Alle Frauen in der Familie waren es. Die Männer waren eine erbärmliche Bande, aber die Frauen waren bei Gott wundervoll. Carlington lag vor ihr auf den Knien. Hat es mir selber erzählt. Sie lachte ihn aus, und dabei gab es zu der Zeit kein Mädchen in London, das nicht hinter ihm her war. Und da wir gerade von törichten Ehen sprechen, Harry, was soll dieser Unsinn, den mir dein Vater erzählt, daß Dartmoor eine Amerikanerin heiraten will? Sind ihm die englischen Mädchen nicht gut genug?«

»Es ist eben jetzt ziemlich in Mode, Amerikanerinnen zu heiraten, Onkel George.«

»Ich setze gegen die ganze Welt auf englische Frauen, Harry«, sagte Lord Fermor und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Die Wette steht für die Amerikanerinnen.«

»Sie sollen nicht durchhalten«, murmelte sein Onkel.

»Ein langes Rennen erschöpft sie, aber bei der Steeplechase sind sie großartig. Sie nehmen die Dinge im Flug. Ich glaube nicht, daß Dartmoor eine Chance hat.«

»Wie ist ihre Familie?« knurrte der alte Herr. »Hat sie überhaupt eine?«

Lord Henry schüttelte den Kopf. »Amerikanische Mädchen sind so gescheit, ihre Eltern zu verheimlichen, so wie die englischen Frauen ihre Vergangenheit verheimlichen«, sagte er und stand auf, um zu gehen.

»Vermutlich stellen sie Schweinefleischkonserven her?«

»Um Dartmoors willen hoffe ich es, Onkel George. Das Herstellen von Schweinefleischkonserven soll nach der Politik der einträglichste Beruf in Amerika sein.«

»Ist sie hübsch?«

»Sie benimmt sich, als wäre sie schön. Das tun die meisten Amerikanerinnen. Es ist das Geheimnis ihres Reizes.«

»Warum können diese Amerikanerinnen nicht in ihrem eigenen Land bleiben? Dauernd erzählen sie uns, es sei für Frauen das Paradies.«

»Das stimmt. Und das ist der Grund, warum sie wie Eva so ungeheuer versessen darauf sind, hinauszugelangen«, sagte Lord Henry. »Leb wohl, Onkel George. Wenn ich noch länger bleibe, komme ich zu spät zum Lunch. Vielen Dank für die erbetene Auskunft. Mir ist es immer lieb, alles von meinen neuen Freunden zu wissen und nichts von meinen alten.«

»Wo bist du zum Lunch, Harry?«

»Bei Tante Agatha. Ich habe mich und Mister Gray selber eingeladen. Er ist ihr neuester Protegé.«

»Hm. Sag deiner Tante Agatha, sie soll mich nicht mehr mit ihren Bitten um Wohltätigkeitsspenden belästigen, Harry. Die Gute bildet sich ein, ich habe nichts anderes zu tun, als für ihre alberne Liebhaberei Schecks auszuschreiben.«

»Gut, Onkel George, ich werde es ihr ausrichten, aber es wird nichts nützen. Philanthropen verlieren jedes Gefühl für Menschlichkeit. Das ist ihr hervorstechender Charakterzug.«

Der alte Herr knurrte beifällig und läutete nach seinem Diener. Lord Henry ging durch die niedrigen Arkaden zur Burlington Street und lenkte seine Schritte in die Richtung zum Berkeley Square.

Das war also die Geschichte von Dorian Grays Herkunft. So nüchtern sie ihm berichtet worden war, hatte sie ihn dennoch durch die Andeutung einer sonderbaren, fast modernen Romantik erregt. Eine schöne Frau, die alles aufs Spiel setzt für eine wahnsinnige Leidenschaft. Ein paar stürmische Wochen des Glücks, jäh abgebrochen durch ein abscheuliches, heimtückisches Verbrechen. Monate stummer Qual, und dann ein im Leid geborenes Kind, Die Mutter durch den Tod hinweggerafft, der Knabe der Einsamkeit und Tyrannie eines alten, lieblosen Mannes überantwortet. Ja, es war ein interessanter Hintergrund. Er gab dem Jüngling Relief, machte ihn noch vollendet als ohnehin. Hinter allem Erlesenen auf Erden stand etwas Tragisches. Welten müssen an der Arbeit sein, damit die ge-

ringste Blume blühen kann ... Und wie bezaubernd war er am Abend zuvor beim Dinner gewesen, als er ihm in erschrockenem Entzücken mit bestürzten Augen und halb geöffneten Lippen im Klub gegenübergesessen hatte, während die roten Lampenschirme das erwachende Wunder seines Antlitzes mit einer lebhafteren Röte färbten. Sprach man zu ihm, so war es, als spiele man auf einer kostbaren Violine. Er reagierte auf jede Berührung, jedes Vibrieren des Bogens ... Es lag etwas unheimlich Reizvolles darin, Einfluß auszuüben. Keine andere Tätigkeit kam dem gleich. Seine Seele in eine anmutige Form zu gießen und sie einen Augenblick darin verweilen zu lassen; die Ansichten des eigenen Geistes als Echo zurückkehren zu hören, bereichert um den Wohlklang von Leidenschaft und Jugend; die eigene Stimmung dem anderen zu vermitteln, als wäre sie ein feines Fluidum oder ein seltsamer Duft: darin lag eine echte Freude – möglicherweise die am meisten befriedigende Freude, die uns in einer so beschränkten und vulgären Zeit geblieben war, in einer Zeit, die überaus sinnlich in ihren Genüssen und überaus gewöhnlich in ihren Zielen war ... Er war ein wundervoller Typ, dieser junge Mann, dem er durch einen sonderbaren Zufall in Basils Atelier begegnet war, oder konnte jedenfalls zu einem wundervollen Typ geformt werden. Die Anmut und die unbefleckte Reinheit des Knabenalters waren sein, und jene Schönheit, welche uns die alten griechischen Marmorbilder bewahrt haben. Es gab nichts, was man nicht aus ihm machen konnte. Man konnte ihn zu einem Titanen oder zu einem Spielzeug machen. Welch ein Jammer, daß es solcher Schönheit bestimmt war zu welken! ... Und Basil? Wie interessant war er doch vom psychologischen Standpunkt aus! Der neue Kunststil, die neue Art der Lebensbetrachtung, die ihm merkwürdigerweise durch die bloße augenfällige Gegenwart eines Menschen eingegeben wurden, der von all dem nichts wußte; der schweigsame Geist, der im Waldesdunkel wohnte, der ungesehen über das freie Feld schritt und sich plötzlich dryadengleich und ohne Bangen zeigte, weil in der Seele dessen, der danach suchte, jenes wunderbare Sehvermögen erwacht war, dem allein sich wunderbare Dinge offenbarten, wobei die bloße Gestalt und Nachbildung der Dinge gleichsam

geläutert wurde und so etwas wie symbolischen Wert erhielt, als wären sie selbst Urbilder einer anderen, vollkommeneren Form, deren Schatten ihnen Wirklichkeit verlieh; wie seltsam war das alles! Er erinnerte sich an etwas Ähnliches aus der Geschichte. War es nicht Plato, dieser Künstler im Denken, der es als erster analysiert hatte? War es nicht Buonarotti, der es in die farbigen Marmortafeln einer Sonettenfolge gemeißelt hatte? In unserm Jahrhundert war es jedoch ungewöhnlich ... Ja, er wollte versuchen, für Dorian Gray das zu sein, was der Jüngling, ohne es zu wissen, für den Maler war, der das wundervolle Bildnis geschaffen hatte. Er wollte danach streben, ihn zu beherrschen – zur Hälfte war es ihm ja bereits gelungen. Er wollte diesen wunderbaren Genius zu seinem eigenen machen. Es lag etwas Faszinierendes in diesem Sohn der Liebe und des Todes.

Plötzlich blieb er stehen und blickte zu den Häusern empor. Er entdeckte, daß er bereits ein ganzes Stück über das seiner Tante hinausgegangen war, und kehrte, über sich selbst lächelnd, um. Als er die etwas düstere Diele betrat, teilte ihm der Butler mit, daß man sich schon zu Tisch begeben habe. Er überließ Hut und Stock einem Bedienten und ging in das Speiszimmer.

»Spät wie üblich, Harry«, rief seine Tante kopfschüttelnd.

Er erfand eine gefällige Entschuldigung, und nachdem er den freien Sitz neben ihr eingenommen hatte, blickte er in die Runde, um zu sehen, wer da war. Dorian verbeugte sich schüchtern vom Ende des Tisches her, in seine Wangen stahl sich ein freudiges Erröten. Gegenüber saß die Herzogin von Harley, eine erstaunlich gutartige und gutmütige Dame, von der jeder angetan war, der sie kannte, und die mit jenen stattlichen architektonischen Formen gesegnet war, welche die zeitgenössischen Geschichtsschreiber bei allen Frauen, die nicht Herzoginnen sind, als Beleibtheit bezeichnen. Zu ihrer Rechten hatte Sir Thomas Burdon Platz genommen, Radikaler und Parlamentsmitglied, der im öffentlichen Leben seinem Parteiführer nachlief und im Privatleben den besten Köchen und der die weise und wohlbekannte Regel befolgte, mit den Tories zu speisen und mit den Liberalen zu denken. Zu ihrer Linken saß Mr.

Erskine of Treadley, ein höchst charmanter und kultivierter alter Herr, der freilich in die schlechte Gewohnheit der Schweigsamkeit verfallen war, denn vor seinem dreißigsten Lebensjahr hatte er, wie er Lady Agatha, einmal erklärte, bereits alles gesagt, was er zu sagen hatte.

Seine Nachbarin war Mrs. Vandeleur, eine der ältesten Freundinnen seiner Tante, eine makellose Heilige unter den Frauen, aber so gräßlich liederlich, daß sie an ein schlecht gebundenes Gesangbuch erinnerte. Zum Glück für ihn saß zu ihrer anderen Seite Lord Faudel, ein überaus intelligenter, unbedeutender Mensch mittleren Alters, so kahl wie eine ministerielle Erklärung im Unterhaus, mit dem sie sich auf jene nachdrücklich ernsthafte Weise unterhielt, die, wie er selbst einmal bemerkte, der einzige unverzeihliche Fehler ist, in den alle wahrhaft guten Menschen verfallen und dem keiner von ihnen jemals völlig entgeht.

»Wir sprechen gerade von dem armen Dartmoor, Lord Henry«, rief die Herzogin und nickte ihm freundlich über den Tisch zu. »Meinen Sie, daß er dies entzückende junge Geschöpf wirklich heiraten wird?«

»Ich glaube, sie hat sich entschlossen, ihm einen Antrag zu machen, Herzogin.«

»Wie entsetzlich!« rief Lady Agatha aus. »Da sollte wirklich jemand einschreiten.«

»Ich bin aus hervorragender Quelle unterrichtet, daß ihr Vater in Amerika einen Kurzwarenladen hat«, bemerkte Sir Thomas Burdon mit hochmütigem Gesicht.

»Mein Onkel hat bereits auf Schweinefleischkonserven getippt, Sir Thomas.«

»Kurzwaren! Was sind amerikanische Kurzwaren?« fragte die Herzogin, wobei sie staunend die großen Hände hob.

»Amerikanische Romane«, antwortete Lord Henry und legte sich eine Wachtel auf.

Die Herzogin schaute verdutzt.

»Achten Sie nicht auf ihn, meine Liebe«, flüsterte Lady Agatha. »Er meint nie, was er sagt.«

»Als Amerika entdeckt wurde ...«, sagte der radikale Abgeordnete und begann langweilige Tatsachen von sich zu geben.

Wie alle Leute, die ein Thema zu erschöpfen suchen, erschöpfte er seine Zuhörer. Die Herzogin seufzte und übte ihr Vorrecht zu unterbrechen. »Ich wünschte bei Gott, es wäre überhaupt nie entdeckt worden!« rief sie aus. »Unsere Mädchen haben heutzutage wahrhaftig keine Aussichten. Das ist höchst ungerecht.«

»Vielleicht ist Amerika am Ende gar nicht entdeckt worden«, sagte Mr. Erskine, »ich würde sagen, es wurde nur ermittelt.«

»Oh, aber ich habe Exemplare seiner Bewohner erlebt«, antwortete die Herzogin vage. »Ich muß gestehen, die meisten sind ungewöhnlich hübsch. Und sie ziehen sich auch gut an. Sie beschaffen sich alle Kleider in Paris. Ich wünschte, das könnte ich mir ebenfalls leisten.«

»Es heißt, wenn gute Amerikaner sterben, gehen sie nach Paris«, kicherte Sir Thomas, der einen ganzen Kleiderschrank voll abgelegter Witze besaß.

»Was Sie nicht sagen! Und wohin gehen schlechte Amerikaner, wenn sie sterben?« fragte die Herzogin,

»Nach Amerika«, murmelte Lord Henry. Sir Thomas runzelte die Stirn. »Ich fürchte, Ihr Neffe ist gegen dieses große Land voreingenommen«, bemerkte er zu Lady Agatha. »Ich habe es von einem Ende zum anderen bereist, in Eisenbahnwagen, die mir von den Direktoren zur Verfügung gestellt wurden; sie sind in solchen Dingen überaus höflich. Ich versichere Ihnen, daß es durchaus bildend ist, dieses Land zu besuchen.«

»Aber ist es denn für unsere Bildung wirklich nötig, Chicago zu sehen?« fragte Mr. Erskine kläglich. »Ich fühle mich der Reise nicht gewachsen.«

Sir Thomas winkte ab. »Mister Erskine of Treadley hat die Welt in seinen Bücherregalen. Wir tätigen Männer wollen die Dinge sehen, nicht über sie lesen. Die Amerikaner sind ein ungemein interessantes Volk. Sie sind absolut vernünftig. Ich halte das für ihren hervorstechenden Charakterzug. Ja, Mister Erskine, sie sind ein absolut vernünftiges Volk. Ich versichere Ihnen, es gibt keinen Unsinn bei den Amerikanern.«

»Wie gräßlich!« rief Lord Henry. »Rohe Gewalt kann ich noch ertragen, aber rohe Vernunft ist ganz und gar unerträglich. Es liegt etwas Unanständiges in ihrer Anwendung. Sie steht unter dem Geist.«

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Sir Thomas und wurde ziemlich rot.

»Aber ich, Lord Henry«, murmelte Mr. Erskine lächelnd.

»Paradoxe sind ja auf ihre Weise ganz schön ...«, versetzte der Baronet.

»War das ein Paradox?« fragte Mr. Erskine. »Ich habe es nicht dafür gehalten. Möglicherweise war es eins. Nun, der Weg der Paradoxe ist der Weg der Wahrheit. Um die Wahrheit zu prüfen, müssen wir sie seiltanzen sehen. Wenn die Wahrheiten Akrobaten werden, können wir sie beurteilen.«

»Du liebe Güte!« sagte Lady Agatha. »Wie ihr Männer argumentiert! Ich kann bestimmt niemals herausfinden, worüber ihr redet. O Harry, ich bin ganz ärgerlich über dich. Warum versuchst du unsren netten Mister Dorian Gray zu überreden, daß er East End aufgeben soll? Dabei wäre er ganz unschätzbar. Sie würden sein Spiel lieben.«

»Ich möchte, daß er für mich spielt«, entgegnete Lord Henry lächelnd, während er die Tafel hinabschaute und einen leuchtenden Blick als Antwort auffing.

»Aber die Leute in Whitechapel sind so unglücklich«, fuhr Lady Agatha fort.

»Ich kann mit allem Mitleid haben, außer mit Leiden«, erwiderte Lord Henry achselzuckend. »Dafür habe ich kein Mitleid. Es ist zu häßlich, zu abscheulich und zu peinlich. Es liegt etwas schrecklich Morbides in dem heutigen Mitleid mit dem Schmerz. Man sollte die Farbe, die Schönheit, die Lebensfreude mitempfinden. Je weniger über die Betrübnisse des Lebens geredet wird, um so besser ist es.«

»Dennoch ist East End ein sehr bedeutsames Problem«, bemerkte Sir Thomas und schüttelte ernst den Kopf.

»Ganz recht«, erwiederte der junge Lord. »Es ist das Problem der Sklaverei, und wir versuchen es zu lösen, indem wir die Sklaven belustigen.« Der Politiker sah ihn scharf an. »Welche Änderung schlagen Sie vor?« fragte er.

Lord Henry lachte. »Ich wünsche in England nichts zu ändern, außer dem Wetter«, antwortete er. »Ich gebe mich durchaus zufrieden mit philosophischer Betrachtung. Doch da das neunzehnte Jahrhundert durch eine übermäßige Verschwen-

dung von Mitgefühl bankrott gemacht hat, würde ich vorschlagen, daß man sich an die Wissenschaft wendet, damit sie uns wieder zurechtrückt. Gefühle haben den Vorzug, daß sie uns vom Wege abführen; der Vorzug der Wissenschaft ist, daß sie mit Gefühl nichts zu tun hat.«

»Aber wir haben doch eine so schwere Verantwortung«, warf Mrs. Vandeleur schüchtern ein.

»Eine schrecklich schwere«, echote Lady Agatha.

Lord Henry bückte zu Mr. Erskine hinüber. »Die Menschen nehmen sich selbst zu ernst. Das ist die Erbsünde der Welt. Hätte der Höhlenmensch zu lachen verstanden, wäre die Weltgeschichte anders verlaufen.«

»Sie sind wirklich sehr tröstlich«, zwitscherte die Herzogin. »Ich habe mich stets, wenn ich Ihre liebe Tante besuchte, etwas schuldbewußt gefühlt, weil ich mich nicht im geringsten für East End interessiere. In Zukunft werde ich ihr, ohne zu erröten, ins Gesicht sehen können.«

»Erröten ist kleidsam, Herzogin«, bemerkte Lord Henry.

»Nur wenn man jung ist«, antwortete sie. »Wenn eine alte Frau wie ich errötet, ist das ein sehr schlechtes Zeichen. Ach, Lord Henry, ich wünschte, Sie sagten mir, wie man wieder jung wird.«

Er dachte einen Augenblick nach. »Können Sie sich auf irgendeinen großen Fehler besinnen, den Sie in Ihren jungen Jahren begangen haben, Herzogin?« fragte er und sah sie über den Tisch hinweg an.

»Ich fürchte, auf sehr viele«, rief sie.

»Dann begehen Sie die noch einmal«, sagte er ernst. »Um seine Jugend zurückzuerhalten, braucht man nur seine Torheiten zu wiederholen.«

»Eine köstliche Theorie!« rief sie aus. »Die muß ich unbedingt in die Praxis umsetzen.«

»Eine gefährliche Theorie!« kam es von Sir Thomas' schmalen Lippen. Lady Agatha schüttelte den Kopf, fühlte sich aber gleichwohl belustigt. Mr. Erskine hörte zu.

»Ja«, fuhr Lord Henry fort, »das ist eins der größten Geheimnisse des Lebens. Heutzutage sterben die meisten Leute an einer Art schleichendem gesundem Menschenverstand und ent-

decken erst, wenn es zu spät ist, daß die eigenen Fehler das einzige sind, was man niemals bereut.«

Ein Lachen lief um die Tafel.

Er spielte mit diesem Gedanken und wurde mutwillig; er warf ihn in die Luft und verwandelte ihn, er ließ ihn fallen und fing ihn wieder ein, er ließ ihn durch die Phantasie schillern und beflogte ihn durch Paradoxe. Das Lob der Torheit wurde, als er weitersprach, zu einer Philosophie erhoben, und die Philosophie selbst wurde jung und tanzte in ihrem weinbefleckten Gewand und mit dem Efeukranz zu der tollen Musik des Genusses wie eine Bacchantin über die Hügel des Lebens und spottete des schwerfälligen Silen, weil er nüchtern war. Tatsachen flohen vor ihr wie aufgeschreckte Geschöpfe des Waldes. Ihre weißen Füße stampften in der mächtigen Kelter, an welcher der weise Omar sitzt, bis der wallende Traubensaft in Wogen purpurner Blasen um ihre nackten Glieder aufstieg oder als roter Schaum über die schwarzen, triefenden Schrägwände des Fasses kroch. Es war eine ungewöhnliche Improvisation. Er fühlte Dorian Grays Augen auf sich gerichtet, und das Bewußtsein, daß sich unter seinen Zuhörern einer befand, dessen Gemüt er zu bezaubern wünschte, schien seinem Witz Schärfe und seiner Phantasie Farbe zu geben. Er glänzte, er war phantastisch und unverantwortlich. Er lockte seine Zuhörer aus ihrer eigenen Haut, und lachend folgten sie seiner Pfeife. Dorian Gray wandte nicht den Blick von ihm ab, sondern saß wie unter einem Zauberbann, während Lächeln auf Lächeln über seine Lippen huschte und das Staunen in seinen dunkelnden Augen ernst wurde.

Schließlich betrat, zeitgemäß gekleidet, die Wirklichkeit in Gestalt eines Dieners den Raum, um der Herzogin zu melden, daß ihr Wagen warte. Sie rang in scheinbarer Verzweiflung die Hände. »Wie ärgerlich!« rief sie aus. »Ich muß gehen. Ich muß meinen Mann im Club abholen und zu irgendeiner albernen Sitzung bringen, wo er präsidieren soll. Wenn ich mich verspäte, wird er bestimmt wütend, und mit diesem Hut könnte ich keine Szene ertragen. Er ist viel zu zart. Ein rauhes Wort würde ihn ruinieren. Nein, ich muß wirklich gehen, liebe Agatha. Leben Sie wohl, Lord Henry, Sie sind einfach köstlich und

schrecklich demoralisierend. Ich weiß wirklich nicht, was ich über Ihre Ansichten sagen soll. Sie müssen einen Abend zum Essen zu uns kommen. Dienstag? Sind Sie Dienstag frei?«

»Ihretwegen würde ich jedem anderen absagen, Herzogin«, antwortete Lord Henry mit einer Verneigung.

»Ah, das ist sehr nett und sehr unrecht von Ihnen«, rief sie aus, »also vergessen Sie nicht, zu kommen«, worauf sie, von Lady Agatha und den anderen Damen gefolgt, aus dem Zimmer fegte.

Als sich Lord Henry wieder gesetzt hatte, kam Mr. Erskine herum, nahm neben ihm Platz und legte die Hand auf seinen Arm.

»Sie reden Bücher tot«, sagte er, »warum schreiben Sie keins?«

»Ich lese Bücher viel zu gern, als daß ich Lust hätte, welche zu schreiben, Mister Erskine. Sicherlich würde ich gern einen Roman schreiben, einen Roman, der so köstlich wäre wie ein persischer Teppich und ebenso unwirklich. Aber es gibt in England kein literarisches Publikum für etwas anderes als Zeitungen, Abc-Bücher und Enzyklopädien. Von allen Völkern der Welt haben die Engländer am wenigsten Sinn für die Schönheit der Literatur.«

»Ich fürchte, Sie haben recht«, antwortete Mr. Erskine. »Ich selbst habe einst literarischen Ehrgeiz besessen, ihn aber längst aufgegeben. Und nun, mein lieber junger Freund, wenn Sie mir gestatten, Sie so zu nennen, darf ich Sie nun fragen, ob Sie wirklich all das meinten, was Sie uns bei Tisch gesagt haben?«

»Ich habe völlig vergessen, was ich sagte«, erwiderte Lord Henry lächelnd. »War es sehr schlimm?«

»Allerdings sehr schlimm. Ich halte Sie tatsächlich für außerdentlich gefährlich, und wenn unserer guten Herzogin etwas zustößt, dann werden wir in Ihnen den in erster Linie dafür Verantwortlichen sehen. Aber ich würde mich gern mit Ihnen über das Leben unterhalten. Meine Generation war langweilig. Kommen Sie doch, wenn Sie London eines Tages satt haben, nach Treadley und erläutern Sie mir bei einem wunderbaren Burgunder, den ich zum Glück besitze, Ihre Philosophie des Genusses.«

»Ich wäre entzückt. Ein Besuch auf Treadley wäre eine große Auszeichnung. Es hat einen vollendeten Gastgeber und eine vollendete Bibliothek.«

»Sie werden Treadley vollkommen machen«, antwortete der alte Herr mit einer höflichen Verbeugung. »Aber jetzt muß ich mich von Ihrer vortrefflichen Tante verabschieden. Ich muß in den Athenaeumklub. Zu dieser Stunde pflegen wir dort zu schlafen.«

»Sie alle, Mister Erskine?«

»Unser vierzig in vierzig Lehnstühlen. Wir üben für eine englische Akademie der Wissenschaften.«

Lord Henry lachte und stand auf. »Ich gehe in den Park«, sagte er.

Als er durch die Tür hinausging, berührte Dorian Gray seinen Arm. »Lassen Sie mich mitkommen«, murmelte er.

»Aber ich denke, Sie haben Basil Hallward versprochen, ihn zu besuchen?« entgegnete Lord Henry.

»Ich möchte lieber mit Ihnen gehen, ja, ich fühle, daß ich mit Ihnen gehen muß. Erlauben Sie es mir. Und versprechen Sie mir, die ganze Zeit mit mir zu reden? Niemand redet so wundervoll wie Sie.«

»Ach, für heute habe ich durchaus genug geredet«, sagte Lord Henry lächelnd. »Jetzt möchte ich mir nur das Leben betrachten. Wenn Sie Lust haben, dürfen Sie mitkommen und es mit mir zusammen anschauen.«

VIERTES KAPITEL

Einen Monat später saß Dorian Gray eines Nachmittags in einen üppigen Lehnstuhl zurückgelehnt in der kleinen Bibliothek von Lord Henrys Haus in Mayfair. Es war ein auf seine Art überaus reizvoller Raum mit seiner hohen Täfelung aus olivgetönter Eiche, dem cremefarbenen Fries, der Decke aus erhabener Stuckarbeit und dem Bodenbelag aus ziegelrotem Filz, über den seidene Perserbrücken mit langen Fransen verstreut waren. Auf einem kleinen Tisch aus Atlasholz stand eine Statuette von Clodion, und daneben lag eine Ausgabe von *»Les Cent Nouvel-*

les‘ in einem Einband von Clovis Eve für Marguerite de Valois, übersät mit den goldenen Gänseblümchen, welche sich die Königin zum Sinnbild erwählt hatte. Ein paar große blaue China-vasen mit Papageientulpfen waren auf dem Kaminsims angeordnet, und durch die kleinen bleigefäßten Felder des Fensters strömte das aprikosenfarbene Licht eines Londoner Sommertages.

Lord Henry war noch nicht zu Hause. Er kam prinzipiell zu spät, da sein Grundsatz lautete, Pünktlichkeit stehle einem die Zeit. Deshalb schaute der junge Mann ziemlich verdrossen drein, während er mit trägen Fingern die Seiten einer kunstvoll illustrierten Ausgabe der ›Manon Lescaut‹ umblätterte, die er in einem der Bücherregale entdeckt hatte. Das regelmäßige, monotone Ticken der Louis-Quatorze-Uhr belästigte ihn. Ein- oder zweimal dachte er daran fortzugehen.

Endlich hörte er draußen Schritte, und die Tür öffnete sich.
»Wie spät Sie kommen, Harry!« murmelte er.

»Tut mir leid, aber es ist nicht Harry, Mister Gray«, antwortete eine schrille Stimme.

Er sah sich rasch um und stand auf. »Verzeihen Sie. Ich dachte ...«

»Sie dachten, es sei mein Mann. Es ist nur seine Frau. Sie müssen schon erlauben, daß ich mich selber vorstelle. Ich kenne Sie sehr gut von Ihren Photographien her. Ich glaube, mein Mann besitzt siebzehn davon.«

»Doch nicht siebzehn, Lady Henry?«

»Nun, dann achtzehn. Ich habe Sie neulich abends mit ihm in der Oper gesehen.« Sie lachte nervös, während sie sprach, und betrachtete ihn mit ihren verschwommenen Vergißmeinnichtaugen. Sie war eine seltsame Frau, deren Kleider stets so aussahen, als wären sie im Zorn entworfen und im Sturm angezogen. Gewöhnlich war sie in jemanden verliebt, und da ihre Leidenschaft niemals erwidert wurde, hatte sie sich all ihre Illusionen bewahrt. Sie versuchte, malerisch auszusehen, erreichte jedoch nur, schlampig zu wirken. Sie hieß Victoria und hatte geradezu eine Manie, in die Kirche zu gehen.

»Das war bei ›Lohengrin‹, nicht wahr, Lady Henry?«

»Ja, bei dem lieben ›Lohengrin‹. Ich liebe Wagners Musik

mehr als jede andere. Sie ist so laut, daß man sich die ganze Zeit unterhalten kann, ohne daß die anderen Leute hören, was man sagt. Das ist ein großer Vorteil, meinen Sie nicht auch, Mister Gray?«

Dasselbe nervöse Stakkatolachen kam von ihren dünnen Lippen, und ihre Finger begannen mit einem langen Papiermesser aus Schildpatt zu spielen.

Dorian lächelte und schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, aber der Ansicht bin ich nicht, Lady Henry. Ich rede nie bei Musik – zumindest nicht bei guter Musik. Nur wenn man schlechte Musik hört, ist man verpflichtet, sie durch Konversation zu übertönen.«

»Ach, das ist eine von Harrys Ansichten, nicht wahr, Mister Gray? Ich höre Harrys Ansichten stets von seinen Freunden. Es ist die einzige Möglichkeit für mich, sie kennenzulernen. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich gute Musik nicht liebe. Ich vergöttere sie, aber ich fürchte mich vor ihr. Sie macht mich zu romantisch. Ich habe Pianisten geradezu glühend verehrt – mitunter zwei zu gleicher Zeit, behauptet Harry. Ich weiß nicht, was sie an sich haben. Vielleicht liegt es daran, daß sie Ausländer sind. Das sind sie alle, nicht wahr? Sogar die in England geborenen werden nach einer gewissen Zeit Ausländer, nicht wahr? Das ist so gescheit von ihnen und ein solches Kompliment für die Kunst. Es macht sie geradezu kosmopolitisch, nicht wahr? Sie sind nie zu einer meiner Parties gewesen, nicht wahr, Mister Gray? Sie müssen kommen. Orchideen kann ich mir nicht leisten, aber ich spare keine Ausgaben für Ausländer. Sie geben den eigenen Räumen einen so malerischen Anstrich. Doch da ist Harry! Ich habe bei dir hereingeschaut, Harry, um dich etwas zu fragen – ich habe vergessen, was es war –, und da fand ich Mister Gray hier. Wir haben so köstlich über Musik geplaudert. Wir haben genau die gleichen Ansichten. Nein, ich glaube, unsere Ansichten sind ganz verschieden. Aber es war ganz reizend. Ich freue mich so, daß ich ihn kennengelernt habe.«

»Ich bin entzückt, meine Liebe, wirklich entzückt«, sagte Lord Henry, während er die dunklen Halbmonde seiner Brauen hob und beide mit belustigtem Lächeln ansah. »Tut mir

leid, daß ich mich verspätet habe, Dorian. Ich war in der Wardour Street nach einem Stück alten Brokats und mußte stundenlang darum feilschen. Heutzutage kennen die Leute von allem den Preis und von nichts den Wert.«

»Ich fürchte, ich muß gehen«, rief Lady Henry aus, ein verlegenes Schweigen mit ihrem plötzlichen, albernen Lachen unterbrechend. »Ich habe der Herzogin versprochen, mit ihr auszufahren. Adieu, Mister Gray. Adieu, Harry. Vermutlich speist du auswärts. Ich auch. Vielleicht sehe ich dich bei Lady Thornbury.«

»Das möchte ich meinen, meine Liebe«, erwiederte Lord Henry und schloß die Tür hinter ihr, als sie wie ein Paradiesvogel, der die ganze Nacht draußen im Regen gehockt hat, aus dem Zimmer schoß, einen feinen Duft nach Frangipan zurücklassend. Dann zündete er sich eine Zigarette an und warf sich auf das Ruhebett.

»Heiraten Sie nie eine Frau mit strohblondem Haar, Dorian«, sagte er nach einigen Zügen. »Warum nicht, Harry?«

»Weil sie so sentimental sind.«

»Aber ich liebe sentimentale Leute.«

»Heiraten Sie überhaupt nicht, Dorian. Männer heiraten, weil sie müde, Frauen, weil sie neugierig sind; beide werden enttäuscht.«

»Ich glaube nicht, daß ich geeignet bin zu heiraten, Harry. Ich bin zu verliebt. Das ist einer von Ihren Aphorismen. Ich setze ihn wie alles, was Sie sagen, in die Praxis um.«

»In wen sind Sie verliebt?« fragte Lord Henry nach einer Pause.

»In eine Schauspielerin«, antwortete Dorian Gray errötend.

Lord Henry zuckte die Achseln. »Das ist ein ziemlich gewöhnliches Debüt.«

»Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie sie sähen, Harry.«

»Wer ist sie?«

»Sie heißt Sibyl Vane.«

»Nie von ihr gehört.«

»Keiner hat es. Aber eines Tages werden die Leute von ihr hören. Sie ist ein Genie.«

»Mein lieber Junge, keine Frau ist ein Genie. Frauen sind ein

dekoratives Geschlecht. Sie haben nie etwas zu sagen, aber sie sagen es bezaubernd. Frauen repräsentieren den Triumph der Materie über den Geist, so wie Männer den Triumph des Geistes über die Moral repräsentieren.«

»Wie können Sie nur, Harry!«

»Mein lieber Dorian, es ist die volle Wahrheit. Ich bin gerade dabei, die Frauen zu analysieren, daher sollte ich es wissen. Der Gegenstand ist gar nicht so schwer zu erforschen, wie ich glaubte. Ich finde, letzten Endes gibt es nur zwei Arten von Frauen, die ungeschminkten und die geschminkten. Die ungeschminkten Frauen sind sehr nützlich. Wenn Sie in den Ruf der Achtbarkeit kommen wollen, brauchen Sie sie nur zur Abendtafel zu führen. Die andern Frauen sind überaus reizend. Dennoch begehen sie den einen Fehler: Sie malen sich an, um jung auszusehen. Unsere Großmütter malten sich an, um brillant zu plaudern. Rouge und Esprit pflegten Hand in Hand zu gehen. Das ist jetzt alles vorbei. Solange eine Frau zehn Jahre jünger aussehen kann als ihre eigene Tochter, ist sie völlig zufrieden. Was die Unterhaltung betrifft, so gibt es in London fünf Frauen, die ein Gespräch wert sind, und zweien davon kann man in anständiger Gesellschaft keinen Zutritt gewähren. Aber erzählen Sie mir von Ihrem Genie. Wie lange sind Sie mit ihr bekannt?«

»Ach, Harry, Ihre Ansichten erschrecken mich.«

»Machen Sie sich nichts daraus. Wie lange sind Sie mit ihr bekannt?«

»Ungefähr drei Wochen.«

»Und wo sind Sie ihr über den Weg gelaufen?«

»Ich will es Ihnen erzählen, Harry, aber Sie dürfen nicht so gefühllos sein. Schließlich wäre es nie geschehen, wenn ich Ihnen nicht begegnet wäre. Sie haben mich mit einem wilden Verlangen erfüllt, alles über das Leben zu wissen. Noch tage lang, nachdem ich Ihnen begegnet war, schien etwas in meinen Adern zu klopfen. Wenn ich mich im Park herumtrieb oder die Piccadilly hinabschlenderte, pflegte ich jeden anzusehen, der an mir vorüberging, und mich mit wahnsinniger Neugier zu fragen, welch ein Leben er wohl führen mochte. Manche faszinierten mich. Andere erfüllten mich mit Schrecken. Ein köstliches Gift lag in der Luft. Ich empfand ein heftiges Verlangen nach

Sensationen ... Nun, eines Abends gegen sieben Uhr beschloß ich, auf die Suche nach einem Abenteuer zu gehen. Mir war, als müsse unser graues, ungeheures London mit seinen Myriaden von Menschen, seinen gemeinen Sündern und herrlichen Sünden, wie Sie es einmal ausdrückten, etwas für mich bereit haben. Ich stellte mir tausend Dinge vor. Die bloße Gefahr erweckte in mir ein Gefühl des Entzückens. Ich dachte daran, was Sie an jenem wundervollen Abend zu mir gesagt hatten, als wir zum erstenmal gemeinsam speisten, daß die Suche nach der Schönheit das wahre Geheimnis des Lebens ist. Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber ich ging aus und wanderte ostwärts, wo bei ich bald in einem Labyrinth schmutziger Straßen und finsterer Plätze ohne Rasen meinen Weg verlor. Gegen halb neun kam ich an einem lächerlich kleinen Theater mit großen, flackernden Gaslaternen und prahlerischen Theaterzetteln vorbei. Ein gräßlicher Jude in dem erstaunlichsten Rock, den ich je in meinem Leben sah, stand im Eingang und rauchte eine schlechte Zigarette. Er hatte schmierige Ringellocken, und von der Mitte seines schmutzigen Hemdes glitzerte ein riesiger Diamant. »Eine Loge, Mylord?« fragte er, als er mich erblickte, und zog mit einer Miene prachtvoller Unterwürfigkeit den Hut. Es war etwas an ihm, das mich belustigte, Harry. Er war ein solches Scheusal. Ich weiß, Sie werden über mich lachen, aber ich ging tatsächlich hinein und zahlte eine ganze Guinee für eine Proszeniumsloge. Bis zum heutigen Tag kann ich mir nicht erklären, warum ich es tat, und doch, hätte ich es nicht getan – mein lieber Harry, hätte ich es nicht getan, so hätte ich den größten Roman meines Lebens versäumt. Ich sehe, Sie lachen. Das ist abscheulich von Ihnen!«

»Ich lache nicht, Dorian, zumindest lache ich nicht über Sie. Aber Sie sollten nicht ›der größte Roman Ihres Lebens‹ sagen, sondern der erste Roman Ihres Lebens. Sie werden stets geliebt werden, und Sie werden immer in die Liebe verliebt sein. Eine *grande passion** ist das Vorrecht solcher Leute, die nichts zu tun haben. Das ist der einzige Vorteil der müßigen Klassen eines Landes. Haben Sie keine Angst. Köstliche Dinge warten Ihrer. Dies ist erst der Anfang.«

* frz.: große Leidenschaft.

»Halten Sie mein Wesen für so oberflächlich?« rief Dorian Gray zornig.

»Nein, ich halte Ihr Wesen für so tief.«

»Wie meinen Sie das?«

»Mein lieber Junge, die Leute, die nur einmal in ihrem Leben lieben, sind in Wahrheit die Oberflächlichen. Was sie ihre Anständigkeit und ihre Treue nennen, das nenne ich Lethargie der Gewohnheit oder ihren Mangel an Phantasie. Treue ist für das Gefühlsleben, was Stillstand für das geistige Leben ist – nichts weiter als ein Bekenntnis des Versagens. Treue! Ich muß sie eines Tages analysieren. Die Leidenschaft für Besitz liegt darin. Es gibt viele Dinge, die wir fortwerfen würden, wenn wir nicht fürchteten, andere könnten sie aufheben. Doch ich möchte Sie nicht unterbrechen. Fahren Sie in Ihrer Geschichte fort.«

»Gut, ich saß also in einer gräßlichen kleinen Privatloge, wo mir ein ganz gemeiner Theatervorhang ins Gesicht starrte. Ich schaute hinter meinem Vorhang hervor und überblickte das Theater. Es war eine billige Angelegenheit, lauter Liebesgötter und Füllhörner, wie ein drittklassiger Hochzeitskuchen. Die Galerie und das Parterre waren ziemlich voll, aber die beiden Reihen schmutzigbrauner Sperrsitze waren leer, und es gab kaum jemanden in dem, was sie vermutlich ersten Rang nannten. Frauen gingen mit Orangen und Ingwerbier herum, und eine entsetzliche Menge Nüsse wurden verzehrt.«

»Es muß wie zur Blütezeit des britischen Dramas gewesen sein.«

»Genauso, würde ich meinen, und sehr niederdrückend. Ich begann mich zu fragen, was in aller Welt ich tun sollte, als mein Blick auf das Programm fiel. Was denken Sie, welches Stück, Harry?«

»Vermutlich ›Der Idiotenknabe oder Stumm, aber unschuldig‹. Ich glaube, unsere Väter liebten das Stück. Je länger ich lebe, Dorian, um so lebhafter empfinde ich, daß das, was für unsere Väter gut genug war, für uns nicht gut genug ist. *Les grands-pères ont toujours tort** in der Kunst wie in der Politik.«

* frz.: Die Großväter haben immer unrecht.

»Dies Stück war für uns gut genug, Harry. Es war ›Romeo und Julia‹. Ich muß zugeben, daß mich der Gedanke, Shakespeare in einem so elenden Loch von Theater zu erleben, ziemlich verdroß. Dennoch war ich irgendwie interessiert. Jedenfalls beschloß ich, den ersten Akt abzuwarten. Es gab ein schauderhaftes Orchester, dirigiert von einem jungen Hebräer, der an einem gesprungenen Klavier saß, von dem ich fast hinausgetrieben wurde, doch endlich ging der Vorhang hoch, und das Spiel begann. Romeo war ein dicker älterer Herr mit geschwärzten Brauen, einer heiseren Tragödenstimme und einer Figur wie ein Bierfaß. Mercutio war beinahe ebenso arg. Er wurde von dem Komiker gespielt, der eigene Witze einstreuete und auf ungemein freundschaftlichem Fuß mit dem Parterre stand. Beide waren so grotesk wie die Dekoration, und die sah aus, als stamme sie aus einer Bauernkate. Aber Julia! Harry, stellen Sie sich ein Mädchen vor, kaum siebzehn Jahre alt, mit einem blumenhaften Gesichtchen, einem schmalen, griechischen Kopf unter geflochtenen Kränzen dunkelbraunen Haars, mit Augen, die veilchenblaue Brunnen der Leidenschaft waren, und Lippen, die Rosenblättern glichen. Sie war das liebste Geschöpf, das ich je in meinem Leben gesehen hatte. Sie haben mir einmal gesagt, Pathos ließe Sie ungerührt, aber Schönheit, bloße Schönheit könne Ihre Augen mit Tränen füllen. Ich sage Ihnen, Harry, ich konnte das Mädchen kaum wahrnehmen durch den Tränenschleier vor meinen Augen. Und ihre Stimme – nie zuvor habe ich eine solche Stimme gehört. Zuerst war sie sehr leise, mit tiefen, vollen Tönen, die einem einzeln ins Ohr zu dringen schienen. Dann wurde sie ein wenig lauter und klang wie eine Flöte oder eine ferne Oboe. In der Gartenszene hatte sie die ganze bebende Verzücktheit, die man kurz vor dem Morgengrauen hört, wenn die Nachtigallen schlagen. Später gab es Augenblicke, in denen sie die wilde Leidenschaft von Violinen hatte. Sie wissen, wie eine Stimme einen erregen kann. Ihre Stimme, Harry, und die Stimme von Sibyl Vane sind zwei Dinge, die ich nie vergessen werde. Wenn ich die Augen schließe, höre ich sie, und jede von ihnen sagt etwas anderes. Ich weiß nicht, welcher ich folgen soll. Wie sollte ich Sibyl nicht lieben? Harry, ich liebe sie. Sie bedeutet mir al-

les im Leben. Abend für Abend gehe ich hin und sehe sie spielen. Einen Abend ist sie Rosalinde, und den nächsten ist sie Imogen, Ich habe sie im Düster einer italienischen Gruft sterben sehen, das Gift von den Lippen des Geliebten saugend. Ich sah sie durch den Ardennerwald wandern, als hübscher Knabe verkleidet, in Hose, Wams und zierlichem Barett. Sie ist wahn-sinnig gewesen und vor einen schuldigen König hingetreten und gab ihm Raute zu tragen und bittere Kräuter zu kosten. Sie ist unschuldig gewesen, und die schwarzen Hände der Eifersucht preßten ihr den Hals zu, der wie ein Schilfrohr war. Ich habe sie in jedem Zeitalter und in jedem Gewand gesehen. Ge-wöhnliche Frauen wenden sich nie an unsere Phantasie. Sie sind auf ihr Jahrhundert beschränkt. Kein Zauber verwandelt sie jemals. Man lernt ihr Gemüt so mühelos kennen, wie man ihre Hüte kennenernt. Man kann sie stets ausfindig machen. Um keine von ihnen ist ein Geheimnis. Sie fahren vormittags in den Park und schwatzen nachmittags bei Teegesellschaften. Sie haben ihr unveränderliches Lächeln und ihre feinen Manieren. Sie sind ganz unverkennbar. Aber eine Schauspielerin! Wie anders ist doch eine Schauspielerin! Harry, warum haben Sie mir nicht gesagt, daß das einzige Geschöpf, das geliebt zu werden verdient, eine Schauspielerin ist?«

»Weil ich so viele von ihnen geliebt habe, Dorian.«

»O ja, gräßliche Leute mit gefärbtem Haar und geschminkten Gesichtern.«

»Machen Sie nicht gefärbtes Haar und geschminkte Gesichter schlecht. Mitunter liegt ein außerordentlicher Reiz darin«, sagte Lord Henry.

»Ich wünschte, ich hätte Ihnen nicht von Sibyl Vane erzählt.«

»Sie hätten gar nicht anders gekonnt, Dorian. Ihr Leben lang werden Sie mir alles erzählen, was Sie tun.«

»Ja, Harry, ich glaube, das stimmt. Ich muß Ihnen einfach alles erzählen. Sie haben einen merkwürdigen Einfluß auf mich. Wenn ich jemals ein Verbrechen beginge, würde ich kommen und es Ihnen gestehen. Sie würden mich begreifen.«

»Menschen wie Sie – die eigenwilligen Sonnenstrahlen des Lebens – begehen keine Verbrechen, Dorian. Aber gleichwohl bin ich Ihnen sehr verbunden für das Kompliment. Und nun

erzählen Sie mir – seien Sie lieb und reichen Sie mir die Streichhölzer, danke –, wie ist nun Ihre tatsächliche Beziehung zu Sibyl Vane?«

Dorian Gray sprang mit geröteten Wangen und brennenden Augen auf. »Harry! Sibyl Vane ist mir heilig!«

»Nur Heiliges verdient, berührt zu werden, Dorian«, sagte Lord Henry mit einem merkwürdigen Anflug von Pathos in der Stimme. »Aber warum sollten Sie sich ärgern? Vermutlich wird sie Ihnen eines Tages gehören. Wenn man verliebt ist, betrügt man zu Anfang immer sich selbst und am Ende stets die anderen. Das nennt die Welt dann einen Roman. Jedenfalls nehme ich doch an, daß Sie mit ihr bekannt sind?«

»Natürlich bin ich mit ihr bekannt. An dem ersten Abend, als ich im Theater war, kam der gräßliche alte Jude nach der Vorstellung in meine Loge und erbot sich, mich hinter die Kulissen zu führen und mich ihr vorzustellen. Ich war wütend auf ihn und sagte ihm, Julia sei Hunderte von Jahren tot, und ihr Leichnam läge in einer Marmorgruft zu Verona. Sein leerer Blick der Verwunderung sagte mir, daß er wohl den Eindruck hatte, ich hätte zuviel Champagner oder sonst etwas getrunken.«

»Das überrascht mich nicht.«

»Dann fragte er mich, ob ich für eine Zeitung schreibe. Ich erwiderte ihm, daß ich nicht einmal eine läse. Darüber schien er schrecklich enttäuscht zu sein, und er vertraute mir an, daß sich alle Theaterkritiker gegen ihn verschworen hätten und daß sie einer wie der andere käuflich wären.«

»Es sollte mich nicht wundern, wenn er darin völlig recht hätte. Wenn man andererseits jedoch nach deren Äußerem urteilt, können die meisten wahrhaftig nicht teuer sein.«

»Nun, er schien zu glauben, sie überstiegen seine Mittel«, lachte Dorian. »Unterdessen wurden jedoch die Lampen im Theater gelöscht, und ich mußte gehen. Er wollte noch, daß ich ein paar Zigarren probierte, die er mir nachdrücklich empfahl. Ich lehnte ab. Am nächsten Abend stellte ich mich natürlich wieder dort ein. Als er mich erblickte, machte er mir eine tiefe Verbeugung und versicherte mir, ich sei ein freigebiger Gönner der Kunst. Er ist ein ganz ekelhaftes Scheusal, obgleich er eine

übergroße Leidenschaft für Shakespeare hegt. Einmal erzählte er mir mit stolzem Gesicht, daß er seine fünf Bankrotte einzig und allein dem ›Barden‹ verdanke, wie er ihn hartnäckig nannte. Er schien das für eine Auszeichnung zu halten.«

»Es ist eine große Auszeichnung, mein lieber Dorian – eine große Auszeichnung. Die meisten Leute gehen bankrott, weil sie zuviel in die Prosa des Lebens investiert haben. Sich durch Poesie ruiniert zu haben ist eine Ehre. Aber wann haben Sie Miss Sibyl Vane zum erstenmal gesprochen?«

»Am dritten Abend. Sie hatte die Rosalinde gespielt. Ich mußte einfach hinter die Bühne gehen. Ich hatte ihr ein paar Blumen zugeworfen, und sie hatte mich angesehen, zumindest bildete ich mir das ein. Der alte Jude war hartnäckig. Er schien entschlossen, mich hinter die Bühne zu bringen, und so willigte ich ein. Sonderbar, daß ich sie nicht kennenlernen wollte, nicht wahr?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Mein lieber Harry, warum denn nicht?«

»Das werde ich Ihnen ein andermal sagen. Jetzt möchte ich alles über das Mädchen erfahren.«

»Sibyl? Oh, sie war so scheu und so sanft. Sie hat etwas von einem Kind an sich. Ihre Augen öffneten sich weit in köstlichem Staunen, als ich ihr sagte, was ich von ihrem Spiel halte, und sie schien sich ihrer Macht überhaupt nicht bewußt zu sein. Ich glaube, wir waren beide ziemlich schüchtern. Der alte Jude stand grinsend in der Tür des staubigen Gesellschaftszimmers und führte wohlgesetzte Reden über uns beide, während wir wie Kinder dastanden und uns anschauten. Er bestand darauf, mich mit ›Mylord‹ anzureden, deshalb mußte ich Sibyl versichern, daß ich nichts dergleichen sei. Sie sagte ganz einfach zu mir: ›Sie sehen eher aus wie ein Prinz. Ich muß Sie Prinz Wunderhold nennen.‹«

»Auf mein Wort, Dorian, Miss Sibyl versteht sich auf Komplimente.«

»Sie verstehen sie nicht, Harry. Sie sah in mir nur eine Gestalt aus einem Stück. Sie weiß nichts vom Leben. Sie wohnt bei ihrer Mutter, einer welken, müden Frau, die am ersten Abend in einem magentaroten Frisiermantel die Lady Capulet spielte und aussieht, als hätte sie bessere Tage gesehen.«

»Das Aussehen kenne ich. Es bedrückt mich«, murmelte Lord Henry und betrachtete eingehend seine Ringe.

»Der Jude wollte mir ihre Geschichte erzählen, aber ich sagte, sie interessiere mich nicht.«

»Sie hatten völlig recht. Anderer Leute Tragödien haben stets etwas unendlich Armseliges an sich.«

»Sibyl ist das einzige, woran mir gelegen ist. Was geht es mich an, woher sie stammt? Von ihrem kleinen Kopf bis zu ihren kleinen Füßen ist sie absolut und vollkommen göttlich. Jeden Abend meines Lebens gehe ich hin und sehe sie spielen, und jeden Abend ist sie wunderbar.«

»Das ist vermutlich der Grund, warum Sie jetzt niemals mehr mit mir speisen. Ich dachte mir schon, daß Sie in irgend-einen merkwürdigen Roman verwickelt wären. Das ist der Fall, wenn auch nicht ganz so, wie ich erwartete.«

»Mein lieber Harry, jeden Tag sind wir entweder zum Lunch oder zum Nachtessen zusammen, und ich bin mehrmals mit Ihnen in die Oper gegangen«, sagte Dorian, während er vor Staunen seine blauen Augen aufriß.

»Sie kommen immer entsetzlich spät.«

»Aber ich muß einfach Sibyl spielen sehen«, rief er aus, »wenn auch nur einen einzigen Akt. Mich hungert es nach ihrer Gegenwart, und wenn ich an die wundervolle Seele denke, die in diesem kleinen Elfenbeinkörper verborgen ist, bin ich von Ehrfurcht erfüllt.«

»Heute abend können Sie doch mit mir essen, Dorian?«

Er schüttelte den Kopf. »Heute abend ist sie Imogen«, antwortete er, »und morgen abend wird sie Julia sein.«

»Und wann ist sie Sibyl Vane?«

»Niemals.«

»Ich beglückwünsche Sie.«

»Wie schrecklich Sie sind! In ihr sind alle großen Heldinnen der Welt vereinigt. Sie ist mehr als ein Einzelwesen. Sie lachen, aber ich sage Ihnen, sie hat Genie. Ich liebe sie, und ich muß sie dazu bringen, daß sie mich liebt. Sie, der Sie alle Geheimnisse des Lebens kennen, sagen Sie mir, wie ich Sibyl Vane bezaubern muß, daß sie mich liebt! Ich möchte Romeo eifersüchtig machen. Ich möchte, daß die toten Liebhaber der Welt un-

ser Lachen hören und traurig werden. Ich möchte, daß ein Hauch unserer Leidenschaft ihren Staub zum Bewußtsein aufstört, ihre Asche zur Pein erweckt. Mein Gott, Harry, wie ich sie anbete!« Er ging beim Sprechen im Zimmer auf und ab. Hektische rote Flecken brannten auf seinen Wangen. Er war furchtbar erregt.

Lord Henry beobachtete ihn mit einem feinen Gefühl des Genusses. Wie verschieden war er doch jetzt von dem schüchternen, erschrockenen Knaben, dem er in Basil Hallwards Atelier begegnet war! Sein Wesen hatte sich wie eine Blume entwickelt, hatte Blüten von flammendem Scharlachrot getrieben. Aus ihrem verborgenen Schlupfwinkel war seine Seele hervorgekrochen, und das Begehrn hatte sich ihr als Weggefährte zugesellt.

»Und was haben Sie nun vor zu tun?« fragte Lord Henry schließlich.

»Ich möchte, daß Sie und Basil einen Abend mitkommen und sie spielen sehen. Mir ist um das Ergebnis nicht im geringsten bange. Sie werden bestimmt ihr Genie anerkennen. Dann müssen wir sie aus den Händen des Juden befreien. Sie ist noch für drei Jahre an ihn gebunden – zumindest für zwei Jahre und acht Monate – von jetzt an gerechnet. Ich werde ihm natürlich etwas zahlen müssen. Wenn das alles geordnet ist, werde ich ein Theater im Westen pachten und sie angemessen herausbringen. Sie wird die Welt so toll machen, wie sie mich gemacht hat.«

»Unmöglich, mein lieber Junge.«

»Doch, sie wird es. Sie besitzt nicht nur Kunst, vollendeten künstlerischen Instinkt, sondern auch Persönlichkeit, und Sie haben mir oft gesagt, daß Persönlichkeiten, nicht Prinzipien, die Zeit voranbrächten.«

»Gut, an welchem Abend wollen wir hingehen?«

»Lassen Sie mich überlegen. Heute ist Dienstag. Wir wollen morgen festhalten. Morgen spielt sie die Julia.«

»Gut. Um acht Uhr im Bristol, und ich werde Basil mitbringen.«

»Bitte nicht um acht, Harry. Um halb sieben. Wir müssen da sein, ehe der Vorhang hochgeht. Sie müssen sie im ersten Akt sehen, wenn sie Romeo begegnet.«

»Halb sieben! Was für eine Zeit! Das wäre wie Tee mit kalter Küche oder die Lektüre eines englischen Romans. Frühestens sieben Uhr. Kein Gentleman speist vor sieben. Werden Sie Basil bis dahin sehen? Oder soll ich ihm schreiben?«

»Der gute Basil! Ich habe ihn eine Woche nicht zu Gesicht bekommen. Das ist ziemlich scheußlich von mir, zumal er mir mein Bild in dem herrlichsten, eigens von ihm entworfenen Rahmen geschickt hat und obgleich ich ein wenig eifersüchtig auf das Bild bin, weil es einen ganzen Monat jünger ist als ich, muß ich doch zugeben, daß ich davon entzückt bin. Vielleicht sollten Sie ihm besser schreiben. Ich möchte ihn nicht allein sehen. Er sagt Dinge, die mich ärgern. Er gibt mir gute Ratschläge.«

Lord Henry lächelte. »Die Leute lieben es, fortzugeben, was sie selbst am nötigsten brauchen. Ich nenne das den Abgrund der Freigebigkeit.«

»Oh, Basil ist der beste Kerl, nur kommt er mir ein bißchen philisterhaft vor. Das habe ich entdeckt, seit ich Sie kennengelernte, Harry.«

»Basil, mein lieber Junge, legt alles, was reizend an ihm ist, in sein Werk. Die Folge davon ist, daß ihm für das Leben nichts übrigbleibt als seine Vorurteile, seine Grundsätze und sein gesunder Menschenverstand. Die einzigen persönlich erfreulichen Künstler, die ich jemals kennenlernte, sind schlechte Künstler. Gute Künstler leben nur in dem, was sie schaffen, und sind infolgedessen völlig uninteressiert an dem, was sie sind. Ein großer Dichter, ein wirklich großer Dichter, ist das unpoetischste aller Geschöpfe. Geringere Dichter dagegen sind absolut faszinierend. Je schlechter ihre Gedichte sind, um so malerischer sehen sie aus. Die bloße Tatsache, ein Buch mit zweitklassigen Sonetten veröffentlicht zu haben, macht einen Mann ganz unwiderstehlich. Er lebt die Poesie, die er nicht schreiben kann. Die anderen schreiben die Poesie, die sie nicht zu verwirklichen wagen.«

»Ob das tatsächlich so ist, Harry?« sagte Dorian Gray und goß aus einem großen Flakon mit goldener Kapsel, der auf dem Tisch stand, ein wenig Parfüm in sein Taschentuch. »Wenn Sie es sagen, muß es wohl so sein. Und jetzt muß ich fort. Imogen

wartet auf mich. Vergessen Sie unsere Verabredung morgen nicht. Auf Wiedersehen.«

Als er das Zimmer verlassen hatte, senkten sich Lord Henrys schwere Lider, und er begann nachzudenken. Gewiß hatten ihn wenige Menschen jemals so sehr interessiert wie Dorian Gray, und doch verursachte ihm die wahnsinnige Verehrung des Jünglings für jemand anders nicht die geringste Pein des Verdrusses oder der Eifersucht. Sie gefiel ihm. Es machte ihn zu einem noch interessanteren Studienobjekt. Die Methoden der Naturwissenschaft hatten ihn stets gefesselt, während ihm der übliche Stoff dieser Wissenschaft trivial und unwichtig vorgekommen war. Und deshalb hatte er angefangen, sich selbst zu vivisezieren, und hatte damit geendet, andere zu vivisezieren. Das menschliche Leben – es schien ihm das einzige zu sein, was wert war, ergründet zu werden. Im Vergleich dazu gab es nichts anderes von Bedeutung. Freilich konnte man, wenn man das Leben in seinem seltsamen Schmelzriegel von Schmerz und Freude beobachtete, keine Glasmaske vor dem Gesicht tragen oder verhindern, daß die Schwefeldämpfe das Gehirn verwirrten und die Vorstellung mit ungeheuerlichen Phantasiegebilden und häßlichen Träumen trübten. Es gab so feine Gifte, daß man an ihnen erkranken mußte, um ihre Eigenschaften zu erkennen. Es gab so sonderbare Krankheiten, daß man sie durchmachen mußte, sofern man bestrebt war, ihre Eigenart kennenzulernen. Und doch, welch großer Lohn wurde einem zuteil! Wie wundervoll wurde einem die ganze Welt! Die merkwürdig strenge Logik der Leidenschaft und das von Gefühlen gefärbte Leben des Geistes zu beobachten – darauf zu achten, wo sie sich trafen und wo sie sich trennten, an welchem Punkt sie im Einklang waren und an welchem Punkt uneinig – welch ein Reiz lag darin! Was kam es auf den Preis an? Eine Sensation kann man nie zu teuer bezahlen.

Er war sich bewußt – und dieser Gedanke brachte einen Schimmer der Freude in seine braunen Achataugen –, daß er Dorian Grays Seele durch bestimmte wohlklingende Worte, die wohlklingend gesprochen wurden, diesem reinen Mädchen zugeführt hatte, vor dem sie sich nun in Anbetung beugte. Der Jüngling war in hohem Maße seine eigene Schöpfung. Er hatte

ihn vor der Zeit reif gemacht. Das war etwas. Gewöhnliche Leute warteten, bis ihnen das Leben seine Geheimnisse erschloß, doch den wenigen Auserwählten wurden die Mysterien des Lebens enthüllt, ehe der Schleier fortgezogen war. Das war mitunter der Erfolg der Kunst, und vor allem der Literatur, die ja unmittelbar zu den Leidenschaften und zum Geist spricht. Doch hin und wieder nahm eine vielseitige Persönlichkeit deren Platz ein und beanspruchte die Aufgabe der Kunst, selbst auf ihre Weise ein echtes Kunstwerk, weil ja das Leben ebenso gut seine vollendeten Meisterwerke kennt wie die Poesie, die Bildhauerei oder die Malerei.

Ja, der Jüngling war vor der Zeit gereift. Er brachte seine Ernte ein, während er sich noch im Frühling befand. Er hatte noch den Pulsschlag und die Leidenschaft der Jugend, und doch wurde er schon selbstbewußt. Es war hinreißend, ihn zu beobachten. Mit seinem schönen Gesicht und seiner schönen Seele war er ein Geschöpf zum Anstaunen. Einerlei, wie das alles endete oder wie es ihm bestimmt war, zu enden. Er glich jenen anmutigen Figuren in einer Feenposse oder in einem Schauspiel, deren Freuden uns fernzuliegen scheinen, deren Schmerzen jedoch unser Gefühl für Schönheit erregen und deren Wunden rote Rosen sind.

Seele und Leib, Leib und Seele – wie geheimnisvoll waren sie! Es gab Animalisches in der Seele, und der Leib hatte seine durchgeistigten Augenblicke. Die Sinne konnten geläutert und der Geist erniedrigt werden. Wer vermochte zu sagen, wo der Trieb des Fleisches endete oder der Impuls der Seele begann? Wie oberflächlich waren die willkürlichen Definitionen der herkömmlichen Psychologen! Und doch, wie schwer war es, bei den verschiedenen Systemen zwischen ihren Ansprüchen auf Wahrheit zu entscheiden! War die Seele ein Schatten, der im Haus der Sünde wohnte? Oder hatte in Wahrheit der Leib seine Heimstatt in der Seele, wie Giordano Bruno glaubte! Die Trennung von Geist und Materie war ein Mysterium, so wie die Vereinigung von Geist und Materie ein Mysterium war.

Er begann sich zu fragen, ob wir die Psychologie jemals zu einer so vollkommenen Wissenschaft machen könnten, daß uns jeder noch so kleine Lebenstrieb offenbar würde. So wie sie

jetzt beschaffen war, mißverstanden wir uns selbst immer und verstanden andere selten. Erfahrung hatte keinen ethischen Wert. Sie war nur der Name, den die Menschen ihren Irrtümern gaben. Die Moralisten hatten sie in der Regel als eine Art Ermahnung angesehen, hatten ihr eine gewisse ethische Wirksamkeit auf die Charakterbildung zugesprochen und sie als ein Etwas gepriesen, das uns lehre, was zu befolgen sei, und uns zeige, was wir meiden müßten. Aber es lag keine treibende Kraft in der Erfahrung. Sie war eine so schwach wirkende Ursache wie das Gewissen. In Wahrheit bewies sie nichts weiter, als daß unsere Zukunft so sein würde wie unsere Vergangenheit und daß wir die Sünde, die wir einmal – mit Widerwillen – begangen hatten, noch viele Male – mit Lust – begehen würden.

Ihm war klar, daß man einzig und allein durch die experimentelle Methode zu einer wissenschaftlichen Analyse der Leidenschaften gelangen konnte und daß Dorian Gray als Objekt für ihn wie geschaffen war und köstliche, fruchtbare Ergebnisse zu versprechen schien. Seine jähre, wahnsinnige Liebe zu Sibyl Vane war ein psychologisches Phänomen von nicht geringem Reiz. Zweifellos hatte damit viel die Neugier zu tun, die Neugier und das Verlangen nach neuen Erfahrungen; dennoch war es keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Leidenschaft. Was von dem rein sinnlichen Naturtrieb des Knabenalters darin war, hatten die Gärungen der Phantasie umgemodelt und verwandelt in etwas, das dem Jüngling selbst von aller Sinnlichkeit entfernt schien und das eben deshalb um so gefährlicher war. Am heftigsten tyrannisieren uns gerade die Leidenschaften, über die wir uns täuschen. Unsere schwächsten Triebfedern sind jene, über deren Beschaffenheit wir uns klar sind. Es kommt häufig vor, daß wir mit anderen zu experimentieren glauben und dabei in Wahrheit mit uns selbst experimentieren.

Während Lord Henry saß und über diese Dinge nachsann, kloppte es an die Tür, und sein Kammerdiener trat ein und erinnerte ihn daran, daß es Zeit sei, sich zum Essen umzukleiden. Er stand auf und blickte auf die Straße hinaus. Der Sonnenuntergang hatte die oberen Fenster der gegenüberliegenden Häuser in scharlachrotes Gold getaucht. Die Fensterscheiben glühten wie erhitzte Metallplatten. Der Himmel darüber glich einer

verblaßten Rose. Er dachte an das junge, feurige Leben seines Freundes und fragte sich, wie das alles enden würde.

Als er gegen halb eins nach Hause kam, sah er auf dem Tisch in der Diele ein Telegramm liegen. Er öffnete es und entdeckte, daß es von Dorian Gray war. Es sollte ihm mitteilen, daß er sich mit Sibyl Vane verlobt hatte.

FÜNFTES KAPITEL

»Mutter, Mutter, ich bin so glücklich!« flüsterte das Mädchen und barg das Gesicht im Schoß der welken, müde aussehenden Frau, die mit dem Rücken gegen das grelle, zudringliche Licht in dem einzigen Lehnstuhl saß, den ihr schmuddeliges Wohnzimmer enthielt. »Ich bin so glücklich!« sagte das Mädchen noch einmal. »Und du mußt auch glücklich sein!«

Mrs. Vane fuhr zusammen und legte ihre mageren, wismutweißen Hände auf den Kopf ihrer Tochter. »Glücklich!« wiederholte sie mechanisch. »Ich bin nur glücklich, wenn ich dich spielen sehe, Sibyl. Du darfst an nichts anderes als an dein Spiel denken. Mister Isaacs ist sehr gut zu uns gewesen, und wir schulden ihm Geld.«

Das Mädchen blickte auf und verzog schmollend den Mund. »Geld, Mutter?« rief sie. »Was liegt an Geld? Liebe ist mehr als Geld.«

»Mister Isaacs hat uns fünfzig Pfund vorgeschnossen, unsere Schulden zu bezahlen und für James eine anständige Ausstattung zu beschaffen. Das darfst du nicht vergessen, Sibyl. Fünfzig Pfund sind eine sehr große Summe. Mister Isaacs hat sich sehr rücksichtsvoll gezeigt.«

»Er ist kein Gentleman, Mutter, und ich hasse die Art und Weise, wie er mit mir spricht«, erwiderte das Mädchen, stand auf und ging zum Fenster. »Ich weiß nicht, wie wir ohne ihn zu rechtkommen sollten«, entgegnete die Ältere klagend.

Sibyl Vane warf den Kopf zurück und lachte. »Wir brauchen ihn nicht mehr, Mutter. Jetzt regelt Prinz Wunderhold unser Leben.« Darauf hielt sie inne. Eine Röte schoß ihr ins Gesicht und verdunkelte ihre Wangen. Schnelle Atemzüge teilten die

Blütenblätter ihrer Lippen. Sie bebte. Etwas wie ein Südwind der Leidenschaft fegte über sie hin und bewegte die zierlichen Falten ihres Kleides. »Ich liebe ihn«, sagte sie schlicht.

»Töriches Kind! Töriches Kind!« wurde ihr als Antwort wie Papageiengeplapper entgegengeschleudert. Das Wedeln gekrümmter, mit falschen Juwelen besteckter Finger gab den Worten etwas Groteskes.

Wieder lachte das Mädchen. Die Fröhlichkeit eines Vogels in seinem Käfig war in ihrer Stimme. Die Augen fingten die Melodie ein und warfen sie strahlend zurück, dann schlossen sie sich einen Augenblick, als wollten sie ihr Geheimnis verbergen. Als sie sich wieder auftaten, war der Schleier eines Traumes darüber hingewehrt.

Dünnlippige Weisheit sprach zu ihr aus dem abgenutzten Lehnstuhl, mahnte zur Vorsicht, zitierte aus jenem Buch der Feigheit, dessen Autor den Namen »gesunder Menschenverstand« nachplappert. Sie hörte nicht zu. Sie war frei in ihrem Gefängnis der Leidenschaft. Ihr Prinz, Prinz Wunderhold, war bei ihr. Sie hatte die Erinnerung angerufen, ihn neu erstehen zu lassen. Sie hatte ihre Seele ausgesandt, ihn zu suchen, und sie hatte ihn ihr zurückgebracht. Aufs neue brannte sein Kuß auf ihrem Mund. Ihre Lider waren warm von seinem Atem.

Dann änderte die Weisheit ihre Methode und sprach von Auskundschaften und Enthüllen. Dieser junge Mann mochte reich sein. Wenn es so war, sollte an Heirat gedacht werden. An der Muschel ihres Ohres brachen sich die Wogen irdischer Schlauheit. Die Pfeile der List schossen an ihr vorbei. Sie sah die dünnen Lippen sich bewegen und lächelte.

Jäh empfand sie das Bedürfnis zu sprechen. Das wortträchtige Schweigen beunruhigte sie. »Mutter, Mutter«, rief sie aus, »warum liebt er mich so sehr? Ich weiß, warum ich ihn liebe. Ich liebe ihn, weil er so ist, wie die Liebe selbst sein sollte. Aber was sieht er in mir? Ich bin seiner nicht würdig. Und doch – ich kann nicht sagen, warum –, wenn ich mich auch tief unter ihm fühle, niedrig fühle ich mich nicht. Ich fühle mich stolz, schrecklich stolz. Mutter, hast du meinen Vater so geliebt, wie ich Prinz Wunderhold liebe?«

Die Ältere wurde bleich unter dem groben Puder, der ihre

Wangen übertünchte, und ihre trockenen Lippen zuckten in einem Krampf der Qual. Sibyl stürzte zu ihr hin, warf die Arme um ihren Hals und küßte sie. »Vergib mir, Mutter. Ich weiß, es schmerzt dich, über unsfern Vater zu sprechen. Aber es schmerzt dich nur, weil du ihn so sehr geliebt hast. Mach nicht so ein trauriges Gesicht. Ich bin heute so glücklich, wie du vor zwanzig Jahren warst. Ach! Laß mich ewig glücklich sein!«

»Mein Kind, du bist noch viel zu jung, um ans Verlieben zu denken. Was weißt du außerdem von diesem jungen Mann? Du kennst nicht einmal seinen Namen. Die ganze Sache ist höchst unpassend, und ich muß wirklich sagen, jetzt, da James nach Australien geht und ich an so vieles zu denken habe, hättest du mehr Rücksicht an den Tag legen sollen. Doch wie ich schon sagte, wenn er reich ist ...«

»Ach, Mutter, Mutter, laß mich glücklich sein!«

Mrs. Vane sah sie an und schloß sie mit einer jener falschen theatralischen Gebärden, die einem Schauspieler so häufig zur zweiten Natur werden, in die Arme. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und ein junger Bursche mit struppigem braunem Haar trat ins Zimmer. Er war untersetzt und hatte große Hände und Füße, etwas plump in der Bewegung. Er war nicht so fein erschaffen wie seine Schwester. Die nahe Verwandtschaft zwischen ihnen hätte man schwerlich vermutet. Mrs. Vane richtete die Augen auf ihn und vertiefte ihr Lächeln. Im Geist erhob sie ihren Sohn in die Würde eines Publikums. Sie war von der packenden Wirkung des Tableaus überzeugt.

»Ich denke, ein paar von deinen Küssem könntest du für mich aufheben, Sibyl«, sagte der junge Mann mit gutmütigem Knurren.

»Ach, du hast es doch gar nicht gern, geküßt zu werden, Jim«, rief sie aus. »Du bist ein gräßlicher alter Bär.« Und sie lief durch das Zimmer und umarmte ihn.

James Vane sah seiner Schwester zärtlich ins Gesicht. »Ich möchte dich zu einem Spaziergang abholen, Sibyl. Vermutlich werde ich dies abscheuliche London nie wiedersehen. Es verlangt mich bestimmt nicht danach.«

»Sag nicht so schauderhafte Dinge, mein Sohn«, murmelte Mrs. Vane, während sie mit einem Seufzer ein flitterbuntes

Theaterkostüm aufnahm und zu flicken begann. Sie empfand ein wenig Enttäuschung, daß er sich nicht in das lebende Bild eingefügt hatte. Es hätte das theatralisch Malerische der Situation gesteigert.

»Warum nicht, Mutter. Ich meine es so.«

»Du bereitest mir Schmerz, mein Sohn. Ich vertraue darauf, daß du als reicher Mann aus Australien zurückkommen wirst. Ich glaube, in den Kolonien gibt es keine irgendwie geartete Gesellschaft, nichts, was ich Gesellschaft nennen würde, deshalb mußt du, wenn du dein Glück gemacht hast, zurückkommen und dir in London Geltung verschaffen.«

»Gesellschaft!« murmelte der junge Mann. »Davon will ich überhaupt nichts wissen. Ich würde gern ein wenig Geld verdienen, um dich und Sibyl vom Theater zu nehmen. Ich hasse es.«

»O Jim!« sagte Sibyl lachend. »Wie unfreundlich von dir! Aber willst du wirklich mit mir Spazierengehen? Das ist hübsch! Ich fürchtete schon, du wolltest dich von einigen deiner Freunde verabschieden – von Tom Hardy, der dir diese abscheuliche Pfeife geschenkt hat, oder von Nes Langton, der sich über dich lustig macht, weil du sie rauchst. Es ist sehr lieb von dir, daß du mir deinen letzten Nachmittag schenkst. Wohin werden wir gehen? Bitte in den Park.«

»Ich sehe zu schäbig aus«, antwortete er stirnrunzelnd. »Nur feine Leute gehen in den Park.«

»Unsinn, Jim«, flüsterte sie und streichelte seinen Rockärmel.

Er zögerte einen Augenblick. »Na schön«, sagte er schließlich, »aber zieh dich nicht so lange um.«

Sie tanzte zur Tür hinaus. Man konnte sie singen hören, als sie die Treppe hinaufließ. Ihre kleinen Füße trippelten über ihren Köpfen.

Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann wandte er sich an die stille Gestalt im Lehnstuhl. »Sind meine Sachen fertig, Mutter?« fragte er.

»Völlig fertig, James«, antwortete sie, ohne die Augen von ihrer Arbeit zu heben. Seit einigen Monaten fühlte sie sich unbehaglich, wenn sie mit ihrem derben, strengen Sohn allein war. Ihre im Innern seichte Natur wurde beunruhigt, wenn sich

ihre Augen trafen. Sie fragte sich häufig, ob er etwas argwöhne. Das Schweigen, denn er machte keine weitere Bemerkung, wurde ihr unerträglich. Sie begann zu klagen. Frauen verteidigen sich, indem sie angreifen, geradeso wie sie durch plötzliches und befremdliches Nachgeben angreifen. »Ich hoffe, du wirst mit deinem Seefahrerleben zufrieden sein, James«, sagte sie. »Du mußt daran denken, daß es deine eigene Wahl ist. Du hättest in ein Anwaltsbüro eintreten können. Anwälte sind ein höchst achtbarer Stand, und auf dem Land speisen sie häufig bei den besten Familien.«

»Ich hasse Büros, und ich hasse Schreiber«, entgegnete er. »Aber du hast ganz recht. Ich habe mir mein Leben selber erwählt. Ich sage nur, paß auf Sibyl auf. Laß ihr kein Leid geschehen. Du mußt auf sie achtgeben, Mutter.«

»Du redest wirklich sehr sonderbar, James. Natürlich gebe ich auf Sibyl acht.«

»Wie ich höre, kommt jeden Abend ein Herr ins Theater und geht hinter die Bühne, um sich mit ihr zu unterhalten. Stimmt das? Was soll das?«

»Du sprichst über Dinge, die du nicht verstehst, James. In unserm Beruf sind wir daran gewöhnt, eine Menge höchst erfreulicher Aufmerksamketten zu genießen. Ich selbst erhielt früher viele Buketts zu gleicher Zeit. Das war damals, als man vom Spielen wirklich noch etwas verstand. Was Sibyl betrifft, so weiß ich im Augenblick noch nicht, ob ihre Neigung ernst ist oder nicht. Aber zweifellos ist der fragliche junge Mann ein vollendet Gentleman. Zu mir ist er immer überaus höflich. Außerdem sieht er so aus, als wäre er reich, und die Blumen, die er schickt, sind entzückend.«

»Und doch weißt du seinen Namen nicht«, entgegnete der junge Mann schroff.

»Nein«, antwortete die Mutter mit gelassener Miene. »Er hat seinen wirklichen Namen noch nicht offenbart. Ich halte das für durchaus romantisch von ihm. Wahrscheinlich gehört er der Aristokratie an.« James Vane biß sich auf die Lippen. »Gib auf Sibyl acht, Mutter«, rief er aus, »gib auf sie acht!«

»Du quälst mich sehr, mein Sohn. Sibyl befindet sich stets unter meiner besonderen Obhut. Natürlich, wenn dieser Gent-

leman wohlhabend ist, gibt es keinen Grund, warum sie sich nicht mit ihm vermählen sollte. Ich glaube, er gehört der Aristokratie an. Er sieht ganz und gar so aus, muß ich sagen. Er könnte eine mehr als glänzende Partie für Sibyl sein. Sie würden ein bezauberndes Paar abgeben. Seine Schönheit ist wirklich bemerkenswert; jedem fällt sie auf.«

Der junge Mann brummte etwas vor sich hin und trommelt mit seinen plumpen Fingern an die Fensterscheibe. Er hatte sich gerade umgedreht und wollte etwas sagen, als die Tür aufflog und Sibyl hereingelaufen kam.

»Wie ernst ihr beide seid!« rief sie. »Was ist los?«

»Nichts«, antwortete er. »Vermutlich muß man mitunter ernst sein. Auf Wiedersehen, Mutter; um fünf Uhr möchte ich essen. Alles ist gepackt, bis auf die Hemden; du brauchst dich also nicht zu beunruhigen.«

»Auf Wiedersehen, mein Sohn«, erwiederte sie mit einer übertrieben würdevollen Verneigung.

Sie war höchst verärgert über den Ton, den er ihr gegenüber angeschlagen hatte, und in seinem Blick lag etwas, das ihr angst machte.

»Küß mich, Mutter«, sagte das Mädchen. Ihre blütenhaften Lippen berührten die welke Wange und wärmteten deren Frost.

»Mein Kind! Mein Kind!« rief Mrs. Vane und hob den Blick zur Decke, als suche sie eine imaginäre Galerie.

»Komm, Sibyl«, sagte ihr Bruder ungeduldig. Er haßte das Getue seiner Mutter.

Sie gingen hinaus in das flirrende, winddurchwehte Sonnenlicht und schlenderten die trostlose Euston Road hinunter. Die Vorübergehenden schauten verwundert auf den mürrischen, schwerfälligen Jüngling in seinem derben, schlechtsitzenden Anzug, der ein so anmutiges, vornehm aussehendes Mädchen begleitete. Er sah aus wie ein gemeiner Gärtner, der mit einer Rose einherspazierte.

Von Zeit zu Zeit, wenn er den forschenden Blick eines Fremden auffing, runzelte Jim die Stirn. Er hatte die Abneigung, angestarrt zu werden, die Genies in ihren späten Lebensjahren bekommen und die gewöhnliche Leute nie verlieren. Sibyl dagegen war sich der Wirkung, die sie hervorrief, überhaupt nicht

bewußt. Ihre Liebe zitterte in dem Lachen auf ihren Lippen. Sie dachte an Prinz Wunderhold, und damit sie um so mehr an ihn denken konnte, sprach sie nicht von ihm, sondern schwatzte drauflos über das Schiff, mit dem Jim fahren sollte, über das Gold, das er sicherlich finden würde, über die wundervolle Erbin, der er vor bösen Buschräubern in roten Hemden das Leben retten würde. Denn er sollte nicht Matrose oder Superkargo oder sonst etwas bleiben, was ihm jetzt bevorstand. O nein! Das Dasein eines Matrosen war schrecklich. Man stelle sich nur vor, in einem abscheulichen Schiff eingepfercht zu sein, in das die rauhen, buckligen Wogen einzudringen suchen, während ein unheilvoller Wind die Masten niederbläst und die Segel zu langen kreischenden Fetzen zerreißt! Er müßte das Schiff in Melbourne verlassen, sich höflich von dem Kapitän verabschieden und schnurstracks zu den Goldfeldern gehen. Ehe eine Woche um war, würde er auf einen großen Klumpen puren Goldes stoßen, das größte Nugget, das je entdeckt wurde, und es in einem von sechs berittenen Polizisten bewachten Wagen zur Küste bringen. Dreimal müßten die Buschräuber sie überfallen und müßten in einem ungeheuren Gemetzel zurückgeschlagen werden. Oder nein. Er sollte überhaupt nicht zu den Goldfeldern gehen. Das waren gräßliche Orte, wo sich die Männer betranken und in den Kneipen gegenseitig abknallten und wo sie eine abscheuliche Sprache führten. Er sollte ein tüchtiger Schafzüchter werden, und eines Abends, wenn er heimritte, sollte er sehen, wie ein Räuber die schöne Erbin auf einem Rappen entführte, und er würde ihnen nachjagen und sie retten. Natürlich würde sie sich in ihn verlieben und er sich in sie, und sie würden nach London heimkommen und in einem riesengroßen Haus wohnen. Ja, herrliche Dinge warteten auf ihn. Aber er müsse auch sehr brav sein und nie heftig werden oder sein Geld töricht verschwenden. Sie sei nur ein Jahr älter als er, wisse aber soviel mehr vom Leben. Und er müsse ihr auch bestimmt mit jeder Post schreiben und jeden Abend vor dem Schlafengehen seine Gebete sprechen. Gott sei sehr gütig und werde über ihn wachen. Auch sie würde für ihn beten, und in ein paar Jahren würde er reich und glücklich zurückkommen.

Der junge Mann hörte ihr verdrossen zu und gab keine Antwort. Er war tiefbetrübt, weil er die Heimat verlassen mußte.

Doch nicht dies allein war es, was ihn traurig und verdrießlich machte. So unerfahren er war, hatte er doch ein starkes Gefühl für die Gefahr, die Sibyl in ihrer Lage drohte. Dieser junge Dandy, der ihr den Hof machte, konnte es nicht gut mit ihr meinen. Er war ein Gentleman, und deswegen haßte er ihn, haßte ihn mit einem sonderbaren Klasseninstinkt, den er sich nicht zu erklären vermochte und der eben deshalb um so gebietender in ihm war. Er kannte auch die Oberflächlichkeit und Eitelkeit im Wesen seiner Mutter und sah darin eine unendliche Gefahr für Sibyl und für Sibyls Glück. Zuerst lieben die Kinder ihre Eltern; wenn sie älter werden, urteilen sie über sie, und mitunter vergeben sie ihnen.

Seine Mutter! Er hatte etwas auf dem Herzen, wonach er sie fragen wollte, etwas, worüber er viele Monate in aller Stille nachgegrübelt hatte. Ein zufälliger Satz, den er im Theater gehört hatte, eine gewisperte Stichelei, die eines Abends, als er am Bühneneingang wartete, an sein Ohr gedrungen war, hatten eine Kette abscheulicher Gedanken ausgelöst. Er erinnerte sich daran wie an einen Hieb mit einer Reitpeitsche über sein Gesicht. Seine Brauen zogen sich zu einer keilförmigen Furche zusammen, und in einem krampfhaften Zucken der Qual biß er sich auf die Unterlippe.

»Du hörst ja kein Wort von dem, was ich sage, Jim!« rief Sibyl, »und ich schmiede die herrlichsten Pläne für deine Zukunft. Sag doch etwas.«

»Was soll ich denn sagen?«

»Oh, daß du ein braver Junge sein und uns nicht vergessen wirst!« antwortete sie und lächelte ihn an.

Er zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich wirst du mich eher vergessen als ich dich, Sibyl.«

Sie errötete. »Was meinst du damit, Jim?« fragte sie.

»Wie ich höre, hast du einen neuen Freund. Wer ist das? Warum hast du mir nicht von ihm erzählt? Er meint es nicht gut mit dir.«

»Halt, Jim!« rief sie aus. »Du darfst nichts gegen ihn sagen. Ich liebe ihn.«

»Du weißt ja nicht einmal seinen Namen«, entgegnete der junge Mann. »Wer ist er? Ich habe ein Recht, es zu erfahren.«

»Man nennt ihn Prinz Wunderhold. Gefällt dir der Name nicht? O du dummer Junge! Du solltest ihn nie vergessen. Wenn du ihn nur sähest, würdest du ihn für den wundervollsten Menschen der Welt halten. Eines Tages wirst du ihm begegnen, wenn du aus Australien zurückkommst. Er wird dir sehr gefallen. Jedem gefällt er, und ich ... ich liebe ihn. Ich wünschte, du könntest heute abend ins Theater kommen. Er wird dasein, und ich werde die Julia spielen. Oh, wie ich sie spielen werde! Stell dir vor, Jim, zu lieben und die Julia zu spielen! Zu wissen, daß er da sitzt! Zu seinem Ergötzen zu spielen! Ich fürchte, ich werde die Menge vielleicht erschrecken, erschrecken oder bezaubern. Lieben bedeutet über sich selbst hinausgehen. Der arme gräßliche Mister Isaacs wird seinen Herumtreibern am Büfett zubrüllen, ich sei ein ›Genie‹. Er hat mich als ein Dogma gepredigt, heute abend wird er mich als eine Offenbarung verkünden. Ich fühle es. Und all das ist sein Werk, einzige und allein das Werk Prinz Wunderholds, meines wundervollen Geliebten, meines Gottes der Grazien. Ich bin armselig neben ihm. Armselig? Was liegt daran? Schleicht die Armut zur Tür herein, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus. Unsere Sprichwörter müssen neu geschrieben werden. Sie wurden im Winter verfaßt, und jetzt ist es Sommer – für mich, glaube ich, Frühling, ein Tanz von Blüten in blauen Himmeln.«

»Er ist ein Gentleman«, sagte der junge Mann trotzig.

»Ein Prinz!« rief sie melodisch. »Was willst du mehr?«

»Er will dich zur Sklavin machen.«

»Mich schaudert bei dem Gedanken, frei zu sein.«

»Ich möchte, daß du dich vor ihm in acht nimmst.«

»Ihn sehen heißt ihn anbeten; ihn kennen heißt ihm vertrauen.«

»Sibyl, du bist wahnsinnig, was ihn betrifft.«

Sie lachte und nahm seinen Arm. »Mein lieber alter Jim, du redest, als wärest du hundert Jahre alt. Eines Tages wirst du selbst verliebt sein. Dann wirst du erfahren, wie das ist. Mach nicht so ein finsternes Gesicht. Du solltest doch wahrhaftig froh sein bei dem Gedanken, daß du zwar fortgehst, mich aber

glücklicher zurückläßt, als ich je zuvor gewesen bin. Das Leben ist für uns beide hart gewesen, schrecklich hart und schwer. Aber jetzt wird es anders werden. Du ziehst in eine neue Welt, und ich habe ein neues entdeckt. Da sind zwei Stühle, wir wollen uns hinsetzen und die feinen Leute vorbeigehen sehen.«

Sie nahmen Platz inmitten einer Menge von Beobachtern. Die Tulpenbeete jenseits des Weges flammten wie flackernde Feuerkreise. Ein weißer Dunst, wohl eine zitternde Wolke von Veilchenwurz, hing in der flirrenden Luft. Die bunten Sonnenschirme tanzten auf und nieder wie riesige Schmetterlinge.

Sie brachte ihren Bruder dazu, von sich zu sprechen, von seinen Hoffnungen und Aussichten. Er sprach langsam und mit Anstrengung. Sie gaben einander die Worte, wie Spieler sich die Spielmarken zureichen. Sibyl fühlte sich bedrückt. Es war ihr unmöglich, ihre Freude mitzuteilen. Ein schwaches Lächeln, das sich um diesen mürrischen Mund wand, war alles, was sie an Echo erlangen konnte. Nach einer Weile verstummte sie. Plötzlich erhaschte sie einen Schimmer goldenen Haares und lachender Lippen: in einem offenen Wagen fuhr Dorian Gray mit zwei Damen vorüber.

Sie sprang auf. »Da ist er!« rief sie.

»Wer?« fragte James Vane.

»Prinz Wunderhold«, antwortete sie, während sie der Victoriachaise nachschauten.

Er sprang auf und packt derb ihren Arm. »Zeig ihn mir. Welcher ist er? Zeig mit dem Finger auf ihn. Ich muß ihn sehen!« rief er aus, doch in diesem Augenblick kam der Vierspanner des Herzogs von Berwick dazwischen, und als die Aussicht wieder frei war, hatte der Wagen den Park bereits verlassen.

»Er ist fort«, murmelte Sibyl traurig. »Ich wünschte, du hättest ihn gesehen.«

»Das wünschte ich auch, denn so wahr es einen Gott im Himmel gibt, wenn er dir jemals ein Leid antut, bringe ich ihn um.«

Entsetzt sah sie ihn an. Er wiederholte seine Worte. Sie durchschnitten die Luft wie ein Dolch. Die Leute rundum gafften schon. Eine Dame in ihrer Nähe kicherte.

»Komm fort, Jim, komm fort«, flüsterte sie. Er folgte ihr mür-

risch, als sie durch die Menge ging. Er war froh über das, was er gesagt hatte.

Als sie zu der Achillesstatue kamen, drehte sie sich um. Mitleid lag in ihren Augen, das auf ihren Lippen zum Gelächter wurde. Sie schüttelte den Kopf über ihn. »Du bist närrisch, Jim, ganz und gar närrisch, ein übelgelaunter Bub, weiter nichts. Wie kannst du nur so gräßliche Dinge sagen? Du weißt gar nicht, was du redest. Du bist einfach eifersüchtig und unfreundlich. Ach, ich wünschte, du verliebstest dich. Liebe macht die Menschen gut, und was du gesagt hast, war böse.«

»Ich bin sechzehn«, antwortete er, »und ich weiß, was ich will. Mutter ist dir keine Hilfe. Sie ist nicht imstande, auf dich aufzupassen. Ich wünschte jetzt, ich ginge überhaupt nicht nach Australien. Mir ist sehr danach, die ganze Sache hinzuschmeißen. Und das würde ich auch, wenn mein Vertrag nicht schon unterschrieben wäre.«

»Oh, sei doch nicht so ernst, Jim. Du bist wie einer von den Helden in den blöden Melodramen, in denen Mutter immer so gern gespielt hat. Ich werde nicht mit dir streiten. Ich habe ihn gesehen, und ach, ihn sehen ist vollkommenes Glück. Wir wollen nicht streiten. Ich weiß, du würdest niemals einem, den ich liebe, etwas antun, nicht wahr?«

»Vermutlich nicht, solange du ihn liebst«, war die trotzige Antwort.

»Ich werde ihn immer lieben!« rief sie.

»Und er?«

»Desgleichen!«

»Das sollte er auch.«

Entsetzt fuhr sie vor ihm zurück. Dann lachte sie und legte die Hand auf seinen Arm. Er war doch nur ein kleiner Junge.

Am Marble Arch hielten sie einen Omnibus an, der sie in die Nähe ihres schäbigen Heims in der Euston Road brachte. Es war nach fünf Uhr, und Sibyl mußte ein paar Stunden ruhen, ehe sie auftrat. Jim bestand darauf. Er sagte, er wolle lieber von ihr Abschied nehmen, wenn ihre Mutter nicht anwesend sei. Sie würde bestimmt eine Szene machen, und er verabscheue Szenen, einerlei welcher Art.

In Sibyls Zimmer nahmen sie voneinander Abschied. Eifer-

sucht brannte im Herzen des Jungen, und ein wütender, mörderischer Haß gegen den Fremden, der, wie es ihm schien, zwischen sie getreten war. Doch als sie die Arme um seinen Hals schlang und als ihre Finger durch sein Haar fuhren, wurde er weich und küßte sie mit ehrlicher Zuneigung. Tränen standen in seinen Augen, als er die Treppe hinunterging.

Unten wartete seine Mutter auf ihn. Sie murkte über seine Unpünktlichkeit, als er eintrat. Er gab keine Antwort, sondern setzte sich nieder zu seinem kärglichen Mahl. Die Fliegen summten um den Tisch und krochen über das befleckte Tischtuch. Durch das Rumpeln der Omnibusse und das Klappern der Droschken konnte er die dröhrende Stimme vernehmen, die jede ihm noch verbleibende Minute verschlang.

Nach einer Weile stieß er seinen Teller von sich und stützte den Kopf in die Hände. Er fühlte, daß er ein Recht hatte, zu wissen. Wenn es so war, wie er argwöhnte, hätte man es ihm schon längst erzählen sollen. Bleiern vor Furcht beobachtete ihn seine Mutter. Mechanisch tropften Worte von ihren Lippen. Sie zerknüllte ein zerrissenes Spitzentaschentuch zwischen den Fingern. Als die Uhr sechs schlug, stand er auf und ging zur Tür. Dann wandte er sich um und sah sie an. Ihre Augen trafen sich. In den ihren las er eine verstörte Bitte um Barmherzigkeit. Das machte ihn zornig.

»Ich muß dich etwas fragen, Mutter«, sagte er. Ihre Augen wanderten ziellos im Zimmer umher. Sie gab keine Antwort. »Sag mir die Wahrheit. Ich habe ein Recht, zu wissen. Warst du mit meinem Vater verheiratet?«

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war ein Seufzer der Erleichterung. Der schreckliche Augenblick, der Augenblick, den sie Tag und Nacht, Wochen und Monate lang gefürchtet hatte, war endlich gekommen, und sie fühlte kein Entsetzen. In gewissem Maße war es tatsächlich eine Enttäuschung für sie. Die rohe Direktheit der Frage verlangte eine direkte Antwort. Die Situation war nicht allmählich darauf hingeführt worden. Es war unkünstlerisch. Es erinnerte sie an eine schlechte Probe.

»Nein«, antwortete sie, verwundert über die abstoßende Einfachheit des Lebens. »Dann war mein Vater ein Schuft!« rief der Junge und ballte die Fäuste.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wußte, daß er nicht frei war. Wir liebten uns sehr. Wäre er am Leben geblieben, dann hätte er uns versorgt. Sag nichts gegen ihn, mein Sohn. Er war dein Vater und ein Gentleman. Er hatte wirklich vornehme Verbindungen.«

Ein Fluch kam von seinen Lippen. »Mit selbst ist das einerlei«, rief er aus, »aber laß Sibyl nicht ... Es ist ein Gentleman, der sie liebt, nicht wahr, oder zumindest behauptet er es? Hat vermutlich auch vornehme Verbindungen.«

Für einen Augenblick überkam die Frau ein scheußliches Gefühl der Demütigung. Ihr Kopf sank nieder. Mit zittrigen Händen wischte sie sich die Augen, »Sibyl hat eine Mutter«, murmelte sie, »ich hatte keine.«

Der Junge war gerührt. Er ging zu ihr, beugte sich nieder und küßte sie. »Es tut mir leid, daß ich dir weh getan habe, indem ich nach meinem Vater fragte«, sagte er, »aber ich konnte nicht anders. Jetzt muß ich gehen. Leb wohl. Vergiß nicht, daß du jetzt nur noch auf ein Kind zu achten hast, und glaub mir, wenn dieser Mann meiner Schwester ein Leid zufügt, so werde ich herausfinden, wer er ist, werde ihn aufspüren und ihn wie einen Hund umbringen. Das schwöre ich.«

Die übertriebene Unsinnigkeit der Drohung, die leidenschaftliche Gebärde, die sie begleitete, die wahnsinnigen, melodramatischen Worte ließen ihr das Leben bewegter erscheinen. Diese Atmosphäre war ihr vertraut. Sie atmete freier, und zum erstenmal seit vielen Monaten bewunderte sie ihren Sohn wirklich. Sie hätte die Szene gern auf der gleichen Gefühlsskala fortgesetzt, aber er unterbrach sie. Koffer mußten hinuntergetragen und für Schals mußte gesorgt werden. Der Packesel der Pension lief geschäftig ein und aus. Mit dem Kutscher wurde über das Fahrgeld verhandelt. Der Augenblick ging unter in alltäglichen Einzelheiten. In einem neuerlichen Gefühl der Enttäuschung winkte sie mit dem zerrissenen Spitzentaschentuch aus dem Fenster, als ihr Sohn davonfuhr. Sie hatte das Bewußtsein, daß eine große Gelegenheit vertan war. Sie tröstete sich damit, daß sie Sibyl erklärte, wie trostlos ihr Leben nun sein werde, da sie nur noch auf ein Kind zu achten hätte. Sie erinnerte sich an den Satz. Er hatte ihr gefallen. Von der Dro-

hung sagte sie nichts. Sie war lebhaft und dramatisch ausgedrückt worden. Sie hatte das Gefühl, daß sie eines Tages alle darüber lachen würden.

SECHSTES KAPITEL

»Ich nehme an, Sie haben die Neuigkeiten gehört, Basil?« sagte Lord Henry an jenem Abend, als Hallward in ein kleines Privatzimmer im Bristol geführt wurde, wo für drei Personen der Tisch gedeckt war.

»Nein, Harry«, antwortete der Künstler, während er dem sich verbeugenden Kellner Hut und Mantel gab. »Was gibt es? Hoffentlich nichts Politisches? Politik interessiert mich nicht. Kaum ein einziger im Unterhaus ist es wert, gemalt zu werden, wenn auch vielen ein wenig Tünche gut täte.«

»Dorian hat sich verlobt«, sagte Lord Henry und beobachtete ihn beim Sprechen.

Hallward erschrak und runzelte dann die Stirn. »Dorian Gray hat sich verlobt?« rief er. »Unmöglich!«

»Es ist die reine Wahrheit.«

»Mit wem?«

»Mit irgendeiner kleinen Schauspielerin.«

»Ich kann es nicht glauben. Dorian ist viel zu sensibel.«

»Dorian ist viel zu klug, um nicht hin und wieder törichte Dinge zu tun, mein lieber Basil.«

»Heiraten ist schwerlich eine Sache, die man hin und wieder tun kann, Harry.«

»Ausgenommen in Amerika«, warf Lord Henry lässig hin. »Aber ich habe nicht gesagt, daß er geheiratet hat. Ich sagte, er hat sich verlobt. Das ist ein großer Unterschied. Ich kann mich deutlich erinnern, verheiratet zu sein, habe jedoch nicht die leiseste Erinnerung daran, mich je verlobt zu haben. Ich bin geneigt zu glauben, daß ich niemals verlobt war.«

»Aber bedenken Sie doch Doriens Herkunft, seine Stellung und seinen Wohlstand. Es wäre lächerlich von ihm, so tief unter sich zu heiraten.«

»Wenn Sie wollen, daß er dieses Mädchen heiratet, dann sa-

gen Sie ihm das, Basil. Dann wird er es bestimmt tun. Wenn ein Mann jemals etwas ganz und gar Blödsinniges tut, geschieht es immer aus den edelsten Motiven.«

»Ich hoffe, es ist ein gutes Mädchen, Harry. Ich möchte Dorian nicht an irgendein gemeines Geschöpf gebunden sehen, das sein Wesen herabziehen und seinen Geist verderben könnte.«

»Oh, sie ist besser als gut – sie ist schön«, murmelte Lord Henry und nippte an seinem Glas Wermut mit Pomeranzenbitter. »Dorian sagt, sie ist schön, und in solchen Dingen hat er selten unrecht. Durch ihr Bild von ihm wurde sein Urteil über die äußere Erscheinung anderer Leute geschärft. Unter andrem hat es diese hervorragende Wirkung gehabt. Wir sollen sie heute abend sehen, wenn dieser Junge seine Verabredung nicht vergißt.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Mein völliger Ernst, Basil. Der Gedanke, daß ich jemals ernsthafter sein sollte als in diesem Augenblick, würde mich unglücklich machen.«

»Aber billigen Sie das denn, Harry?« fragte der Maler, während er im Zimmer auf und ab ging und sich auf die Lippen biß. »Sie können es unmöglich billigen. Es ist eine törichte Verblendung.«

»Ich billige oder mißbillige niemals etwas. Das ist eine abgeschmackte Haltung dem Leben gegenüber. Wir sind nicht in die Welt gesetzt worden, um uns mit unseren moralischen Vorurteilen aufzuspielen. Ich beachte niemals, was gewöhnliche Leute sagen, und mische mich nie in das ein, was reizende Leute tun. Wenn mich ein Mensch fasziniert, dann entzückt mich entschieden jede von ihm gewählte Ausdrucksweise. Dorian Gray verliebt sich in ein schönes Mädchen, das die Julia spielt, und macht ihr einen Heiratsantrag. Warum nicht? Wenn er Messalina heiratete, wäre er nichtsdestoweniger interessant. Sie wissen, ich bin kein Verfechter der Ehe. Der wahre Nachteil der Ehe ist, daß sie einen uneigennützig macht. Und uneigen-nützige Leute sind farblos. Es fehlt ihnen an Individualität. Dennoch gibt es bestimmte Charaktere, die durch die Ehe komplizierter werden. Sie behalten ihren Egoismus und ergänzen

ihn mit vielen weiteren Egos. Sie sind gezwungen, mehr als ein Leben zu führen. Sie werden höher organisierte Menschen, und das, sollte ich meinen, ist das Ziel des menschlichen Daseins. Außerdem ist jede Erfahrung wertvoll, und was man auch gegen die Ehe sagen mag, eine Erfahrung ist sie bestimmt. Ich hoffe, Dorian Gray macht dieses Mädchen zu seiner Frau, betet sie sechs Monate lang leidenschaftlich an und wird dann plötzlich von einer anderen entzückt. Er wäre ein wundervolles Studium.«

»Sie glauben kein einziges Wort von alledem, Harry, das wissen Sie. Würde Dorian Grays Leben zerstört, so wäre niemand trauriger darüber als Sie. Sie sind viel besser, als Sie vorgeben.«

Lord Henry lachte, »Der Grund, warum wir alle so gern gut von anderen denken, ist der, daß wir uns alle vor uns selbst fürchten. Der Ausgangspunkt des Optimismus ist schiere Angst. Wir halten uns für edelmüsig, weil wir unserm Nächsten Tugenden zuschreiben, die uns selbst wahrscheinlich von Nutzen wären. Wir loben den Bankier, damit wir unser Konto überziehen können, und entdecken gute Eigenschaften an dem Straßenräuber, in der Hoffnung, daß er unsere Taschen vielleicht verschont. Ich glaube alles, was ich gesagt habe. Ich hege die größte Verachtung für den Optimismus. Was ein zerstörtes Leben betrifft – kein Leben ist zerstört außer einem solchen, dessen Wachstum gehemmt ist. Wenn Sie eine Natur verderben wollen, brauchen Sie sie nur zu bessern. Und was die Heirat angeht, die wäre natürlich töricht; es gibt andere, interessantere Bande zwischen Mann und Frau, Ich werde sie bestimmt fördern. Sie haben den Reiz, beliebt zu sein. Doch da ist Dorian. Er wird Ihnen mehr sagen, als ich vermag.«

»Lieber Harry, lieber Basil, ihr müßt mich beide beglückwünschen!« sagte der Jüngling, während er seinen Abendumhang mit den seidengefütterten Flügeln abwarf und seinen Freunden abwechselnd die Hand schüttelte. »Noch nie bin ich so glücklich gewesen. Natürlich ist es unerwartet, aber das sind alle wahrhaft köstlichen Dinge. Und doch scheint es mir das eine zu sein, was ich mein Leben lang erwartet habe.« Er war gerötet vor Aufregung und Freude und sah ungemein hübsch aus.

»Ich hoffe, Sie werden stets glücklich sein, Dorian«, sagte Hallward, »aber ich verzeihe Ihnen nicht ganz, daß Sie mir Ihre Verlobung nicht mitgeteilt haben. Harry haben Sie sie bekanntgegeben.«

»Und ich verzeihe Ihnen nicht, daß Sie zum Essen zu spät gekommen sind«, warf Lord Henry ein, wobei er dem jungen Mann die Hand auf die Schulter legte und lächelte. »Kommen Sie, wir wollen uns setzen und probieren, wie der neue Koch hier ist, und dann werden Sie uns erzählen, wie alles gekommen ist.«

»Da gibt es wirklich nicht viel zu erzählen«, rief Dorian, als sie an dem kleinen runden Tisch Platz genommen hatten. »Es geschah einfach folgendes. Nachdem ich Sie gestern abend verlassen hatte, Harry, zog ich mich um, als etwas in dem kleinen italienischen Restaurant in der Rupert Street, wo Sie mich eingeführt haben, und ging um acht Uhr ins Theater. Sibyl spielte die Rosalinde. Natürlich war die Dekoration fürchterlich und der Orlando abgeschmackt. Aber Sibyl! Sie hätten sie sehen sollen! Als sie in ihren Knabenkleidern auftrat, war sie ganz wundervoll. Sie trug ein moosgrünes Samtwams mit zimtbraunen Ärmeln, eine enge braune Hose mit kreuzweis gebundenen Kniebändern, ein schmuckes, grünes Käppchen mit einer Falkenfeder, die von einer Agraffe gehalten wurde, und einen dunkelrot gefütterten Schultermantel. Niemals war sie mir köstlicher erschienen. Sie hatte all die zarte Anmut jenes Tanagrafigürchens in Ihrem Atelier, Basil. Ihr Haar bauschte sich um ihr Gesicht wie dunkle Blätter um eine bleiche Rose. Und ihr Spiel – nun, ihr werdet sie heute abend sehen. Sie ist einfach eine geborene Künstlerin. Ich saß völlig verzaubert in der schmutzigen Loge. Ich vergaß, daß ich mich in London und im neunzehnten Jahrhundert befand. Ich war mit meiner Liebsten weit fort in einem Wald, den niemand je gesehen hatte. Nach der Vorstellung ging ich hinter die Bühne und sprach mit ihr. Als wir beisammen saßen, kam plötzlich ein Blick in ihre Augen, den ich nie zuvor wahrgenommen hatte. Meine Lippen näherten sich ihrem Mund. Wir küßten uns. Ich kann euch nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblick empfand. Mir war, als hätte sich mein ganzes Leben auf diesen einen, vollkommenen

Gipfelpunkt rosenfarbener Freude zusammengezogen. Sie zitterte am ganzen Leibe und bebte wie eine weiße Narzisse. Dann warf sie sich auf die Knie und küßte mir die Hände. Ich spüre, daß ich euch all das nicht erzählen sollte, aber ich kann nicht anders. Natürlich ist unsere Verlobung ein unbedingtes Geheimnis. Sie hat es nicht einmal ihrer Mutter erzählt. Ich weiß nicht, was meine Vormünder sagen werden. Lord Radley wird bestimmt wütend. Das ist mir einerlei. In weniger als einem Jahr bin ich volljährig, und dann kann ich tun, was ich will. Ich habe recht getan, nicht wahr, Basil, meine Liebe aus der Poesie zu holen und meine Frau in Shakespeares Stücken zu suchen? Lippen, die Shakespeare sprechen lehrte, haben mir ihr Geheimnis ins Ohr geflüstert. Rosalinde schlang die Arme um mich, und ich habe Julias Mund geküßt.«

»Ja, Dorian, ich glaube, Sie haben recht getan«, sagte Hallward langsam. »Haben Sie sie heute gesehen?« fragte Lord Henry.

Dorian Gray schüttelte den Kopf. »Ich verließ sie im Ardennerwald und werde sie in einem Obstgarten zu Verona wiederfinden.«

Lord Henry nippte versonnen an seinem Champagner. »In welchem besonderen Augenblick erwähnten Sie das Wort Heirat, Dorian? Und was gab sie zur Antwort? Vielleicht haben Sie das alles vergessen?«

»Mein lieber Harry, ich habe es nicht als ein geschäftliches Unternehmen betrachtet und ihr keinen förmlichen Antrag gemacht. Ich sagte ihr, daß ich sie liebe, und sie erwiderete, sie sei nicht wert, meine Frau zu werden. Nicht wert! Nun, die ganze Welt gilt mir nichts im Vergleich zu ihr.«

»Frauen sind erstaunlich praktisch«, murmelte Lord Henry, »viel praktischer als wir. In solcherart Situationen vergessen wir häufig, etwas von Heirat zu sagen, und sie erinnern uns stets daran.«

Hallward legte die Hand auf seinen Arm. »Nicht, Harry. Sie haben Dorian gekränkt. Er ist nicht wie andere Menschen. Niemals würde er jemanden ins Unglück stürzen. Er ist zu zartbesaitet.«

Lord Henry blickte über den Tisch. »Dorian fühlt sich nie

durch mich gekränkt«, antwortete er, »ich habe die Frage aus dem bestmöglichen Grund gestellt, tatsächlich aus dem einzigen Grund, der es entschuldigt, daß man überhaupt Fragen stellt – einfach aus Neugier. Nach meiner Theorie sind es stets die Frauen, die uns Heiratsanträge machen, und nicht wir, die sie den Frauen machen. Ausgenommen natürlich im Leben der Mittelklasse. Aber die Mittelklassen sind schließlich nicht modern.«

Dorian Gray lachte und schüttelte den Kopf. »Sie sind ganz unverbesserlich, Harry, aber es macht mir nichts aus. Man kann Ihnen unmöglich böse sein. Wenn Sie Sibyl Vane sehen, werden Sie spüren, daß der Mann, der ihr weh tun könnte, eine Bestie wäre, eine herzlose Bestie. Ich kann nicht begreifen, wie jemand wünschen kann, das Geschöpf, das er liebt, zu schänden. Ich liebe Sibyl Vane. Ich möchte sie auf ein goldenes Piedestal stellen und alle Welt die Frau anbeten sehen, die mein ist. Was ist Ehe? Ein unwiderrufliches Gelübde. Deshalb spotten Sie darüber. Ach, spotten Sie nicht! Ich will ein unwiderrufliches Gelübde ablegen. Ihr Vertrauen macht mich treu, ihr Glaube macht mich gut. Wenn ich bei ihr bin, bereue ich alles, was Sie mich gelehrt haben. Ich werde ein anderer als der, den Sie kannten. Ich bin verwandelt, und die bloße Berührung von Sibyls Hand läßt mich Sie und all Ihre falschen, bestrickenden, vergiftenden, köstlichen Theorien vergessen.«

»Und die sind ...?« fragte Lord Henry und nahm sich etwas Salat. »Oh, Ihre Theorien über das Leben, Ihre Theorien über die Liebe, Ihre Theorien über den Genuß. Tatsächlich all Ihre Theorien, Harry.«

»Genuß ist das einzige, was einer Theorie wert ist«, antwortete er mit seiner trägen, melodischen Stimme. »Aber ich fürchte, ich kann meine Theorie nicht als meine eigene in Anspruch nehmen. Sie gehört der Natur, nicht mir. Genuß ist der Prüfstein der Natur, ist ihr Zeichen der Zustimmung. Wenn wir glücklich sind, sind wir immer gut; aber wenn wir gut sind, sind wir nicht immer glücklich.«

»Ach! Aber was meinen Sie mit gut?« rief Basil Hallward.

»Ja, was meinen Sie mit gut, Harry?« kam das Echo von Dorian Gray, der sich in seinem Stuhl zurücklehnte und Lord

Henry über den schweren Strauß purpurlippiger Iris ansah, die auf dem Tisch standen.

»Gut sein heißt mit sich selbst in Einklang sein«, erwiderte Lord Henry, während er mit seinen blassen, fein zugespitzten Fingern den dünnen Stiel seines Glases berührte. »Mißklang ist die Nötigung, mit anderen zu harmonieren. Das eigene Leben – das ist das Wichtige. Was das Leben unserer Nächsten betrifft, so kann man – will man ein Tugendbold oder ein Puritaner sein – mit seinen moralischen Ansichten vor ihnen protzen, aber sie gehen niemanden etwas an. Außerdem hat der Individualismus wirklich das höhere Ziel. Die moderne Moral besteht darin, daß man den Maßstab seiner Zeit akzeptiert. Ich bin der Meinung, daß jeder kultivierte Mensch es für eine Art gröbster Unmoral halten muß, den Maßstab seiner Zeit zu akzeptieren.«

»Aber bestimmt zahlt man einen schrecklichen Preis dafür, wenn man nur für sich lebt, Harry?« bedeutete ihm der Maler.

»Ja, heutzutage werden wir bei allem überfordert. Ich möchte meinen, die wahre Tragödie der Armen ist, daß sie sich nichts anderes als Selbstverleugnung leisten können. Schöne Sünden sind wie alle schönen Dinge das Privileg der Reichen.«

»Man muß auf andere Art bezahlen als mit Geld.«

»Auf welche Art, Basil?«

»Oh, ich denke mir, mit Gewissensbissen, mit Leiden, mit ... nun ja, mit dem Bewußtsein der Erniedrigung.«

Lord Henry zuckte die Achseln. »Mein lieber Freund, mittelalterliche Kunst ist bezaubernd, aber mittelalterliche Gefühle sind unmodern. In der Dichtung kann man sie natürlich anwenden. Aber schließlich sind die einzigen Dinge, die man in der Dichtung anwenden kann, eben solche, die man in der Wirklichkeit nicht mehr benutzt. Glauben Sie mir, kein kultivierter Mensch bereut jemals einen Genuss, und kein unkultivierter Mensch weiß, was Genuss ist.«

»Ich weiß, was Genuss ist«, rief Dorian Gray. »Jemanden anbeten.«

»Das ist sicherlich besser, als angebetet zu werden«, antwortete er, mit ein paar Früchten spielend. »Angebetet zu werden, ist eine lästige Plage. Die Frauen behandeln uns geradeso, wie

die Menschheit ihre Götter behandelt. Sie verehren uns und liegen uns ständig in den Ohren, etwas für sie zu tun.«

»Ich würde sagen, alles, was sie von uns fordern, haben sie uns erst gegeben«, murmelte der junge Mann ernst. »Sie erzeugen die Liebe in uns. Sie haben ein Recht, sie zurückzuverlangen.«

»Das ist völlig richtig, Dorian«, rief Hallward. »Nichts ist jemals völlig richtig«, sagte Lord Henry. »Dies aber doch«, unterbrach Dorian. »Sie müssen zugeben, Harry, daß die Frauen den Männern den wahren Reichtum ihres Lebens schenken.«

»Möglich«, seufzte er, »aber unweigerlich verlangen sie ihn dann in geringer Münze zurück. Das ist der Kummer. Frauen, so hat es ein geistreicher Franzose einmal ausgedrückt, flößen uns das Verlangen ein, Meisterwerke zu schaffen, und hindern uns stets, sie auszuführen.«

»Sie sind schrecklich, Harry! Ich weiß nicht, warum ich Sie so gern habe.«

»Sie werden mich immer gern haben, Dorian«, erwiderte er. »Wollt Ihr Kaffee, Freunde? – Ober, bringen Sie Kaffee, Fine Champagne und Zigaretten. Nein, keine Zigaretten. Ich habe welche bei mir. Basil, ich kann Ihnen nicht erlauben, Zigarren zu rauchen. Sie müssen eine Zigarette nehmen. Eine Zigarette ist das vollendete Beispiel eines vollendeten Genusses. Sie ist köstlich und läßt einen unbefriedigt. Was kann man mehr verlangen? Ja, Dorian, Sie werden mich stets gern haben. Ich verkörpere für Sie alle Sünden, die zu begehen Sie nie den Mut hatten.«

»Was für einen Unsinn Sie reden, Harry!« rief der Jüngling und zündete sich an einem feuerspeienden silbernen Drachen, den der Kellner auf den Tisch gestellt hatte, seine Zigarette an. »Laßt uns jetzt ins Theater gehen. Wenn Sibyl auf der Bühne erscheint, werdet ihr ein neues Lebensideal erhalten. Sie wird euch etwas vorstellen, was ihr nie kennengelernt habt.«

»Ich habe alles kennengelernt«, sagte Lord Henry mit einem müden Blick in den Augen, »aber ich bin stets zu einer neuen Gemütsbewegung bereit gewesen. Allerdings fürchte ich, daß es, für mich jedenfalls, dergleichen nicht gibt. Aber Ihr wundervolles Mädchen wird mich vielleicht ergreifen. Ich liebe das

Spiel. Es ist soviel wirklicher als das Leben. Wir wollen gehen. Sie fahren mit mir, Dorian. Es tut mir leid, Basil, aber in meinem Brougham ist nur Platz für zwei. Sie müssen uns in einem Hansom folgen.«

Sie standen auf, zogen ihre Mäntel an und tranken den Kaffee im Stehen. Der Maler war schweigsam und mit seinen Gedanken beschäftigt. Schwermut lastete auf ihm. Diese Heirat war ihm unerträglich, und doch erschien sie ihm besser als viele andere Dinge, die hätten geschehen können. Ein paar Minuten später gingen sie die Treppe hinunter. Er fuhr, wie verabredet, allein und beobachtete die aufblitzenden Lichter des vor ihm fahrenden kleinen Broughams. Ein sonderbares Gefühl des Verlustes überkam ihn. Ihm war, als werde ihm Dorian Gray nie wieder all das sein, was er ihm in der Vergangenheit gewesen war. Das Leben hatte sich zwischen sie gedrängt ... Seine Augen verdunkelten sich, und die belebten, glänzenden Straßen verschwammen vor seinem Blick. Als der Wagen vor dem Theater vorfuhr, schien es ihm, als wäre er um Jahre gealtert.

SIEBENTES KAPITEL

Aus irgendeinem Grunde war das Theater an diesem Abend überfüllt, und der fette jüdische Direktor, der ihnen an der Tür entgegenging, erstrahlte von einem Ohr bis zum anderen in einem ölichen, flackernden Lächeln. Er geleitete sie mit einer gleichsam prahlerischen Unterwürfigkeit zu ihrer Loge, wobei er seine fetten, juwelengeschmückten Hände wedelte und aus voller Kehle redete. Dorian Gray verabscheute ihn mehr denn je. Ihm war, als wäre er gekommen, Miranda zu sehen, und statt dessen wäre ihm Caliban entgegengetreten. Lord Henry dagegen gefiel er eher. Zumindest behauptete er das und bestand darauf, ihm die Hand zu schütteln und ihm zu versichern, er sei stolz darauf, einen Mann kennenzulernen, der ein wahres Genie entdeckt und um eines Dichters willen bankrott gemacht habe. Hallward unterhielt sich damit, die Gesichter der Parterrebesucher zu betrachten. Die Hitze war entsetzlich drückend,

und die riesige Leuchte flammte wie eine ungeheure Dahlie mit Blütenblättern aus gelbem Feuer. Die jungen Leute auf der Galerie hatten ihre Röcke und Westen ausgezogen und über die Brüstung gehängt. Sie unterhielten sich quer durch das Theater und teilten ihre Orangen mit den billig herausgeputzten Mädchen, die bei ihnen saßen. Ein paar Frauen im Parterre lachten. Ihre Stimmen waren abscheulich schrill und mißtönend. Vom Büfett kam der Laut knallender Korken.

»Welch ein Ort, seine Gottheit zu finden!« sagte Lord Henry.

»Ja!« antwortete Dorian Gray. »Hier habe ich sie gefunden, und göttlich ist sie, über alles, was lebt. Diese gewöhnlichen ungebildeten Leute mit ihren derben Gesichtern und rohen Gebärden werden ganz anders, wenn sie auf der Bühne steht. Sie sitzen still und schauen sie an. Sie weinen und lachen auf ihr Geheiß. Sie bringt sie zur Resonanz wie eine Violine. Sie besetzt sie, und man spürt, daß sie vom gleichen Fleisch und Blut sind wie wir selbst.«

»Vom gleichen Fleisch und Blut wie wir selbst? Oh, ich hoffe nicht!« rief Lord Henry aus, der durch sein Opernglas die Galeriebesucher musterte.

»Beachten Sie ihn nicht, Dorian«, sagte der Maler. »Ich verstehe, was Sie meinen, und ich glaube an dieses Mädchen. Wen Sie lieben, der muß wundervoll sein, und ein Mädchen, das so wirkt, wie Sie es schildern, muß schön und edel sein. Seine Zeit zu beseelen – das ist der Mühe wert. Wenn dieses Mädchen solchen eine Seele zu geben vermag, die bisher ohne eine gelebt haben; wenn sie das Gefühl für Schönheit in Menschen zu erzeugen vermag, deren Leben schmutzig und häßlich gewesen ist; wenn sie die Selbstsucht von ihnen abzustreifen und ihnen Tränen zu schenken vermag um solcher Leiden willen, die nicht ihre eigenen sind, dann ist sie Ihrer ganzen Anbetung würdig, der Anbetung aller Welt würdig. Diese Heirat ist ganz richtig. Zuerst war ich nicht der Ansicht, aber jetzt gebe ich es zu. Die Götter haben Sibyl Vane für Sie erschaffen. Ohne sie wären Sie unvollkommen gewesen.«

»Danke, Basil«, antwortete Dorian Gray und drückte ihm die Hand. »Ich wußte, Sie würden mich verstehen. Harry ist so zynisch, er erschreckt mich. Aber da ist das Orchester. Es ist ganz

fürchterlich, aber es dauert nur etwa fünf Minuten. Dann geht der Vorhang hoch, und ihr werdet das Mädchen sehen, dem ich mein ganzes Leben schenken werde, dem ich alles gegeben habe, was gut in mir ist.«

Eine Viertelstunde später trat unter einem ungewöhnlichen Beifallssturm Sibyl Vane auf die Bühne. Ja, sie war zweifellos liebreizend anzuschauen – eines der liebreizendsten Geschöpfe, dachte Lord Henry, das er je gesehen hatte. Ihre scheue Anmut und ihre erschrockenen Augen hatten etwas von einem Reh. Eine zarte Röte wie der Schatten einer Rose auf einem Silberspiegel stieg in ihre Wangen, als sie auf das überfüllte, begeisterte Theater blickte. Sie trat ein paar Schritte zurück, und ihre Lippen schienen zu zittern. Basil Hallward sprang auf und applaudierte. Reglos wie ein Träumender saß Dorian Gray und schaute sie an. Lord Henry sah durch sein Glas und murmelte: »Bezaubernd! Bezaubernd!«

Die Szene stellte den Saal im Hause Capulet dar, den Romeo in seinem Pilgergewand mit Mercutio und seinen anderen Freunden betreten hatte. Die Kapelle spielte recht und schlecht ein paar Takte Musik, und der Tanz begann. Durch die Menge ungeschickter, schäbig gekleideter Schauspieler bewegte sich Sybil Vane wie ein Geschöpf aus einer schöneren Welt. Ihr Körper wiegte sich im Tanz, wie sich eine Pflanze im Wasser wiegt. Die geschweiften Linien ihres Halses waren die Linien einer weißen Lilie. Ihre Hände schienen aus kühlem Elfenbein geschaffen. Aber sie war sonderbar gleichgültig. Sie ließ kein Zeichen von Freude erkennen, als ihre Augen auf Romeo ruhten. Die wenigen Worte, die sie zu sprechen hatte –

»Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu schulden
Für ihren sittsam-andachtsvollen Gruß;
Der Heilgen Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand ist frommer Waller Kuß« –,

sowie den folgenden kurzen Dialog sprach sie auf durchaus gekünstelte Weise. Die Stimme war herrlich, die Betonung jedoch entschieden falsch. Sie hatte nicht die richtige Färbung. Sie nahm den Versen alles Leben, Sie machte die Leidenschaft unwahr.

Dorian Gray, der sie beobachtete, wurde bleich. Er war bestürzt und unruhig. Keiner von seinen Freunden wagte ihm etwas zu sagen. Sie waren schrecklich enttäuscht. Sie empfanden jedoch als den wahren Prüfstein jeder Julia die Balkonszene im zweiten Akt. Darauf warteten sie. Wenn sie da versagte, war nichts an ihr dran.

Sie sah hinreißend aus, als sie ins Mondlicht heraustrat. Das war nicht zu leugnen. Aber das Theatralische ihres Spiels war unerträglich und wurde immer ärger. Ihre Gebärden wurden lächerlich geziert. Sie überbetonte alles, was sie zu sagen hatte. Die schöne Stelle –

»Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färzte Mädchenröte meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest« –

dekliamierte sie mit der peinlichen Genauigkeit eines Schulmädchen, dem ein zweitklassiger Sprachlehrer den Vortrag beigebracht hat. Als sie sich über den Balkon neigte und zu den wundervollen Zeilen kam –

»Obwohl ich dein mich freue,
Freu ich mich nicht des Bundes dieser Nacht.
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich;
Gleicht allzusehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh man sagen kann: es blitzt. – Schlaf süß!
Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe
Der Liebe wohl zur schönen Blum entfalten,
Bis wir das nächstmal uns wiedersehn« –,

sprach sie die Worte, als enthielten sie für sie keinen Sinn. Es war keine Nervosität. Weit davon entfernt, nervös zu sein, war sie in der Tat völlig selbstbeherrscht. Es war einfach schlechte Kunst. Sie war ein vollständiger Versager.

Selbst das gewöhnliche, ungebildete Publikum im Parterre und auf der Galerie verlor das Interesse an dem Stück. Die Leute wurden unruhig und begannen laut zu reden und zu pfeifen. Der jüdische Direktor, der im Hintergrund des ersten Ranges stand, stampfte mit den Füßen und fluchte vor Wut. Unerschüttert war einzig das Mädchen.

Als der zweite Akt vorbei war, brach ein Sturm von Pfeifen und Zischen los, und Lord Henry stand von seinem Sitz auf und zog den Mantel an. »Sie ist wunderschön, Dorian«, sagte er, »aber sie kann nicht spielen. Wir wollen gehen.«

»Ich werde mir das Stück bis zum Ende ansehen«, antwortete der junge Mann mit einer harten, bitteren Stimme. »Es tut mir schrecklich leid, daß Sie meinetwegen einen Abend vergeudet haben, Harry. Ich entschuldige mich bei euch beiden.«

»Mein lieber Dorian, ich würde meinen, Miss Vane ist krank«, unterbrach Hallward. »Wir werden ein andermal herkommen.«

»Ich wünschte, sie wäre krank«, versetzte der junge Mann. »Aber sie erscheint mir einfach gefühllos und kalt. Sie ist völlig verändert. Gestern abend war sie eine große Künstlerin. Heute ist sie nur eine gewöhnliche, mittelmäßige Schauspielerin.«

»Sprechen Sie nicht so über jemand, den Sie lieben, Dorian. Liebe ist eine herrlichere Sache als die Kunst.«

»Sie sind beide nur Formen der Nachahmung«, bemerkte Lord Henry. »Aber laßt uns gehen. Sie dürfen nicht länger bleiben, Dorian. Es ist nicht gut für unsere Moral, schlecht spielen zu sehen. Im übrigen nehme ich nicht an, daß Sie von Ihrer Frau verlangen werden, sie soll spielen. Was liegt also daran, wenn sie die Julia wie eine hölzerne Puppe spielt? Sie ist ungemein liebreizend, und wenn sie so wenig vom Leben weiß wie vom Theaterspielen, wird sie eine köstliche Erfahrung sein. Nur zwei Arten von Menschen sind wirklich faszinierend – Leute, die einfach alles wissen, und Leute, die überhaupt nichts wissen. Gütiger Himmel, machen Sie doch nicht so ein tragisches Gesicht, lieber Junge! Das Geheimnis, jung zu bleiben, ist, sich nie einer unbekömmlichen Gefühlsregung hinzugeben. Kommen Sie mit Basil und mir in den Club. Wir wollen Zigaretten rauchen und auf Sibyl Vanes Schönheit trinken. Schön ist sie. Und was können Sie mehr verlangen?«

»Gehen Sie, Harry«, rief der Junge, »ich möchte allein sein. Basil, Sie müssen gehen. Ach, seht ihr denn nicht, daß mir das Herz bricht?« Heiße Tränen stiegen ihm in die Augen. Seine Lippen bebten, er stürzte in den Hintergrund der Loge, lehnte sich an die Wand und verbarg das Gesicht in den Händen.

»Lassen Sie uns gehen, Basil«, sagte Lord Henry mit einer ungewöhnlichen Zärtlichkeit in der Stimme, und so gingen die beiden jungen Männer zusammen hinaus.

Wenige Augenblicke später flammten die Rampenlichter auf, und der Vorhang hob sich zum dritten Akt. Dorian Gray ging wieder an seinen Platz. Er sah bleich, hochmütig und gleichgültig aus. Das Spiel schleppete sich hin und schien nicht enden zu wollen. Die Hälfte des Publikums ging, lachend und mit schweren Stiefeln trampelnd. Das Ganze war ein Fiasko. Der letzte Akt wurde vor fast leeren Bänken gespielt. Der Vorhang fiel, begleitet von Kichern und Murren.

Sobald es aus war, stürzte Dorian Gray hinter die Kulissen in das Gesellschaftszimmer. Das Mädchen stand dort allein, mit einem Ausdruck des Triumphes im Gesicht. Ihre Augen flammten in einem herrlichen Feuer. Ein Strahlen war um sie. Ihre halb geöffneten Lippen lächelten über ein Geheimnis, das ihr gehörte.

Als er eintrat, sah sie ihn an, und ein Ausdruck unendlicher Freude legte sich über sie.

»Wie schlecht ich heute abend gespielt habe, Dorian!« rief sie.

»Grausig!« antwortete er und starre sie verwundert an. »Grausig! Es war schrecklich. Bist du krank? Du kannst dir nicht vorstellen, wie es war. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich gelitten habe.« Das Mädchen lächelte. »Dorian«, antwortete sie, mit einer gedehnten Melodie in der Stimme bei seinem Namen verweilend, als wäre er süßer als Honig für die roten Blütenblätter ihres Mundes. »Dorian, du hättest es verstehen müssen. Aber jetzt verstehst du es, nicht wahr?«

»Was verstehen?« fragte er zornig.

»Warum ich heute abend so schlecht war. Warum ich jetzt immer schlecht sein werde. Warum ich nie wieder gut spielen werde.«

Er zuckte die Achseln. »Vermutlich bist du krank. Wenn du krank bist, solltest du nicht spielen. Meinen Freunden war es peinlich. Mir war es peinlich.«

Sie schien ihm nicht zuzuhören. Sie war verklärt von Freude. Eine Ekstase des Glücks beherrschte sie.

»Dorian, Dorian«, rief sie, »ehe ich dich kannte, war Spielen

das einzig Wirkliche in meinem Leben. Nur auf der Bühne lebte ich. Ich hielt alles für Wahrheit. An einem Abend war ich Rosalinde, am nächsten Portia. Die Freude der Beatrice war meine Freude, und Cordelias Schmerz war ebenfalls der meine. Ich glaubte an alles. Die alltäglichen Leute, die mit mir spielten, erschienen mir wie Götter. Die gemalten Kulissen waren meine Welt. Ich kannte nur Schattenbilder und hielt sie für etwas Wirkliches. Dann kamst du, o mein schöner Geliebter, und befreitest meine Seele aus dem Gefängnis. Du lehrtest mich, was in Wahrheit wirklich ist. Heute abend durchschaute ich zum ersten Mal in meinem Leben die Hohlheit, den Trug und die Albernheit des eitlen Schaugepränges, in dem ich immer gespielt hatte. Heute abend wurde mir zum erstenmal bewußt, daß Romeo häßlich und alt und geschminkt, daß das Mondlicht im Obstgarten nicht echt war, die Dekorationen gewöhnlich und die Worte, die ich zu sprechen hatte, unecht waren, nicht meine Worte, nicht das, was ich sagen wollte. Du hattest mir Höheres gebracht, etwas, wovon die Kunst nur ein Widerschein ist. Du hast mich begreifen lassen, was die Liebe wirklich ist. Mein Liebster! Mein Liebster! Prinz Wunderhold! Fürst des Lebens! Ich bin der Schattenbilder überdrüssig. Du bist mir mehr, als mir alle Kunst jemals sein kann. Was habe ich mit den Marionetten eines Spiels zu schaffen? Als ich heute abend auftrat, konnte ich nicht begreifen, woran es lag, daß alles von mir gewichen war. Ich dachte, ich würde wundervoll sein. Und ich merkte, daß mir nichts gelang. Plötzlich dämmerte mir in der Seele, was all das bedeutete. Diese Erkenntnis war köstlich für mich. Ich hörte sie zischen, und ich lächelte. Was konnten sie von einer Liebe wie der unseren wissen? Nimm mich fort, Dorian – nimm mich mit dir dahin, wo wir ganz allein sein können. Ich hasse das Theater. Ich könnte eine Leidenschaft nachahmen, die ich nicht fühle; aber ich kann keine nachahmen, die mich wie Feuer brennt. O Dorian, Dorian, begreifst du jetzt, was das bedeutet? Selbst wenn ich dazu imstande wäre, käme es für mich einer Entweihung gleich, wenn ich zu lieben spielte. Du hast mich das erkennen lassen.«

Er warf sich auf eine Ruhebank und wandte das Gesicht ab.
»Du hast meine Liebe getötet«, murmelte er.

Sie schaute ihn verwundert an und lachte. Er antwortete nicht darauf. Sie ging zu ihm und streichelte mit ihren kleinen Fingern sein Haar. Sie kniete nieder und drückte seine Hände an die Lippen. Er zog sie fort, und ein Schauder durchrann ihn.

Dann sprang er auf und ging zur Tür. »Ja«, rief er, »du hast meine Liebe getötet. Sonst erregtest du meine Phantasie. Jetzt erregst du nicht einmal meine Neugier. Du bringst einfach keine Wirkung mehr hervor. Ich liebte dich, weil du ein Wunder warst, weil du Genie und Geist hattest, weil du die Träume großer Dichter zur Wirklichkeit machtest und den Schattenbildern der Kunst Form und Inhalt gabst. All das hast du von dir geworfen. Du bist seicht und dumm. Mein Gott! Wie verrückt war ich doch, dich zu lieben! Welch ein Narr war ich! Jetzt bist du mir nichts mehr. Ich will dich nie wiedersehen. Ich will nie mehr an dich denken. Nie wieder will ich deinen Namen erwähnen. Du weißt nicht, was du mir einst warst. Ja, einst ... Oh, ich kann den Gedanken daran nicht ertragen! Ich wünschte, du wärest mir nie zu Gesicht gekommen! Du hast den Roman meines Lebens zerstört. Wie wenig kannst du doch von der Liebe wissen, wenn du sagst, sie vernichtet deine Kunst! Ohne deine Kunst bist du nichts. Ich hätte dich berühmt, glänzend und herrlich gemacht. Die Welt hätte dich angebetet, und du hättest meinen Namen getragen. Was bist du jetzt? Eine drittklassige Schauspielerin mit einem hübschen Gesicht.« Das Mädchen wurde weiß und zitterte. Sie krampfte die Hände zusammen, und die Stimme schien ihr im Halse steckenzubleiben. »Das ist doch nicht dein Ernst, Dorian?« murmelte sie. »Du spielst Theater.«

»Theaterspielen! Das überlasse ich dir. Du kannst es ja so gut«, antwortete er bitter.

Sie erhob sich von den Knien und ging mit einem jammervollen Ausdruck des Schmerzes im Gesicht quer durch das Zimmer zu ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm und sah ihn an. Er stieß sie zurück. »Rühr mich nicht an!« schrie er.

Ein tiefes Stöhnen brach aus ihr hervor, und sie warf sich ihm zu Füßen und lag dort wie eine zertretene Blume. »Dorian, Dorian, verlaß mich nicht!« flüsterte sie. »Es tut mir so leid, daß ich nicht gut gespielt habe. Ich habe die ganze Zeit an dich ge-

dacht Aber ich will es versuchen – wirklich, ich will es versuchen. Sie kam so plötzlich über mich, meine Liebe zu dir. Ich glaube, ich hätte es nie gewußt, wenn du mich nicht geküßt hättest – wenn wir uns nicht geküßt hätten. Küß mich wieder, mein Liebster. Geh nicht fort von mir. Mein Bruder ... Nein, das brauchst du nicht zu wissen. Er meinte es nicht so. Er scherzte nur ... Aber du, oh, kannst du mir wegen heute abend verzeihen? Ich will mich sehr anstrengen und versuchen, besser zu werden. Sei nicht grausam gegen mich, weil ich dich mehr liebe als irgend etwas auf der Welt. Schließlich habe ich dir nur ein einziges Mal nicht gefallen. Aber du hast ganz recht, Dorian. Ich hätte mich mehr als Künstlerin erweisen sollen. Es war dumm von mir, und doch konnte ich nicht anders. Oh, verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!« Ein Anfall leidenschaftlichen Schluchzens erstickte sie. Sie kauerte am Boden wie ein verwundetes Geschöpf, und Dorian Gray blickte mit seinen schönen Augen auf sie nieder, und seine gemeißelten Lippen warfen sich in kostlicher Verachtung auf. Die Gefühle von Menschen, die man nicht mehr liebt, haben stets etwas Lächerliches. Sibyl Vane erschien ihm auf eine abgeschmackte Weise melodramatisch. Ihre Tränen, ihr Schluchzen ärgerten ihn.

»Ich gehe«, sagte er schließlich mit seiner ruhigen, klaren Stimme. »Ich möchte nicht unfreundlich sein, aber ich kann dich nicht wiedersehen. Du hast mich enttäuscht.«

Sie weinte still und gab keine Antwort, kroch jedoch näher. Ihre kleinen Hände streckten sich tastend aus und schienen nach ihm zu suchen. Er machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Raum. Wenige Augenblicke später hatte er das Theater verlassen.

Er wußte kaum, wohin er ging. Er erinnerte sich, durch trübe beleuchtete Straßen gewandert zu sein, vorbei an elenden, schwarz verschatteten Torbögen und übel aussehenden Häusern. Weiber mit heiseren Stimmen und schrillem Gelächter hatten ihm nachgerufen. Trunkenbolde waren fluchend vorbeigetaumelt und hatten wie Riesenaffen mit sich selbst geschwatzt. Er hatte groteske Kinder zusammengedrängt auf Türstufen hocken sehen und aus düsteren Höfen Angstschreie und Flüche gehört.

Als die Dämmerung eben anbrach, sah er sich in der Nähe von Covent Garden. Die Dunkelheit hob sich, und von schwachen Feuern gerötet, höhle sich der Himmel zu einer makellosen Perle aus. Große, mit nickenden Lilien gefüllte Lastkarren rumpelten langsam die glatte, leere Straße hinunter. Die Luft war schwer vom Duft der Blumen, und ihre Schönheit schien seinem Schmerz Linderung zu bringen. Er folgte ihnen bis zum Markt und sah zu, wie die Männer ihre Wagen entluden. Ein Fuhrmann in weißem Kittel bot ihm Kirschen an. Er dankte ihm, verwundert, daß er sich weigerte, Geld dafür zu nehmen, und aß sie lustlos. Sie waren um Mitternacht gepflückt, und die Kälte des Mondes war in sie gedrungen. Eine lange Reihe Buben mit Körben voll gestreifter Tulpen und gelber und roter Rosen zog an ihm vorbei und wand sich mühsam durch die ungeheuren jadegrünen Gemüsestapel. Unter der Halle mit ihren grauen, von der Sonne gebleichten Säulen lungerte eine Schar schmuddriger, barhäuptiger Mädchen herum, die auf das Ende der Versteigerung warteten. Andere drängten sich um die Windfangtüren des Kaffeehauses in dem Säulengang. Die schweren Karrengäule rutschten und stampften auf den groben Steinen und schüttelten ihre Schellen und Geschirre. Ein paar von den Fuhrleuten tagen schlafend auf einem Haufen Säcke. Mit irisfarbenen Hälsen und rosenroten Füßen liefen die Tauen umher und pickten Samen auf.

Nach einer Weile rief er einen Hansom an und fuhr heim. Ein paar Augenblicke zögerte er auf der Stufe vor der Haustür und schaute sich auf dem stillen Platz mit seinen öden, fest geschlossenen Fensterläden und starrenden Rouleaus um. Der Himmel war jetzt ein reiner Opal, und die Dächer der Häuser glitzerten gegen ihn wie Silber. Aus einem Kamin gegenüber stieg eine dünne Rauchgarde. Sie kräuselte sich als ein violettes Band durch die perlmuttfarbene Luft.

In der großen, vergoldeten venezianischen Laterne, erbeutet aus der Barke eines Dogen, die von der Decke der ausladenden, eichegetäfelten Eingangshalle herabging, brannte noch das Licht von drei flackernden Gasflammen, zarten, blauen Blütenblättern aus Feuer, umrandet von Weißglut. Er drehte sie aus, warf Hut und Umhang auf den Tisch und ging durch die Bi-

bliotheke zu der Tür seines Schlafzimmers, eines großen, achteckigen Raumes zu ebener Erde, den er eben erst in seinem neu geborenen Gefühl für Luxus verschont und mit ein paar seltenen Renaissancegobelins behängt hatte, die man in einer unbenutzten Dachkammer in Selby Royal entdeckt hatte. Als er den Türknauf drehte, fiel sein Blick auf das Bild, das Basil Hallward von ihm gemalt hatte. Er fuhr gleichsam betroffen zurück. Dann ging er weiter in sein Zimmer, mit etwas bestürztem Gesicht. Als er die Blume aus seinem Knopfloch entfernt hatte, schien er zu zögern. Schließlich ging er zurück, trat vor das Bild und prüfte es. In dem matten, gedämpften Licht, das durch die cremefarbenen Seidenvorhänge drang, kam ihm das Gesicht ein wenig verändert vor. Der Ausdruck sah anders aus. Man hätte meinen können, ein Anflug von Grausamkeit läge um den Mund. Es war wirklich sonderbar.

Er drehte sich um, ging zum Fenster und zog den Vorhang auf. Der helle Morgen flutete in den Raum und fegte die eingebildeten Schatten in dunkle Winkel, wo sie schaudernd lagen. Doch der sonderbare Ausdruck, den er in dem Gesicht des Bildes bemerkte, schien dort zu verweilen, ja, sogar noch stärker geworden zu sein. Das flimmernde grelle Sonnenlicht zeigte ihm die grausamen Linien um den Mund so deutlich, als blicke er in einen Spiegel, nachdem er etwas Schreckliches getan hatte.

Er fuhr zusammen, nahm vom Tisch einen ovalen Spiegel, den elfenbeinerne Liebesgötter hielten, eins der vielen Geschenke Lord Henrys, und schaute hastig in seine blanke Tiefe. Keine solche Linie verzerrte seine roten Lippen. Was bedeutete das?

Er rieb sich die Augen, ging dicht an das Bild heran und prüfte es abermals. Keinerlei Zeichen der Veränderung waren an der Malerei festzustellen, und doch gab es keinen Zweifel darüber, daß sich der ganze Ausdruck gewandelt hatte. Das war keine bloße Einbildung von ihm. Die Sache war auf grausige Weise ersichtlich.

Er warf sich in einen Sessel und begann nachzudenken. Plötzlich fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf, was er in Basil Hallwards Atelier an jenem Tage gesagt hatte, als das Bild fer-

tig wurde. Ja, er erinnerte sich genau. Er hatte den wahnsinnigen Wunsch geäußert, er selbst möge jung bleiben und das Bild altern, seine eigene Schönheit möge nicht getrübt werden und das Gesicht auf der Leinwand die Bürde seiner Leidenschaften und Sünden tragen, das gemalte Ebenbild möge versehrt werden von den Linien des Leidens und Denkens und er selbst möge die zarte Blüte und den ganzen Liebreiz seiner eben erst zum Bewußtsein erwachten Jugend behalten. Sein Wunsch war doch gewiß nicht erfüllt worden? Schon allein der Gedanke daran erschien ungeheuerlich. Und doch, da war das Bild vor ihm mit dem Anflug von Grausamkeit um den Mund.

Grausamkeit! War er grausam gewesen? Es war die Schuld des Mädchens, nicht die seine. Er hatte von ihr als einer großen Künstlerin geträumt, hatte ihr seine Liebe geschenkt, weil er sie für bedeutend gehalten hatte. Dann hatte sie ihn enttäuscht. Sie hatte sich als flach und wertlos erwiesen. Und dennoch überkam ihn ein Gefühl unendlichen Bedauerns, als er an sie dachte, wie sie zu seinen Füßen lag und gleich einem Kind schluchzte. Er erinnerte sich daran, mit welcher Gefühllosigkeit er sie beobachtet hatte. Warum war er so geschaffen? Warum war ihm eine solche Seele gegeben? Doch er hatte ebenfalls gelitten. In den drei furchtbaren Stunden, die das Stück dauerte, hatte er Jahrhunderte der Qual, Äonen der Pein durchlebt. Sein Leiden war wohl das ihre wert. Hatte er sie für ein Leben lang verwundet, so hatte sie ihn für einen Augenblick vernichtet. Außerdem waren Frauen besser geeignet, Kummer zu ertragen, als Männer. Sie lebten von ihren Gefühlen. Sie dachten nur an ihre Gefühle. Wenn sie sich Liebhaber nahmen, so geschah es nur deshalb, damit sie jemanden hatten, dem sie Szenen machen konnten. Das hatte ihm Lord Henry gesagt, und Lord Henry wußte über die Frauen Bescheid. Warum sollte er sich wegen Sibyl Vane beunruhigen? Sie bedeutete ihm nichts mehr.

Aber das Bild? Was sollte er dazu sagen? Es barg das Geheimnis seines Lebens und erzählte seine Geschichte. Es hatte ihn gelehrt, seine eigene Schönheit zu lieben. Würde es ihn lehren, seine eigene Seele zu hassen? Würde er es je wieder ansehen?

Nein, es war nur eine Täuschung der verwirrten Sinne. Die schreckliche Nacht, die er erlebte, hatte Gespenster zurückgelassen. Unvermutet war der winzige scharlachrote Fleck auf sein Gehirn gefallen, der Menschen wahnsinnig macht. Das Bild hatte sich nicht verändert. Es war unsinnig, das zu glauben.

Dennoch belauerte es ihn mit seinem schönen, verdorbenen Gesicht und seinem grausamen Lächeln. Sein helles Haar leuchtete im Sonnenlicht. Seine blauen Augen begegneten den seinen. Ein Gefühl unendlichen Mitleids, nicht mit sich selbst, sondern mit seinem gemalten Ebenbild überkam ihn. Es hatte sich bereits verändert und würde sich noch mehr verändern. Sein Gold würde zu Grau verdorren. Seine roten und weißen Rosen würden sterben. Für jede Sünde, die er beging, würde ein Schandfleck seine Schönheit besudeln und verderben. Aber er wollte nicht sündigen. Verändert oder unverändert würde ihm das Bildnis das sichtbare Symbol des Gewissens sein. Er wollte Versuchungen widerstehen. Er wollte Lord Henry nicht wiedersehen – auf jeden Fall wollte er nicht mehr jenen spitzfindigen, vergiftenden Theorien lauschen, die in Basil Hallwards Garten zum erstenmal die Leidenschaft für unmögliche Dinge in ihm erregt hatten. Er wollte zu Sibyl Vane zurückkehren, wollte wiedergutmachen, sie heiraten und sie wieder zu lieben versuchen. Ja, das war seine Pflicht. Sie mußte mehr gelitten haben als er. Armes Kind! Er hatte selbstsüchtig und grausam gegen sie gehandelt. Der Zauber, den sie auf ihn ausgeübt hatte, würde wiederkehren. Sie würden miteinander glücklich sein. Sein Leben mit ihr würde schön und ungetrübt sein.

Er stand aus seinem Sessel auf und zog vor das Bild, schaudernd bei seinem Anblick, einen großen Paravent. »Wie gräßlich!« murmelte er vor sich hin und ging zu der Glastür und öffnete sie. Als er auf den Rasen hinaustrat, holte er tief Atem. Die frische Morgenluft schien all seine düsteren Gemütserregungen zu vertreiben. Er dachte nur an Sibyl. Ein schwaches Echo seiner Liebe kehrte zu ihm zurück. Wieder und wieder sprach er ihren Namen aus. Die Vögel, die in dem taunassen Garten sangen, schienen den Blumen von ihr zu erzählen.

ACHTES KAPITEL

Mittag war längst vorbei, als er erwachte. Sein Diener war mehrmals auf Zehenspitzen ins Zimmer geschlichen, um zu sehen, ob er sich röhre, und hatte sich gewundert, warum sein junger Herr so lange schlafe. Endlich läutete er, und Victor kam leise herein mit einer Tasse Tee und einem Stapel Briefe auf einem Tablett aus altem Sèvresporzellan und zog die olivfarbenen Atlasvorhänge mit ihrem schimmernden blauen Futter von den drei großen Fenstern zurück.

»Monsieur hat heute morgen gut geschlafen«, sagte er lächelnd.

»Wie spät ist es, Victor?« fragte Dorian Gray schlaftrunken.

»Viertel zwei, Monsieur.«

Wie spät es war! Er setzte sich auf, und nachdem er etwas Tee getrunken hatte, wandte er sich seinen Briefen zu. Einer war von Lord Henry und war morgens durch einen Boten zugestellt worden. Er zögerte einen Augenblick und legte ihn dann beiseite. Die anderen öffnete er teilnahmslos. Es war die übliche Sammlung von Visitenkarten, Einladungen zum Essen, Einlaßkarten zu privaten Besichtigungen, Programmen von Wohltätigkeitskonzerten und ähnlichem, mit denen vornehme junge Leute in der Gesellschaftssaison allmorgendlich überschüttet werden. Hinzu kam eine ziemlich hohe Rechnung für eine ziselierte Louis-Quinze-Toilettengarnitur, die seinen Vormündern zu schicken er noch nicht gewagt hatte, höchst altmordischen Leuten, die keinen Sinn dafür hatten, daß man in einer Zeit lebte, in der unnötige Dinge die einzige nötigen waren, ferner mehrere sehr höflich abgefaßte Mitteilungen von Geldverleihern aus der Jermyn Street, die sich erboten, jede beliebige Summe augenblicklich und zu den mäßigsten Zinsen vorzustrecken.

Zehn Minuten später stand er auf, warf sich einen kunstvoll gearbeiteten Morgenrock aus Kaschmirwolle mit Seidenstickerei um und ging in das onyxgekachelte Badezimmer. Das kühle Wasser erfrischte ihn nach dem langen Schlaf. Er schien alles vergessen zu haben, was er durchgemacht hatte. Einige Male überkam ihn die unklare Empfindung, an einer Tragödie teilge-

nommen zu haben, aber sie hatte das Unwirkliche eines Traumes.

Sobald er angekleidet war, ging er in die Bibliothek und setzte sich zu einem leichten französischen Frühstück nieder, das auf einem kleinen, runden Tisch in der Nähe des offenen Fensters für ihn bereitstand. Es war ein herrlicher Tag. Die warme Luft schien von würzigen Gerüchen erfüllt. Eine Biene flog herein und summte um die Schale mit dem blauen Drachenmuster und den schwefelgelben Rosen darin, die vor ihm stand. Er fühlte sich vollkommen glücklich.

Plötzlich fiel sein Blick auf den Paravent, den er vor das Bild gestellt hatte, und er fuhr zusammen.

»Zu kalt für Monsieur?« fragte sein Diener, während er eine Omelette auf den Tisch stellte. »Soll ich das Fenster schließen?«

Dorian Gray schüttelte den Kopf. »Mir ist nicht kalt«, murmelte er.

War denn alles wahr? Hatte sich das Bild wirklich verändert? Oder hatte er sich nur eingebildet, einen bösen Ausdruck zu sehen, wo ein Ausdruck der Freude war? Eine bemalte Leinwand konnte sich doch gewiß nicht verändern? Die Sache war unsinnig. Sie war geeignet, Basil eines Tages als ein Märchen erzählt zu werden. Er würde darüber lächeln.

Und doch, wie lebendig war seine Erinnerung an das Ganze! Zuerst im trüben Zwielicht und dann im hellen Morgen hatte er den grausamen Zug um die verzerrten Lippen gesehen. Er fürchtete sich beinahe davor, wenn sein Diener den Raum verließ. Er wußte, daß er das Bild würde prüfen müssen, wenn er allein war. Er hatte Angst vor der Gewißheit. Als Victor den Kaffee und die Zigaretten gebracht hatte und sich zum Gehen wandte, verspürte er ein wildes Verlangen, ihm zu sagen, er möge bleiben. Als sich die Tür hinter ihm schloß, rief er ihn zurück. Der Diener stand da und wartete auf seine Befehle. Dorian sah ihn einen Augenblick an. »Ich bin heute für niemanden zu sprechen, Victor«, sagte er mit einem Seufzer. Der Mann verbeugte sich und ging hinaus.

Nun stand er vom Tisch auf, zündete sich eine Zigarette an und warf sich auf ein üppig mit Kissen ausgestattetes Ruhelager, das vor dem Paravent stand. Es war ein alter Paravent aus

vergoldetem Saffianleder, in das ein etwas überladenes Louis-Quatorze-Muster gepreßt und geschnitten war. Er betrachtete ihn aufmerksam und fragte sich, ob er wohl schon je zuvor das Lebensgeheimnis eines Menschen verborgen habe.

Sollte er ihn überhaupt beiseite schieben? Warum sollte er ihn nicht stehenlassen? Welchen Nutzen hatte das Wissen? Wenn sich die Sache in Wahrheit so verhielt, war sie schrecklich. War sie nicht wahr, warum sollte er sich dann darüber beunruhigen? Doch was, wenn durch ein Verhängnis oder einen gefährlichen Zufall andere Augen als die seinen es dahinter erspähten und die gräßliche Veränderung sahen? Was sollte er tun, wenn Basil Hallward kam und sein eigenes Bild zu sehen verlangte? Das würde Basil bestimmt tun. Nein, der Sache mußte auf den Grund gegangen werden, und zwar sofort. Alles würde besser sein als dieser furchtbare Zustand der Ungewißheit.

Er stand auf und verschloß die Türen. Zumaldest wollte er allein sein, wenn er die Maske seiner Schande betrachtete. Dann zog er den Paravent zur Seite und sah sich selbst von Angesicht zu Angesicht. Es war entschieden wahr. Das Bild hatte sich verändert.

Später entsann er sich häufig, und stets mit nicht geringer Verwunderung, daß er das Bild zunächst mit einem Gefühl fast wissenschaftlichen Interesses angestarrt hatte. Es erschien ihm unglaublich, daß sich eine solche Veränderung vollzogen haben sollte. Und doch war es eine Tatsache. Bestand irgendeine geheime Verwandtschaft zwischen den chemischen Teilchen, die sich auf der Leinwand zu Form und Farbe fügten, und der Seele in seiner Brust? Konnte es angehen, daß sie ausführten, was seine Seele dachte? Daß sie wahr machten, was diese träumte? Oder gab es eine andere, noch schrecklichere Ursache dafür? Er schauderte und fühlte Angst, und er ging zurück zu dem Ruhebett, legte sich nieder und starnte mit entsetztem Grausen auf das Bild.

Etwas jedoch, fühlte er, hatte es für ihn getan. Es hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, wie ungerecht, wie grausam er gegen Sibyl Vane gewesen war. Es war nicht zu spät, es wieder gutzumachen. Seine unechte und selbstsüchtige Liebe würde ei-

ner höheren Gewalt nachgeben, würde in eine edlere Leidenschaft verwandelt werden, und das Bild, das Basil Hallward von ihm gemalt hatte, würde ihm ein Führer durchs Leben sein, würde ihm das sein, was für manche die Frömmigkeit, für andere das Gewissen und für uns alle die Gottesfurcht ist. Es gab Opiate gegen Gewissensbisse, Drogen, die das sittliche Gefühl einzuschläfern vermochten. Doch hier hatte er ein sichtbares Symbol für die Erniedrigung durch die Sünde. Hier war ein immer gegenwärtiges Zeichen des Verderbens, das die Menschen über ihre Seele brachten.

Es schlug drei Uhr und vier Uhr, und die halben Stunden ließen ihren Doppelschlag ertönen, aber Dorian Gray rührte sich nicht. Er versuchte, die Scharlachfäden des Lebens zu fassen und zu einem Muster zu verweben, seinen Weg durch das blutrote Labyrinth der Leidenschaft zu finden, das er durchwanderte. Er wußte nicht, was er tun oder was er denken sollte. Schließlich ging er zu dem Tisch und schrieb einen leidenschaftlichen Brief an das Mädchen, das er geliebt hatte, bat sie inständig um Verzeihung und klagte sich des Wahnsinns an. Seite um Seite bedeckte er mit schwärmerischen Worten des Schmerzes und mit noch schwärmerischeren der Qual. Es liegt eine gewisse Wollust in der Selbstanklage. Wenn wir uns selbst tadeln, so mit dem Gefühl, daß kein anderer das Recht habe, uns zu tadeln. Es ist die Beichte, die Absolution erteilt, nicht der Priester. Als Dorian den Brief beendet hatte, fühlte er, daß ihm vergeben worden war.

Plötzlich klopfte es an die Tür, und er hörte draußen Lord Henrys Stimme. »Mein lieber Junge, ich muß Sie sprechen. Lassen Sie mich sofort ein. Ich kann es nicht dulden, daß Sie sich auf diese Weise einschließen.«

Zuerst gab er keine Antwort, sondern verhielt sich ganz still. Das Klopfen hörte nicht auf und wurde lauter. Ja, es war besser, Lord Henry einzulassen und ihm zu erklären, daß er ein neues Leben führen wolle, mit ihm zu streiten, wenn es unerlässlich wurde, zu streiten, sich von ihm zu trennen, wenn die Trennung unvermeidlich war. Er sprang auf, schob hastig den Paravent vor das Bild und schloß die Tür auf.

»All das tut mir so leid, Dorian«, sagte Lord Henry, als er eintrat. »Aber Sie dürfen nicht zuviel darüber nachdenken.«

»Meinen Sie, über Sibyl Vane?« fragte der junge Mann.

»Natürlich«, antwortete Lord Henry, während er sich in einen Sessel fallen ließ und langsam seine gelben Handschuhe auszog. »Es ist von einem bestimmten Gesichtspunkt aus schrecklich, aber es war nicht Ihre Schuld. Sagen Sie, sind Sie hinter die Bühne gegangen und haben Sie mit ihr gesprochen, als das Stück aus war?«

»Ja.«

»Das dachte ich mir. Haben Sie ihr eine Szene gemacht?«

»Ich war brutal, Harry – einfach brutal. Aber jetzt ist alles in Ordnung. Ich bedaure nichts von dem, was geschehen ist. Es hat mich gelehrt, mich besser kennenzulernen.«

»Ach, Dorian, ich bin so froh, daß Sie es auf diese Weise hinnehmen! Ich fürchtete, Sie völlig zerknirscht zu finden, wie Sie sich Ihr hübsches Lockenhaar raufen.«

»All das habe ich durchgemacht«, sagte Dorian, den Kopf schüttelnd und lächelnd. »Jetzt bin ich vollkommen glücklich. Vor allem weiß ich, was Gewissen ist. Es ist nicht das, was Sie mir gesagt haben. Es ist das Göttlichste in uns. Spötteln Sie nie mehr darüber, Harry – zumindest nicht in meiner Gegenwart. Ich möchte gut sein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß meine Seele abscheulich ist.«

»Eine hinreißend künstlerische Grundlage für Moral, Dorian! Ich beglückwünsche Sie dazu. Aber wie wollen Sie damit anfangen?«

»Indem ich Sibyl Vane heirate.«

»Sibyl Vane heiraten?« rief Lord Henry, stand auf und sah ihn mit bestürzter Verwunderung an. »Aber mein lieber Dorian ...«

»Ja, Harry, ich weiß, was Sie sagen wollen. Irgend etwas Schreckliches über die Ehe. Sagen Sie mir nie wieder dergleichen Dinge. Vor zwei Tagen bat ich Sibyl Vane, mich zu heiraten. Ich werde mein Wort nicht brechen. Sie soll meine Frau werden.«

»Ihre Frau? Dorian! ... Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Ich habe Ihnen heute morgen geschrieben und Ihnen den Brief durch meinen eigenen Diener hergeschickt.«

»Ihren Brief? O ja, ich erinnere mich. Ich habe ihn noch

nicht gelesen, Harry. Ich fürchtete, es stünde vielleicht etwas darin, was mir nicht gefiele. Sie zerstückeln das Leben mit Ihren Aphorismen.«

»Dann wissen Sie also noch nichts?«

»Was meinen Sie?«

Lord Henry ging durch das Zimmer, setzte sich neben Dorian Gray, ergriff seine beiden Hände und hielt sie fest in den seinen. »Dorian«, sagte er, »mein Brief – erschrecken Sie nicht – sollte Ihnen sagen, daß Sibyl Vane tot ist.«

Ein Schrei des Schmerzes löste sich von den Lippen des jungen Mannes, er sprang auf und entriß seine Hände dem Griff Lord Henrys. »Tot? Sibyl tot? Das ist nicht wahr! Es ist eine gräßliche Lüge! Wie können Sie wagen, so etwas zu behaupten?«

»Es ist die volle Wahrheit, Dorian«, sagte Lord Henry ernst. »Es steht in allen Morgenzeitungen. Ich schrieb Ihnen und bat Sie, niemanden zu empfangen, bis ich käme. Es wird natürlich eine Leichenschau geben, und Sie dürfen nicht in sie verwickelt werden. In Paris macht einen dergleichen berühmt. Aber in London sind die Leute so voreingenommen. Hier sollte man nie mit einem Skandal debütieren. Das sollte man sich aufsparen, um sich auf seine alten Tage interessant zu machen. Ich nehme an, Ihr Name ist im Theater nicht bekannt? Wenn nicht, ist alles in Ordnung. Hat Sie jemand in ihre Garderobe gehen sehen? Das ist ein wichtiger Punkt.«

Dorian antwortete eine Weile nicht. Er war betäubt vor Entsetzen. Schließlich stammelte er mit erstickter Stimme: »Harry, sagten Sie, eine Leichenschau? Was haben Sie damit gemeint? Hat Sibyl ...? O Harry, ich kann es nicht ertragen! Aber machen Sie es kurz. Erzählen Sie mir auf der Stelle alles.«

»Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß es kein Unfall war, Dorian, wenn es auch der Öffentlichkeit so dargestellt werden mußte. Anscheinend hat sie, als sie gegen halb eins oder so mit ihrer Mutter das Theater verließ, behauptet, sie habe oben etwas vergessen. Man wartete eine Zeitlang auf sie, aber sie kam nicht wieder herunter. Schließlich fand man sie tot auf dem Fußboden ihrer Garderobe. Sie hatte versehentlich etwas geschluckt, irgend etwas Gräßliches, was man beim Theater

braucht. Ich weiß nicht, was es war, aber es enthielt entweder Blausäure oder Bleiweiß. Ich würde meinen, es war Blausäure, denn sie scheint unmittelbar darauf gestorben zu sein.«

»Harry, Harry, das ist schrecklich!« rief der Jüngling.

»Ja, es ist natürlich sehr tragisch, aber Sie dürfen sich nicht in die Sache verwickeln lassen. Dem ›Standard‹ entnehme ich, daß sie siebzehn war. Ich hätte sie für fast noch jünger gehalten. Sie sah so kindlich aus und schien so wenig vom Theaterspielen zu verstehen. Sie dürfen sich durch die Sache nicht nervös machen lassen, Dorian. Sie müssen mitkommen und mit mir essen, und danach wollen wir einen Blick in die Oper werfen. Heute abend singt die Patti, und alle Welt wird dasein. Sie können in die Loge meiner Schwester mitkommen. Sie hat ein paar hübsche Frauen bei sich.«

»Ich habe also Sibyl Vane ermordet«, sagte Dorian Gray, mehr zu sich selbst, »so gewiß ermordet, als hätte ich ihren kleinen Hals mit einem Messer durchschnitten. Dennoch sind die Rosen deswegen nicht weniger lieblich. Die Vögel singen noch ebenso glücklich in meinem Garten. Und heute abend werde ich mit Ihnen speisen und dann in die Oper gehen und danach vermutlich irgendwo zur Nacht essen. Wie ungemein dramatisch das Leben ist! Hätte ich all das in einem Buch gelesen, Harry, ich glaube, ich hätte darüber geweint. Nun es aber wirklich geschehen und mir geschehen ist, erscheint es mir irgendwie viel zu wunderbar für Tränen. Hier liegt der erste leidenschaftliche Liebesbrief, den ich in meinem Leben geschrieben habe. Seltsam, daß mein erster leidenschaftlicher Liebesbrief an ein totes Mädchen gerichtet sein sollte. Ob sie wohl noch fühlen können, diese weißen, schweigenden Menschen, die wir Tote nennen? Sibyl! Kann sie fühlen oder wissen oder hören? O Harry, wie sehr ich sie einst liebte! Es scheint mir jetzt Jahre her zu sein. Sie war mir alles. Dann kam dieser furchtbare Abend – war es wirklich erst der gestrige Abend? –, als sie so schlecht spielte und mir fast das Herz brach. Sie hat mir alles erklärt. Es war ungeheuer rührend. Aber mich rührte es nicht ein bißchen. Ich hielt sie für flach. Plötzlich geschah etwas, das mir angst machte. Ich kann Ihnen nicht erzählen, was es war, aber es war schrecklich. Ich beschloß, zu ihr zurückzukehren.

Ich fühlte, daß ich unrecht getan hatte. Und nun ist sie tot. Mein Gott! Mein Gott! Was soll ich nur tun, Harry? Sie wissen nicht, in welcher Gefahr ich mich befinde, und es gibt nichts, was mich aufrecht halten könnte. Sie hätte es gekonnt. Sie hatte kein Recht, sich zu töten. Es war selbstsüchtig von ihr.«

»Mein lieber Dorian«, erwiederte Lord Henry, während er eine Zigarette aus seinem Etui nahm und ein Feuerzeug aus Goldmessing hervorholte, »nur auf eine einzige Art vermag eine Frau jemals einen Mann zu bessern, indem sie ihn nämlich so grenzenlos langweilt, daß er jedes nur erdenkliche Interesse am Leben verliert. Hätten Sie dieses Mädchen geheiratet, so wären Sie unglücklich geworden. Natürlich hätten Sie sie freundlich behandelt. Zu Leuten, an denen einem nichts liegt, kann man immer freundlich sein. Sie hätte aber bald herausgefunden, daß sie ihnen völlig gleichgültig war. Und wenn eine Frau das bei ihrem Mann feststellt, wird sie entweder gräßlich schlampig oder trägt sehr elegante Hüte, die ihr der Ehemann einer anderen Frau bezahlt hat. Ich rede nicht von dem gesellschaftlichen Mißgriff, er wäre erniedrigend gewesen, und ich hätte ihn natürlich nie zugelassen, aber ich versichere Ihnen, daß die ganze Sache auf jeden Fall ein absoluter Fehlschlag gewesen wäre.«

»Vermutlich«, murmelte der junge Mann, der im Zimmer auf und ab ging und erschreckend bleich aussah. »Aber ich hielt es für meine Pflicht. Es ist nicht meine Schuld, daß diese furchtbare Tragödie mich gehindert hat, das Rechte zu tun. Ich erinnere mich, daß Sie einmal sagten, es läge ein Verhängnis über guten Vorsätzen – man fasse sie stets zu spät. Bei den meinen war es bestimmt so.«

»Gute Vorsätze sind nutzlose Versuche, in wissenschaftliche Gesetze einzugreifen. Ihr Ursprung ist pure Eitelkeit. Ihr Resultat ist entschieden gleich Null. Hin und wieder verschaffen sie uns jene überschwenglichen, unfruchtbaren Gemütserregungen, die für die Schwachen einen gewissen Reiz besitzen. Das ist alles, was man zu ihren Gunsten vorbringen kann. Sie sind Schecks, auf eine Bank gezogen, bei der man kein Konto hat.«

»Harry«, rief Dorian Gray, während er zu ihm ging und sich neben ihn setzte, »wie kommt es, daß ich diese Tragödie nicht

so empfinden kann, wie ich möchte? Ich halte mich nicht für herzlos. Oder Sie?«

»Sie haben in den letzten vierzehn Tagen zu viele Torheiten begangen, um eine solche Bezeichnung für sich beanspruchen zu können, Dorian«, antwortete Lord Henry mit seinem sanften, melancholischen Lächeln.

Der junge Mann runzelte die Stirn. »Diese Erklärung gefällt mir nicht, Harry«, entgegnete er, »aber ich bin froh, daß Sie mich nicht für herzlos halten. Ich bin es keineswegs. Das weiß ich. Und doch muß ich zugeben, daß mich das Geschehene nicht so ergreift, wie es sollte. Es mutet mich einfach wie der wundervolle Schluß eines wundervollen Stückes an. Es hat die ganze grausige Schönheit einer griechischen Tragödie, einer Tragödie, an der ich stark beteiligt war, ohne jedoch von ihr verwundet zu werden.«

»Das ist eine interessante Frage«, sagte Lord Henry, dem es einen köstlichen Genuß bereitete, mit dem Egoismus des jungen Mannes zu spielen, »eine außerordentlich interessante Frage. Die wahre Erklärung scheint mir folgende zu sein: Häufig spielen sich die echten Lebenstragödien auf so unkünstlerische Weise ab, daß sie uns durch ihre rohe Gewalt, durch ihre absolute Inkonsistenz, durch ihre abgeschmackte Sinnlosigkeit, ihren völligen Mangel an Stil verletzen. Sie berühren uns, wie uns das Gemeine berührt. Sie machen auf uns den Eindruck nackter, brutaler Gewalt, und wir lehnen uns dagegen auf. Doch mitunter kreuzt eine Tragödie unser Leben, die künstlerische Schönheitselemente besitzt. Wenn diese Schönheitselemente echt sind, wendet sich das Ganze durchaus an unser Gefühl für dramatische Wirkung. Plötzlich entdecken wir, daß wir nicht mehr die Darsteller, sondern die Zuschauer des Stückes sind. Oder besser gesagt, beides. Wir beobachten uns, und das bloße Wunder des Schauspiels bezaubert uns. Was ist in dem gegenwärtigen Fall wirklich geschehen? Jemand hat sich aus Liebe zu Ihnen getötet. Ich wünschte, ich hätte jemals eine solche Erfahrung gemacht. Ich wäre für den Rest meines Lebens in die Liebe verliebt gewesen. Die mich angebetet haben – es waren nicht sehr viele, aber doch einige –, haben stets darauf bestanden weiterzuleben, lange nachdem ich aufgehört

hatte, mir etwas aus ihnen zu machen, oder nachdem sie sich nichts mehr aus mir machten. Sie sind dick und langweilig geworden, und wenn ich ihnen begegne, ergehen sie sich sofort in Erinnerungen. Dieses entsetzliche Gedächtnis der Frauen! Es ist eine fürchterliche Sache! Und welch einen völligen geistigen Stillstand verrät es! Man sollte die Farbe des Lebens in sich aufnehmen, sich aber nie an seine Einzelheiten erinnern. Einzelheiten sind immer gewöhnlich.«

»Ich muß in meinem Garten Mohn säen«, seufzte Dorian.

»Das ist nicht notwendig«, erwiderte sein Gefährte. »Das Leben hält stets Mohn in den Händen. Natürlich gibt es hin und wieder Dinge, die sich hinziehen. Einmal trug ich eine ganze Saison hindurch ausschließlich Veilchen, als eine Art künstlerischer Trauer um einen Roman, der nicht sterben wollte. Am Ende aber starb er doch. Ich habe vergessen, was ihn umbrachte. Ich glaube, es war ihr Angebot, mir die ganze Welt zu opfern. Das ist immer ein schrecklicher Augenblick. Er erfüllt einen mit Grausen vor der Ewigkeit. Nun, – würden Sie es wohl glauben? – vor einer Woche saß ich an Lady Hampshires Tafel neben der besagten Dame, und sie versteifte sich darauf, die ganze Sache wieder durchzukauen, die Vergangenheit auszugraben und die Zukunft aufzurühen. Ich hatte meinen Roman in einem Asphodelosbeet begraben. Sie zerrte ihn wieder hervor und versicherte mir, ich hätte ihr Leben zerstört. Ich muß allerdings feststellen, daß sie eine enorme Mahlzeit vertilgte, so daß ich mich nicht beunruhigt fühlte. Doch welchen Mangel an Geschmack bewies sie! Der einzige Reiz der Vergangenheit ist, daß sie vergangen ist. Aber Frauen wissen nie, wann der Vorhang gefallen ist. Sie wollen immer noch einen sechsten Akt, und sobald jegliches Interesse an dem Stück erloschen ist, schlagen sie vor, es fortzusetzen. Wenn man sie ihren eigenen Weg gehen ließe, würde jede Komödie tragisch enden und jede Tragödie in einer Farce gipfeln. Sie sind bezaubernd künstlich, aber sie haben kein Gefühl für Kunst. Sie, Dorian, sind glücklicher dran als ich. Ich kann Ihnen versichern, daß nicht eine von allen Frauen, die ich gekannt habe, das für mich getan hätte, was Sibyl für Sie tat. Gewöhnliche Frauen trösten sich stets. Manche, indem sie sich auf sentimentale Farben verlegen.

Trauen Sie nie einer Frau, die Mauve trägt, wie alt sie auch sein mag, oder einer Frau über fünfunddreißig, die auf rosa Bändchen versessen ist. Das bedeutet stets, daß sie eine Geschichte haben. Andere finden großen Trost darin, plötzlich die guten Eigenschaften ihrer Ehemänner zu entdecken. Sie prahlen vor uns mit ihrem Eheglück, als wäre es die faszinierendste aller Sünden. Manche tröstet die Religion. Ihre Mysterien besäßen den ganzen Reiz der Koketterie, hat mir einmal eine Frau gesagt, und das kann ich durchaus verstehen. Außerdem macht einen nichts so eitel wie die Behauptung, man sei ein Sünder. Das Gewissen macht uns alle zu Egoisten. Ja, die Tröstungen, welche die Frauen im modernen Leben finden, sind wirklich endlos. Die wichtigste habe ich freilich noch nicht erwähnt.«

»Und welche ist das, Harry?« fragte der junge Mann uninteressiert.

»Oh, die einleuchtendste. Einer anderen den Verehrer wegnehmen, wenn man den eigenen verliert. Das wäscht in der guten Gesellschaft jede Frau rein. Doch wahrhaftig. Dorian, wie verschieden muß Sibyl Vane von all den Frauen sein, denen man begegnet! Für mich liegt etwas durchaus Schönes in ihrem Tod. Ich bin froh, in einer Zeit zu leben, in der solche Wunder geschehen. Sie lassen einen an die Echtheit solcher Dinge glauben, mit denen wir alle spielen, an die Echtheit der Romantik, der Leidenschaft und der Liebe.«

»Ich war schrecklich grausam gegen sie. Das vergessen Sie.«

»Ich fürchte, Frauen schätzen Grausamkeit, unverhohlene Grausamkeit, höher als irgend etwas anderes. Sie besitzen einen erstaunlich primitiven Instinkt. Wir haben sie emanzipiert, aber sie bleiben dennoch Sklavinnen, die auf ihren Herrn und Gebieter warten. Sie lieben es, beherrscht zu werden. Bestimmt waren Sie prachtvoll. Ich habe Sie niemals wirklich und gründlich zornig gesehen, aber ich kann mir vorstellen, wie herrlich Sie aussahen. Und übrigens haben Sie mir vorgestern etwas gesagt, was mir zu dem Zeitpunkt nur phantastisch erschien, aber jetzt sehe ich ein, daß es völlig echt war und den Schlüssel zu allem enthält.«

»Was war das, Harry?«

»Sie sagten mir, Sibyl Vane verkörpere für Sie alle Helden-

nen der Dichtung – an einem Abend sei sie Desdemona und am folgenden Ophelia, wenn sie als Julia stürbe, erwache sie als Imogen wieder zum Leben.«

»Jetzt wird sie nie wieder zum Leben erwachen«, murmelte der junge Mann und barg das Gesicht in den Händen.

»Nein, sie wird nie wieder zum Leben erwachen. Sie hat ihre letzte Rolle gespielt. Aber Sie müssen an diesen einsamen Tod in der geschmacklosen Garderobe wie an ein seltsames gespenstisches Fragment aus irgendeiner Tragödie zur Zeit Jakobs I. denken, wie an eine wunderbare Szene von Webster oder Ford oder Cyril Tourneur. Das Mädchen hat niemals wirklich gelebt, und so ist sie niemals wirklich gestorben. Für Sie zumindest war sie stets ein Traum, ein Phantom, das durch Shakespeares Stücke geisterte und sie durch seine Gegenwart schöner machte, eine Rohrflöte, durch die Shakespeares Musik voller und freudiger klang. In dem Augenblick, als sie nach dem wirklichen Leben griff, vernichtete sie es und wurde von ihm vernichtet. Trauern Sie, wenn Sie wollen, um Ophelia. Streuen Sie Asche auf Ihr Haupt, weil Cordelia erwürgt wurde. Schreien Sie zum Himmel, weil Brabantios Tochter starb. Aber verschwenden Sie nicht Ihre Tränen an Sibyl Vane. Sie war weniger wirklich als jene.«

Ein Schweigen entstand. Der Abend dunkelte in dem Raum. Geräuschlos und auf silbernen Füßen krochen aus dem Garten die Schatten herein. Aus allen Dingen wich müde die Farbe.

Nach einer Weile blickte Dorian Gray auf. »Sie haben mich mir selbst erklärt, Harry«, murmelte er gleichsam mit einem Seufzer der Erleichterung. »All das, was Sie sagten, habe ich gefühlt, aber irgendwie fürchtete ich mich davor, und ich konnte es nicht in Worte fassen. Wie gut Sie mich kennen! Aber wir wollen nicht wieder von dem Geschehenen sprechen. Es war eine erstaunliche Erfahrung. Weiter nichts. Ich frage mich, ob das Leben noch etwas ebenso Erstaunliches für mich bereithält.«

»Für Sie hält das Leben alles bereit, Dorian. Es gibt nichts, was Sie mit Ihrer ungewöhnlichen Schönheit nicht tun könnten.«

»Aber angenommen, ich werde hager und alt und runzlig, Harry? Was dann?«

»Ah, dann«, sagte Lord Henry und stand auf, um zu gehen, »dann, mein lieber Dorian, würden Sie sich Ihre Siege erkämpfen müssen. Jetzt werden sie Ihnen entgegengebracht. Nein, Sie müssen Ihre Schönheit behalten. Wir leben in einer Zeit, die zuviel liest, um weise zu sein, und zuviel denkt, um schön zu sein. Wir können Sie nicht entbehren. Und nun sollten Sie sich lieber anziehen und in den Club fahren. Wir sind ohnehin schon ziemlich spät dran.«

»Ich glaube, ich werde Sie erst in der Oper treffen, Harry. Ich fühle mich zu erschöpft, um etwas zu essen. Welche Nummer hat die Loge ihrer Schwester?«

»Siebenundzwanzig, glaube ich. Im ersten Rang. Sie werden ihren Namen an der Tür sehen. Aber ich finde es schade, daß Sie nicht mit mir essen wollen.«

»Ich fühle mich dazu nicht imstande«, sagte Dorian gleichgültig. »Aber ich bin Ihnen schrecklich dankbar für alles, was Sie mir gesagt haben, Sie sind bestimmt mein bester Freund. Nie hat mich jemand so verstanden wie Sie.«

»Wir stehen erst am Beginn unserer Freundschaft, Dorian«, antwortete Lord Henry und schüttelte ihm die Hand. »Auf Wiedersehen. Hoffentlich sehe ich Sie vor halb zehn. Denken Sie daran, die Patti singt.«

Als er die Tür hinter ihm geschlossen hatte, läutete er, und wenige Minuten später erschien Victor mit den Lampen und ließ die Vorhänge herab. Ungeduldig wartete er, daß er wieder ginge. Der Diener schien sich zu allem unendlich viel Zeit zu nehmen.

Sobald er ihn verlassen hatte, stürzte er zu dem Paravent und zog ihn beiseite. Nein, es war keine weitere Veränderung an dem Bild festzustellen. Es hatte die Nachricht von Sibyl Vannes Tod eher erhalten, als er selbst davon erfahren hatte. Es wußte von den Vorgängen des Lebens, sobald sie sich ereigneten. Die böse Grausamkeit, welche die feinen Linien des Mundes verzerrte, war zweifellos in dem Augenblick sichtbar geworden, als das Mädchen Gift, oder was es war, getrunken hatte. Oder war es gleichgültig gegen Resultate? Nahm es nur zur Kenntnis, was in seiner Seele vorging? Das fragte er sich, und er hoffte, eines Tages die Veränderung vor seinen Augen stattfinden zu sehen, und während er das hoffte, schauderte es ihn.

Arme Sibyl! Welch ein Roman war das Ganze gewesen! Auf der Bühne hatte sie oft den Tod nachgeahmt. Dann hatte der Tod selbst nach ihr gegriffen und sie mitgenommen. Wie hatte sie diese grausige letzte Szene gespielt? Hatte sie ihn im Sterben verflucht? Nein, sie war aus Liebe zu ihm gestorben, und die Liebe würde nun für ihn stets ein Heiligtum sein. Sie hatte für alles gesühnt durch das Opfer, das sie mit ihrem Leben gebracht hatte. Er wollte nicht mehr an das denken, was sie ihn durchmachen ließ, an jenen schrecklichen Abend im Theater. Er würde an sie denken als an eine wundervolle tragische Gestalt, die auf die Bühne der Welt gesandt worden war, um die erhabenste Wahrheit der Liebe zu beweisen. Eine wundervolle tragische Gestalt? Tränen stiegen ihm in die Augen, als er sich an ihr kindliches Aussehen erinnerte, an ihre gewinnende, schwärmerische Art und an ihre scheue, bebende Anmut. Er wischte sich hastig die Augen und betrachtete wieder das Bild.

Er spürte, daß nun wirklich der Zeitpunkt gekommen war, eine Entscheidung zu treffen. Oder war die Entscheidung bereits getroffen? Ja, das Leben hatte für ihn entschieden – das Leben und seine eigene unendliche Neugier auf das Leben. Ewige Jugend, unendliche Leidenschaft, erlesene und geheime Genüsse, stürmische Freuden und noch stürmischere Sünden – all dessen würde er teilhaftig sein. Das Bild hatte die Last seiner Schande zu tragen, das war alles.

Ein Gefühl des Schmerzes überlief ihn, als er an die Entweihung dachte, die dem schönen Gesicht auf der Leinwand beschieden war. Einmal hatte er in knabenhaftem Mutwillen Narcissus nachgeäfft und diese gemalten Lippen, die ihn jetzt so grausam anlächelten, geküßt oder so getan, als küsse er sie. Morgen für Morgen hatte er vor dem Bild gesessen, staunend über seine Schönheit, fast verliebt in sie, wie es ihm zuweilen schien. Sollte es sich nun mit jeder Laune, der er nachgab, verändern? Sollte es ein scheußliches und ekelhaftes Ding werden, in einem verschlossenen Raum versteckt, ausgesperrt vom Sonnenlicht, das so oft das wellige Wunder seines Haares in noch leuchtenderem Gold gemalt hatte? Welch ein Jammer! Welch ein Jammer!

Einen Augenblick dachte er daran zu beten, daß die schreck-

liche Verwandtschaft aufhöre, die zwischen ihm und dem Bild bestand. Es hatte sich als Antwort auf ein Gebet verändert, vielleicht würde es als Antwort auf ein zweites Gebet unverändert bleiben. Und doch, wer, der etwas vom Leben wußte, würde auf die Möglichkeit verzichten, immer jung zu bleiben, wie phantastisch diese Möglichkeit auch sein oder mit welch verhängnisvollen Folgen sie auch belastet sein mochte? Und stand es überdies wirklich in seiner Macht? Hatte tatsächlich das Gebet die Stellvertretung herbeigeführt? Gab es nicht vielleicht für all das eine sonderbare wissenschaftliche Ursache? Wenn der Gedanke seinen Einfluß auf einen lebenden Organismus auszuüben vermochte, konnte er dann nicht vielleicht auch tote und anorganische Dinge beeinflussen? Ja, konnten nicht vielleicht auch ohne Gedanken und bewußte Wünsche Dinge außerhalb unserer Person im Einklang mit unseren Launen und Leidenschaften in Schwingung versetzt werden, Teilchen zu Teilchen in geheimer Liebe oder seltsamer Verwandtschaft sprechen? Die Ursache war nicht von Bedeutung, Nie wieder würde er durch ein Gebet eine schreckliche Macht herausfordern. Wenn sich das Bild verändern mußte, dann sollte es sich verändern. Das war alles. Warum allzu gründlich danach forschen?

Denn es würde ein wahrer Genuß sein, es zu beobachten. Es würde ihm möglich sein, seiner Seele bis in die verborgensten Winkel zu folgen. Dies Bild würde ihm ein Zauberspiegel sein, wie es keinen zweiten gab. So wie es ihm seinen Körper offenbart hatte, würde es ihm seine Seele offenbaren. Und wenn der Winter es überfiel, würde er immer noch dort stehen, wo der Frühling am Saum des Sommers zittert. Wenn das Blut aus seinem Gesicht entwich und eine bleiche Kreidemaske mit bleiernen Augen zurückließ, würde er den Zauber der Jugend behalten. Nicht eine Blüte seines Liebreizes würde jemals welken. Kein Pulsschlag seines Lebens würde jemals schwächer werden. Er würde stark und flink und fröhlich sein wie die Götter der Griechen. Was lag daran, was dem gemalten Ebenbild auf der Leinwand widerfuhr? Er würde unversehrt bleiben. Darauf kam alles an.

Lächelnd stellte er den Paravent an seinen Platz vor das Bild und ging in sein Schlafzimmer, wo sein Diener bereits auf ihn

wartete. Eine Stunde später war er in der Oper, und Lord Henry lehnte sich über seinen Sitz.

NEUNTES KAPITEL

Als er am nächsten Morgen beim Frühstück saß, wurde Basil Hallward ins Zimmer geführt

»Ich bin so froh, daß ich Sie antreffe, Dorian«, sagte er ernst, »Ich kam gestern abend vorbei, und mir wurde gesagt, Sie wären in der Oper. Natürlich wußte ich, daß es unmöglich so sein konnte. Aber ich wünschte, Sie hätten hinterlassen, wohin Sie wirklich gegangen waren. Ich habe einen schrecklichen Abend verbracht, weil ich schon halbwegs fürchtete, eine Tragödie werde womöglich der anderen folgen. Ich meine, Sie hätten mir telegraphieren können, als Sie die Nachricht erhielten. Ich las es ganz zufällig in einer Spätausgabe des ›Globe‹, der mir im Klub in die Hände fiel. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tief mich die ganze Sache bekümmert. Ich weiß, was Sie leiden müssen. Aber wo waren Sie denn? Haben Sie die Mutter des Mädchens besucht? Einen Augenblick dachte ich schon daran, Ihnen dorthin zu folgen. Die Adresse war in der Zeitung angegeben. Irgendwo in der Euston Road, nicht wahr? Aber ich fürchtete, bei einem Schmerz zu stören, den ich nicht lindern konnte. Die arme Frau! In welcher Verfassung muß sie sein! Und noch dazu ihr einziges Kind! Was hat sie zu alledem gesagt?«

»Mein lieber Basil, wie soll ich das wissen?« murmelte Dorian Gray, nippte ein wenig blaßgelben Wein aus einem köstlichen, goldgeränderten Kelch aus venezianischem Glas und schaute schrecklich gelangweilt drein. »Ich war in der Oper. Sie hätten auch hinkommen sollen. Ich bin zum erstenmal Lady Gwendolen, Harrys Schwester, begegnet. Wir saßen in ihrer Loge. Sie ist einfach bezaubernd, und die Patti sang göttlich. Sprechen Sie nicht über diese gräßlichen Dinge. Wenn man über eine Sache nicht redet, ist sie nicht geschehen. Nur wenn wir sie in Worte kleiden, sagt Harry, geben wir den Dingen Wirklichkeit. Ich darf wohl bemerken, daß sie nicht das einzige

Kind der Frau war. Es ist noch ein Sohn da, ein reizender Junge, glaube ich. Er ist aber nicht am Theater. Er ist Matrose oder so. Und jetzt erzählen Sie mir von sich und was Sie machen.«

»Sie sind in die Oper gegangen?« fragte Hallward sehr langsam und mit einem übertriebenen Ton des Schmerzes in der Stimme. »Sie sind in die Oper gegangen, während Sibyl Vane tot in irgendeiner schmutzigen Mietswohnung lag? Sie können mir von anderen Frauen erzählen, sie seien bezaubernd, und daß die Patti göttlich gesungen habe, während das Mädchen, daß Sie liebten, noch nicht einmal die Ruhe eines Grabes zum Schlaf gefunden hat? Menschenskind, Grauenvolles erwartet ihren kleinen weißen Körper!«

»Halt, Basil! Ich will es nicht hören!« rief Dorian aufspringend. »Sie dürfen mir nichts davon sagen. Was geschehen ist, ist geschehen. Was vergangen ist, ist vergangen.«

»Nennen Sie gestern Vergangenheit?«

»Was hat die wirklich verstrichene Zeit damit zu tun? Nur oberflächliche Leute brauchen Jahre, um ein Gefühl loszuwerden. Einer, der seiner selbst Herr ist, kann einen Kummer so leicht beenden, wie er sich ein Vergnügen ausdenken kann. Ich will nicht meinen Gefühlen ausgeliefert sein. Ich will sie nutzen, genießen und beherrschen.«

»Dorian, das ist schrecklich! Irgend etwas hat Sie völlig verwandelt. Sie sehen noch genauso aus wie der wundervolle Knabe, der Tag für Tag in mein Atelier kam und mir für sein Bild saß. Aber damals waren Sie einfach, natürlich und herzlich. Sie waren das unverdorbenste Geschöpf auf der ganzen Welt. Ich weiß nicht, was jetzt über Sie gekommen ist. Sie reden, als hätten Sie kein Herz, kein Mitleid in Ihrer Brust. Das ist alles Harrys Einfluß. Das sehe ich.«

Der Jüngling wurde rot, ging zum Fenster und schaute wenige Augenblicke hinaus in den grünen, flimmernden, von der Sonne gegeißelten Garten. »Ich verdanke Harry sehr viel, Basil«, sagte er schließlich, »mehr als ich Ihnen verdanke. Sie haben mich nur gelehrt, eitel zu sein.«

»Gut, dafür bin ich bestraft worden, Dorian – oder werde es eines Tages.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Basil«, rief er aus und drehte sich um. »Ich weiß nicht, was Sie wollen. Was wollen Sie?«

»Ich will den Dorian Gray, den ich malte«, antwortete der Maler traurig.

»Basil«, sagte der junge Mann, während er auf ihn zu ging und ihm die Hand auf die Schulter legte, »Sie sind zu spät gekommen. Gestern, als ich hörte, daß Sibyl Vane sich getötet hat ...«

»Sich getötet? Gütiger Himmel! Gibt es keinen Zweifel daran?« rief Hallward und blickte mit einem Ausdruck des Entsetzens zu ihm empor.

»Mein lieber Basil! Sie glauben doch gewiß nicht, daß es ein gewöhnlicher Unfall war. Natürlich hat sie sich selbst getötet.«

Der Ältere barg das Gesicht in den Händen. »Wie furchtbar!« murmelte er, und ein Schauder durchrann ihn.

»Nein«, sagte Dorian Gray, »daran ist nichts Furchtbare. Es ist eine der größten romantischen Tragödien unserer Zeit. In der Regel führen Leute, die Theater spielen, das alltäglichste Leben. Sie sind gute Ehemänner oder getreue Ehefrauen oder sonst etwas Langweiliges. Sie wissen, was ich meine – Mittelstandstugend und all dergleichen. Wie anders war Sibyl! Ihre schönste Tragödie lebte sie. An dem letzten Abend, als sie spielte – an dem Abend, als ihr sie sah –, war sie miserabel, weil sie die Liebe in Wirklichkeit kennengelernt hatte. Als sie ihre Unwirklichkeit erkannte, starb sie, wie Julia hätte sterben können. Sie trat wieder in den Bereich der Kunst. Sie hat etwas von einer Märtyrerin. Ihr Tod hat die ganze ergreifende Nutzlosigkeit des Märtyrertums, dessen ganze vergeudete Schönheit. Aber wie ich schon sagte, Sie dürfen nicht glauben, daß ich nicht gelitten habe. Wenn Sie gestern in einem bestimmten Augenblick gekommen wären – gegen halb sechs vielleicht, oder um dreiviertel sechs –, hätten Sie mich in Tränen gefunden. Nicht einmal Harry, der hier war, der mir die Nachricht brachte, hat eine Vorstellung davon, was ich durchmachte. Ich litt ungeheuer. Dann ging es vorbei. Ich kann eine Gemütsbewegung nicht wiederholen. Niemand kann das, außer den Sentimentalen. Und Sie sind schrecklich ungerecht, Basil. Sie kommen her, um mich zu trösten. Das ist reizend von Ihnen. Sie

finden mich getröstet und sind wütend. Wie ähnlich sieht das doch einem mitfühlenden Menschen! Sie erinnern mich an eine Geschichte, die mir Harry von einem gewissen Philanthropen erzählte, der zwanzig Jahre seines Lebens damit vertat, einen Übelstand beheben oder ein unbilliges Gesetz ändern zu lassen – ich habe vergessen, was es war. Schließlich hatte er Erfolg, und seine Enttäuschung war durch nichts zu überbieten. Er hatte absolut nichts mehr zu tun, starb fast vor Langerweile und wurde ein überzeugter Misanthrop. Und außerdem, mein lieber, alter Basil, wenn Sie mich wirklich trösten wollen, dann lehren Sie mich lieber, zu vergessen, was geschehen ist, oder es von einem rein künstlerischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. War es nicht Gautier, der einst über die ›Consolation des Arts‹ schrieb? Ich erinnere mich, daß ich eines Tages in Ihrem Atelier ein kleines, in Pergament gebundenes Buch aufnahm und zufällig auf diesen köstlichen Satz stieß. Nun, ich bin nicht wie jener junge Mann, von dem Sie mir erzählten, als wir zusammen in Marlow waren, jener junge Mann, der behauptete, gelber Atlas könne einen für alle Mißgeschicke im Leben trösten. Ich liebe schöne Dinge, die man anfassen und benutzen kann. Alte Brokate, grüne Bronzen, Lackarbeiten, Elfenbeinschnitzereien, eine erlesene Umgebung, Luxus und Pracht, all das vermag einem viel zu geben. Aber die künstlerische Stimmung, die sie erzeugen oder auf jeden Fall offenbaren, bedeutet mir mehr. Seines eigenen Lebens Zuschauer zu werden bedeutet, wie Harry sagt, den Leiden des Lebens zu entrinnen. Ich weiß, Sie sind überrascht, mich so sprechen zu hören. Sie haben keine Vorstellung davon, wie ich mich entwickelt habe. Als Sie mich kennenlernten, war ich ein Schuljunge. Jetzt bin ich ein Mann. Ich habe neue Leidenschaften, neue Gedanken, neue Begriffe. Ich bin anders, aber Sie dürfen mich deswegen nicht weniger gern haben. Ich habe mich verändert, aber Sie müssen immer mein Freund bleiben. Natürlich habe ich Harry sehr gern. Aber ich weiß, daß Sie besser sind als er. Stärker sind Sie nicht – Sie haben zu große Angst vor dem Leben –, aber Sie sind besser. Und wie glücklich waren wir zusammen! Verlassen Sie mich nicht, Basil, und streiten Sie nicht mit mir. Ich bin so, wie ich bin. Weiter ist nichts dazu zu sagen.«

Der Maler fühlte sich seltsam bewegt. Der Jüngling war ihm unendlich teuer, und seine Persönlichkeit hatte für seine Kunst einen großen Wendepunkt bedeutet. Der Gedanke, ihm noch weitere Vorwürfe zu machen, war ihm unerträglich. Übrigens war seine Gleichgültigkeit wahrscheinlich nur eine Stimmung, die vorübergehen würde. Es war soviel Gutes in ihm, soviel Edles.

»Gut, Dorian«, sagte er schließlich mit einem traurigen Lächeln, »von heute an werde ich zu Ihnen nicht wieder über diese grausige Sache sprechen. Ich hoffe nur, Ihr Name wird nicht in Verbindung damit genannt. Die Leichenschau soll heute nachmittag stattfinden. Sind Sie vorgeladen worden?«

Dorian schüttelte den Kopf, und ein Ausdruck des Ärgers glitt über sein Gesicht, als das Wort »Leichenschau« fiel. All dergleichen hatte etwas so Rohes und Gemeines an sich. »Mein Name ist nicht bekannt«, antwortete er.

»Aber sie kannte ihn doch sicherlich?«

»Nur meinen Vornamen, und ich bin völlig überzeugt, daß sie ihn gegen niemanden erwähnte. Sie erzählte mir einmal, daß alle ziemlich neugierig wären, zu erfahren, wer ich sei, und daß sie ihnen immer nur sagte, mein Name sei Prinz Wunderhold. Das war nett von ihr. Sie müssen mir eine Zeichnung von Sibyl machen, Basil. Ich würde gern etwas mehr von ihr besitzen als die Erinnerung an ein paar Küsse und ein paar abgerissene, rührende Worte.«

»Ich will es versuchen, Dorian, wenn es Sie freut. Aber Sie müssen kommen und mir selbst wieder sitzen. Ich kann ohne Sie nicht weiter.«

»Ich kann Ihnen nie wieder sitzen, Basil. Das ist unmöglich!« rief er, zurückstreckend aus.

Der Maler starzte ihn an. »Mein lieber Junge, welch ein Unsinn!« rief er. »Wollen Sie damit sagen, daß Ihnen das Porträt nicht gefällt, das ich nach Ihnen geschaffen habe? Wo ist es? Warum haben sie den Paravent davorgestellt? Lassen Sie mich das Bild ansehen. Es ist die beste Sache, die ich je gemacht habe. Nehmen Sie den Paravent weg, Dorian. Es ist einfach schändlich von Ihrem Diener, mein Werk auf diese Weise zu verstecken. Ich spürte gleich beim Eintreten, daß der Raum anders aussah.«

»Mein Diener hat nichts damit zu tun, Basil. Sie bilden sich doch nicht ein, ich überließe ihm die Anordnung in meinem Zimmer? Manchmal ordnet er für mich die Blumen – das ist aber auch alles. Nein, ich habe es selbst getan. Das Licht traf das Bild zu stark.«

»Zu stark? Das doch gewiß nicht, mein lieber Junge? Es hängt an einem wunderbaren Platz. Lassen Sie mich's sehen.« Und Hallward ging zu der Zimmerecke.

Ein Schrei des Entsetzens kam von Dorian Grays Lippen, und er stürzte sich zwischen den Maler und den Paravent. »Basil«, sagte er sehr bleich, »Sie dürfen es nicht ansehen. Ich wünsche es nicht.«

»Mein eigenes Werk nicht ansehen? Das ist nicht Ihr Ernst. Warum sollte ich es nicht ansehen?« rief Hallward lachend aus.

»Wenn Sie versuchen, es anzusehen, Basil, dann spreche ich, auf Ehrenwort, solange ich lebe, nie wieder ein Wort mit Ihnen! Das ist mein volliger Ernst. Ich gebe Ihnen keine Erklärung, und Sie dürfen keine von mir verlangen. Aber denken Sie daran, wenn Sie diesen Paravent anrühren, ist alles zwischen uns aus!«

Hallward stand wie vom Blitz getroffen. Völlig verblüfft schaute er Dorian Gray an. Nie zuvor hatte er ihn so gesehen. Der junge Mann war bleich vor Zorn. Er hatte die Hände geballt, und seine Pupillen glichen blauen Feuerscheiben. Er zitterte am ganzen Leibe. »Dorian!«

»Sprechen Sie nicht!«

»Aber was ist denn los? Natürlich werde ich es nicht ansehen, wenn Sie es nicht wünschen«, sagte er ziemlich kühl, drehte sich auf dem Absatz um und ging zum Fenster. »Aber es erscheint mir wirklich ziemlich absurd, daß ich mein eigenes Werk nicht sehen soll, zumal ich es im Herbst in Paris ausstellen will. Wahrscheinlich werde ich es vorher noch einmal firmieren müssen, deshalb muß ich es mir eines Tages ansehen, und warum nicht heute?«

»Das Bild ausstellen? Sie wollen es ausstellen?« rief Dorian Gray aus, während ihn ein seltsames Gefühl des Entsetzens überlief. Der Welt sollte sein Geheimnis gezeigt werden? Die Leute sollten das Geheimnis seines Lebens begaffen? Unmög-

lich. Es mußte sofort etwas – er wußte nicht was – getan werden.

»Ja, ich nehme nicht an, daß Sie etwas dagegen einzuwenden haben. Georges Petit wird meine besten Bilder zu einer Sonderausstellung in der Rue de Sèze zusammenholen, die in der ersten Oktoberwoche eröffnet wird. Das Bild wird nur einen Monat fort sein. Ich sollte meinen, so lange könnten Sie es leicht entbehren. Übrigens werden Sie dann sicherlich gar nicht in London sein. Und wenn Sie es immer hinter dem Paravent verstecken, kann Ihnen doch nicht viel daran gelegen sein.«

Dorian Gray fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie war mit Schweißperlen bedeckt. Er spürte, daß er am Rande einer schrecklichen Gefahr stand. »Vor einem Monat haben Sie mir gesagt, Sie wollten es niemals ausstellen«, rief er. »Warum haben Sie Ihre Meinung geändert? Ihr Leute, die ihr soviel Wert auf Konsequenz legt, habt genauso viele Launen wie andere. Der einzige Unterschied ist, daß eure Launen ziemlich sinnlos sind. Sie können nicht vergessen haben, daß Sie mir auf die feierlichste Weise beteuerten, nichts auf der Welt würde Sie dazu bewegen, das Bild in eine Ausstellung zu schicken. Genau das gleiche sagten Sie zu Harry.« Plötzlich hielt er inne, und ein Lichtstrahl kam in seine Augen. Er erinnerte sich daran, daß ihm Lord Henry einmal halb ernsthaft, halb im Scherz gesagt hatte: ›Wenn Sie eine ungewöhnliche Viertelstunde erleben wollen, dann bringen Sie Basil dazu, daß er Ihnen erzählt, warum er Ihr Bild nicht ausstellen will. Mir hat er es erzählt, und es war für mich eine Offenbarung.‹ Ja, vielleicht hatte auch Basil sein Geheimnis. Er wollte ihn fragen und auf die Probe stellen.

»Basil«, sagte er, während er ganz nahe an ihn heranging und ihm direkt ins Gesicht sah, »jeder von uns beiden hat ein Geheimnis. Lassen Sie mich Ihres wissen, und ich werde Ihnen das meine sagen. Aus welchem Grunde haben Sie sich geweigert, mein Bild auszustellen?«

Den Maler schauderte es wider seinen Willen. »Dorian, wenn ich Ihnen das erzählte, würden Sie mich weniger gern haben und mich bestimmt auslachen. Weder das eine noch das andere könnte ich ertragen. Wenn Sie wünschen, daß ich das

Bild nie wieder anschau, gebe ich mich zufrieden. Ich habe immer noch Sie zum Anschauen. Wenn Sie wünschen, das beste Werk, das ich je geschaffen habe, solle der Welt verborgen bleiben, so soll mir das genügen. Ihre Freundschaft ist mir teurer als Ruhm oder Ansehen.«

»Nein, Basil, Sie müssen es mir sagen«, beharrte Dorian Gray. »Ich meine, ich habe ein Recht darauf, es zu wissen.« Das Gefühl des Entsetzens war verschwunden, Neugier war an seine Stelle getreten. Er war entschlossen, Basil Hallwards Geheimnis zu ergründen.

»Wir wollen uns setzen, Dorian«, sagte der Maler mit verstörtem Gesicht. »Wir wollen uns setzen. Und nun beantworten Sie mir eine Frage. Haben Sie an dem Bild etwas Absonderliches bemerk? – Etwas, das Ihnen zuerst wahrscheinlich gar nicht auffiel, das sich Ihnen dann jedoch plötzlich offenbarte?«

»Basil!« rief der junge Mann, umklammerte mit zitternden Händen die Armlehnen seines Sessels und starre ihn mit wilden, bestürzten Augen an.

»Ich sehe, Sie haben es bemerk. Sprechen Sie nicht. Warten Sie ab, bis Sie gehört haben, was ich zu sagen habe. Dorian, von dem Augenblick an, da ich Ihnen begegnete, hat Ihre Persönlichkeit einen ganz außerordentlichen Einfluß auf mich ausgeübt. Sie beherrschten mich, meine Seele, mein Gehirn, meine Schaffenskraft. Sie wurden mir die sichtbare Verkörperung jenes unsichtbaren Ideals, das uns Künstler im Gedenken daran wie ein köstlicher Traum verfolgt. Ich vergötterte Sie. Ich wurde eifersüchtig auf jeden, mit dem Sie sprachen. Ich wollte Sie ganz für mich haben. Ich war nur glücklich, wenn ich mit Ihnen zusammen war. Wenn Sie nicht bei mir waren, so waren Sie doch immer noch in meiner Kunst gegenwärtig ... Natürlich ließ ich Sie nie etwas davon wissen. Das wäre unmöglich gewesen. Sie hätten es nicht verstanden. Ich verstand es ja selber kaum. Ich wußte nur, daß ich die Vollkommenheit von Angesicht zu Angesicht erblickt hatte und daß die Welt für meine Augen bewundernswert geworden war – vielleicht allzu bewundernswert, denn in so wahnsinnig glühender Verehrung liegt Gefahr, die Gefahr, sie zu verlieren, wie auch die Gefahr, sie zu behalten ... Wochen und Wochen vergingen, und ich ging im-

mer mehr in Ihnen auf. Dann kam eine neue Entwicklung. Ich hatte Sie als Paris in einer herrlichen Rüstung gezeichnet und als Adonis im Jagdgewand und mit blankem Speer. Bekränzt mit schweren Lotosblumen, hatten Sie im Bug der Barke Hadrians gesessen und über den trüben grünen Nil geschaut. Sie hatten sich über einen stillen griechischen Waldsee gebeugt und in dem unbewegten Silber des Wassers das Wunder Ihres Gesichts erblickt. Und all das war so gewesen, wie Kunst sein sollte, unbewußt, ideal und fern. Eines Tages – eines verhängnisvollen Tages, denke ich mitunter – entschloß ich mich, ein wundervolles Bild von Ihnen zu malen, so wie Sie in Wirklichkeit sind, nicht in der Tracht überlebter Zeiten, sondern in Ihrer eigenen Kleidung und in Ihrer Zeit. Ob es nun an dem Realismus des Verfahrens lag oder an dem bloßen Wunder Ihrer Persönlichkeit, das sich mir deutlich darbot, ohne Nebel oder Schleier, kann ich nicht sagen. Aber ich weiß, daß mir bei der Arbeit jede dicke oder dünne Schicht Farbe mein Geheimnis zu enthüllen schien. Ich fürchtete, andere würden meine Vergötterung erkennen. Ich fühlte, Dorian, daß ich zuviel ausgesagt, zuviel von mir selbst hineingelegt hatte. Da beschloß ich, niemals zu erlauben, daß das Bild ausgestellt würde. Sie waren etwas verärgert darüber; aber damals hatten Sie keine Vorstellung davon, was es alles für mich bedeutete. Harry, dem ich davon erzählte, lachte mich aus. Aber das kümmerte mich nicht. Als das Bild fertig war und ich allein davorsaß, fühlte ich, daß ich recht hatte ... Nun, ein paar Tage später verließ es mein Atelier, und sobald ich von dem unerträglichen Zauber seiner Gegenwart befreit war, schien mir, als sei es töricht von mir gewesen, mir einzubilden, ich hätte mehr darin gesehen, als daß Sie ungewöhnlich schön sind und daß ich malen kann. Selbst jetzt spüre ich unbedingt, daß es ein Irrtum ist, zu glauben, die Leidenschaft, die man beim Schaffen fühlt, komme jemals tatsächlich in dem geschaffenen Werk zum Ausdruck. Kunst ist stets abstrakter, als wir meinen. Form und Farbe erzählen uns von Form und Farbe – weiter nichts. Oft scheint es mir, als verberge die Kunst den Künstler weit mehr, als sie ihn jemals offenbart. Und als ich dieses Angebot aus Paris erhielt, entschloß ich mich daher, Ihr Bild zum Hauptgegenstand mei-

ner Ausstellung zu machen. Es kam mir niemals in den Sinn, daß Sie sich weigern würden. Jetzt sehe ich ein, daß Sie recht hatten. Das Bild darf nicht gezeigt werden. Sie dürfen mir nicht böse sein, Dorian, über das, was ich Ihnen gesagt habe. Es ist so, wie ich einmal zu Harry sagte, Sie sind geschaffen, vergöttert zu werden.«

Dorian Gray holte tief Atem. Seine Wangen bekamen wieder Farbe, und ein Lächeln spielte um seine Lippen. Die Gefahr war vorüber. Für den Augenblick war er sicher. Dennoch konnte er nicht anders, als unendliches Mitleid mit dem Maler zu fühlen, der ihm dies sonderbare Geständnis gemacht hatte, und er fragte sich, ob ihn selbst wohl jemals die Persönlichkeit eines Freundes so sehr beherrschte würde. Lord Henry besaß den Reiz, sehr gefährlich zu sein. Aber das war auch alles. Er war zu geistreich und zu zynisch, um wirklich geliebt zu werden. Würde es je einen Menschen geben, der ihn mit einer ungewöhnlichen Vergötterung erfüllte! War das eines von den Dingen, die das Leben für ihn bereithielt?

»Es erscheint mir außergewöhnlich, Dorian«, sagte Hallward, »daß Sie all das in dem Bild gesehen haben sollten. Haben Sie es wirklich gesehen?«

»Ich sah etwas darin«, antwortete er, »etwas, das mich höchst sonderbar anmutete.«

»Gut, und jetzt haben Sie doch nichts dagegen, daß ich es betrachte.«

Dorian schüttelte den Kopf. »Das dürfen Sie nicht von mir verlangen, Basil. Ich könnte Sie unmöglich vor das Bild lassen.«

»Aber doch gewiß eines Tages?«

»Niemals.«

»Nun, vielleicht haben Sie recht. Und nun leben Sie wohl, Dorian. Sie sind der einzige Mensch in meinen Leben gewesen, der meine Kunst wirklich beeinflußt hat. Was ich je an Gutem geschaffen habe, verdanke ich Ihnen. Ach, Sie wissen nicht, was es mich kostet, Ihnen all das zu erzählen, was ich Ihnen erzählt habe.«

»Mein lieber Basil«, sagte Dorian, »was haben Sie mir erzählt? Doch nur, daß Sie das Gefühl hatten, mich allzusehr zu bewundern.«

»Es sollte kein Kompliment sein. Es war ein Bekenntnis. Nun, da ich es abgelegt habe, scheint mir, als hätte ich etwas verloren. Vielleicht sollte man seine Verehrung niemals in Worte kleiden.«

»Es war ein enttäuschendes Bekenntnis.«

»Warum? Was hatten Sie erwartet, Dorian? Sie haben doch nicht irgend etwas anderes an dem Bild wahrgenommen? Es war doch nichts anderes zu sehen?«

»Nein, es war nichts anderes zu sehen. Warum fragen Sie? Aber Sie dürfen nicht von Verehrung sprechen. Das ist töricht. Wir beide sind Freunde, Basil, und müssen immer Freunde bleiben.«

»Sie haben ja nun Harry«, sagte der Maler traurig.

»Oh, Harry?« rief der Jüngling mit einem Lachen, das an der Oberfläche blieb. »Harry verbringt seine Tage damit, Unglaubliches zu sagen, und seine Abende, Unwahrscheinliches zu tun. Das ist genau das Leben, wie ich es gern führen würde. Aber dennoch glaube ich nicht, daß ich zu Harry gehen würde, wenn ich in Schwierigkeiten wäre. Lieber würde ich zu Ihnen kommen, Basil.«

»Werden Sie mir wieder sitzen?«

»Unmöglich!«

»Sie vernichten mein Leben als Künstler, wenn Sie sich weigern, Dorian. Noch keiner ist zwei Idealen begegnet. Wenige begegnen einem.«

»Ich kann es Ihnen nicht erklären, Basil, aber ich darf Ihnen nie wieder sitzen. Ein Bild hat etwas Verhängnisvolles. Es hat sein Eigenleben. Ich werde Sie besuchen und mit Ihnen Tee trinken. Das wird ebenso angenehm sein.«

»Angenehmer für Sie, fürchte ich«, murmelte Hallward kummervoll. »Und nun leben Sie wohl. Schade, daß ich das Bild nicht noch einmal ansehen darf. Aber da kann man nichts machen. Ich verstehe völlig, was Sie dabei fühlen.«

Als er das Zimmer verließ, lächelte Dorian Gray vor sich hin. Armer Basil! Wie wenig wußte er von der wahren Ursache! Und wie seltsam war es, daß er fast durch Zufall seinem Freund ein Geheimnis entrissen hatte, statt gezwungenermaßen sein eigenes zu enthüllen! Wie vieles erklärte ihm dies ungewöhnliche

Bekenntnis! Des Malers unsinnige Anfälle von Eifersucht, seine stürmische Hingabe, seine überspannten Lobeshymnen, seine merkwürdige Schweigsamkeit – jetzt verstand er all das, und es betrübte ihn. Etwas Tragisches schien ihm in einer so sehr von Romantik gefärbten Freundschaft zu liegen.

Er seufzte und griff nach der Klingel. Das Bild mußte um jeden Preis versteckt werden. Er konnte sich nicht noch einmal der Gefahr der Entdeckung aussetzen. Es war Wahnsinn von ihm gewesen, das Ding auch nur für eine Stunde in einem Raum zu lassen, zu dem jeder von seinen Freunden Zutritt hatte.

ZEHNTES KAPITEL

Als sein Diener eintrat, sah er ihn unverwandten Blickes an und fragte sich, ob es ihm vielleicht eingefallen sei, hinter den Paravent zu schauen. Der Diener stand völlig ungerührt und wartete auf seine Befehle. Dorian zündete sich eine Zigarette an, ging zu dem Spiegel und blickte hinein. Deutlich sah er das Abbild von Victors Gesicht. Es glich einer unbewegten Maske der Servilität. Da war nichts zu befürchten. Dennoch hielt er es für das beste, auf der Hut zu sein.

Sehr langsam sprechend, befahl er ihm, die Haushälterin davon zu unterrichten, daß er sie zu sehen wünsche, und dann zu dem Rahmenmacher zu gehen und ihn zu bitten, er möge ihm sofort zwei von seinen Leuten schicken. Ihm schien, als wanderten die Augen des Dieners in die Richtung des Paravents, als er den Raum verließ. Oder bildete er sich das nur ein?

Wenige Augenblicke später eilte geschäftig in ihrem schwarzen Seidenkleid und mit altmodischen Zwirnhandschuhen an den runzligen Händen Mrs. Leaf in die Bibliothek. Er bat sie um den Schlüssel zu dem Schulzimmer.

»Zu dem alten Schulzimmer, Mister Dorian?« rief sie aus. »Aber das ist doch vollgestaubt. Ich muß es aufräumen und saubermachen lassen, ehe Sie es betreten. Es ist kein geeigneter Anblick für Sie, Sir. Wirklich nicht.«

»Ich will nicht, daß es aufgeräumt wird, Leaf. Ich will nur den Schlüssel.«

»Nun, Sir, Sie werden sich mit Spinnweben bedecken, wenn Sie hineingehen. Seit fast fünf Jahren, seit Seine Lordschaft starb, ist es ja nicht aufgeschlossen worden.«

Er fuhr zusammen bei der Erwähnung seines Großvaters. Er hatte verhaßte Erinnerungen an ihn. »Das macht nichts«, antwortete er. »Ich möchte es nur sehen – weiter nichts. Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Hier ist der Schlüssel, Sir«, sagte die alte Dame, während sie mit zitternden, unsicheren Händen den Bestand ihres Schlüsselbundes durchging. »Hier ist der Schlüssel. Ich werde ihn gleich vom Bund haben. Aber Sie haben doch wohl nicht die Absicht, da oben zu wohnen, Sir, wo Sie es hier so behaglich haben?«

»Nein, nein«, rief er ärgerlich. »Danke, Leaf. Das genügt.«

Sie blieb noch ein paar Augenblicke und erging sich geschwätzig über irgendeine Kleinigkeit im Haushalt. Er seufzte und sagte ihr, sie solle die Dinge regeln, wie sie es für gut halte. In Lächeln eingesponnen, verließ sie das Zimmer.

Als sich die Tür schloß, steckte Dorian den Schlüssel in die Tasche und sah sich im Zimmer um. Sein Blick fiel auf eine große purpurne Atlasdecke mit schwerer Goldstickerei, ein herrliches Stück venezianischer Arbeit vom Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, das sein Großvater in einem Kloster bei Bologna entdeckt hatte. Ja, das würde dienlich sein, das gräßliche Ding zu verhüllen. Vielleicht hatte es oft als Bahrtuch gedient. Nun sollte es etwas verbergen, das seine eigene Art der Fäulnis in sich trug, schlimmer noch als die Fäulnis des Todes – etwas, das Greuel gebären und doch nie sterben würde. Was der Wurm für den Leichnam war, würden seine Sünden für das gemalte Ebenbild auf der Leinwand sein. Sie würden seine Schönheit zerstören und seine Anmut zerfressen. Sie würden es besudeln und schmachvoll machen. Und doch würde das Ding weiterleben. Es würde immer lebendig bleiben.

Er schauderte, und einen Augenblick bedauerte er, daß er Basil nicht den wahren Grund gesagt hatte, warum er das Bild zu verstecken wünschte. Basil hätte ihm geholfen, Lord Henrys Einfluß zu widerstehen und den noch schädlicheren Einflüssen seiner eigenen Natur. Die Liebe, die Basil ihm entgegenbrachte

– denn es war wirklich Liebe –, enthielt nichts, was nicht edel und geistig war. Es war nicht jene bloße physische Bewunderung der Schönheit, die aus den Sinnen geboren ist und stirbt, wenn die Sinne erschlaffen. Es war eine Liebe, wie Michelangelo sie gekannt hatte und Montaigne und Winckelmann und Shakespeare selbst. Ja, Basil hätte ihn retten können. Doch jetzt war es zu spät. Die Vergangenheit konnte stets aufgehoben werden. Reue, Ableugnen und Vergessen vermochten das. Doch die Zukunft war unvermeidlich. In ihm wohnten Leidenschaften, die ihren schrecklichen Weg nach außen finden, Träume, die dem Schatten ihres Unheils Wirklichkeit geben würden.

Er nahm von dem Ruhelager das große purpurgoldene Gebebe auf, mit dem es bedeckt war, und ging damit hinter den Paravent. War das Leinwandgesicht abscheulicher als zuvor? Ihm schien, als sei es unverändert, und doch hatte sich sein Widerwille verstärkt. Goldhaar, blaue Augen und rosenrote Lippen – all das war da. Nur der Ausdruck hatte sich verändert. Er war schrecklich in seiner Grausamkeit. Wie einfältig waren Basils Vorwürfe wegen Sibyl Vane gewesen im Vergleich zu dem, was er an Tadel oder Verweis darin erblickte! – Wie einfältig und wie wenig bedeutend! Aus der Leinwand blickte ihn seine eigene Seele an und forderte ihn vor Gericht. Ein Ausdruck des Schmerzes breitete sich in seinen Zügen aus, und er warf die kostbare Decke über das Bild. Während er noch dabei war, klopfte es an die Tür. Er trat hervor, als sein Diener ins Zimmer kam.

»Die Leute sind hier, Monsieur.«

Er hatte das Gefühl, daß er sich den Diener auf der Stelle vom Halse schaffen müsse. Er durfte nicht erfahren, wohin das Bild gebracht werden sollte. Er hatte etwas Verschlagenes an sich und nachdenkliche, falsche Augen. Er setzte sich an den Schreibtisch und kritzello ein paar Zeilen an Lord Henry, worin er ihn bat, ihm etwas zum Lesen zu schicken, und ihn daran erinnerte, daß sie sich am Abend, ein Viertel nach acht, treffen wollten.

»Warten Sie auf die Antwort«, sagte er, als er dem Diener das Billett übergab, »und führen Sie die Leute hier herein.«

Zwei oder drei Minuten später klopfte es abermals, und Mr.

Hubbard selbst, der berühmte Rahmenmacher aus South Audley Street, trat mit einem etwas derb aussehenden jungen Gehilfen ein. Mr. Hubbard war ein kleiner Mann mit frischem Gesicht und rotern Backenbart, dessen Bewunderung für die Kunst erheblich herabgestimmt worden war durch den hartnäckigen Geldmangel der meisten Künstler, mit denen er zu tun hatte. Für gewöhnlich verließ er seinen Laden niemals. Er erwartete, daß die Leute zu ihm kamen. Bei Dorian Gray machte er jedoch stets eine Ausnahme. Dorian hatte etwas an sich, das alle bezauberte. Es war eine Freude, ihn nur zu sehen.

»Was kann ich für Sie tun, Mister Gray?« fragte er und rieb sich die fetten, sommersprossigen Hände. »Ich dachte, ich gebe mir die Ehre und komme persönlich. Ich habe gerade ein Schmuckstück von Rahmen bekommen, Sir. Bei einer Auktion aufgegabt. Alter Florentiner. Kam, glaube ich, aus Fonthill. Wunderbar geeignet für ein religiöses Sujet, Mister Gray.«

»Es tut mir so leid, daß Sie sich selbst die Mühe gemacht haben, Mister Hubbard. Ich komme bestimmt mal vorbei und sehe mir den Rahmen an – obwohl ich mich im Augenblick nicht viel mit religiöser Kunst befasse –, heute möchte ich nur ein Bild ins Dachgeschoß getragen haben. Es ist ziemlich schwer, deshalb kam mir der Gedanke, Sie um ein paar von Ihren Leuten zu bitten.«

»Von Mühe kann gar keine Rede sein, Mister Gray. Ich freue mich, wenn ich Ihnen gefällig sein kann. Um welches Kunstwerk handelt es sich, Sir?«

»Um dieses«, erwiederte Dorian und schob den Paravent beiseite. »Können Sie es so, mit Decke und allem, fortschaffen? Ich möchte nicht, daß es beim Hinauftragen zerkratzt wird.«

»Das ist keine Schwierigkeit, Sir«, sagte der muntere Rahmenmacher, während er mit Hilfe seines Gesellen ans Werk ging, das Bild von den langen Messingketten zu haken, an denen es aufgehängt war. »Und wo sollen wir es nun hintragen, Mister Gray?«

»Ich zeige Ihnen den Weg, Mister Hubbard, wenn Sie mir freundlichst folgen wollen. Oder vielleicht gehen Sie besser voran. Leider ist es ganz oben im Haus. Wir werden die Vordertreppe benutzen, die ist breiter.«

Er hielt ihnen die Tür auf, und sie gingen an ihm vorbei in die Diele und schickten sich an, die Treppe zu erklimmen. Der kunstvoll gearbeitete Rahmen hatte das Bild überaus umfangreich gemacht, und ungeachtet der diensteifrigen Proteste Mr. Hubbards, der das lebhafte Mißfallen des echten Handwerkers erkennen ließ, einen Gentleman etwas Nützliches tun zu sehen, legte Dorian hin und wieder mit Hand an, um ihnen zu helfen.

»Eine ziemliche Last, Sir«, keuchte der kleine Mann, als sie den obersten Treppenabsatz erreichten. Und er wischte sich die glänzende Stirn.

»Leider ist es ziemlich schwer«, murmelte Dorian, als er die Tür aufschloß und den Raum öffnete, der das seltsame Geheimnis seines Lebens bewahren und seine Seele vor Menschenauge verbergen sollte.

Seit mehr als vier Jahren hatte er das Zimmer nicht betreten – nein, wahrhaftig nicht, seit er es als Spielzimmer benutzt hatte, als er noch ein Kind war, und dann, etwas älter geworden, als Studierzimmer. Es war ein großer, gutproportionierter Raum, den der verstorbene Lord Kelso extra für den Gebrauch seines kleinen Enkels hatte ausbauen lassen, weil er den Jungen wegen seiner außergewöhnlichen Ähnlichkeit mit seiner Mutter und noch aus anderen Gründen stets gehaßt hatte und von sich fernhalten wollte. Dorian schien es, als habe sich das Zimmer nur wenig verändert. Da war die riesige italienische Truhe mit ihren phantastisch bemalten Füllungen und ihren matt gewordenen Goldornamenten, in der er sich als Kind so oft versteckt hatte. Dort stand das Bücherregal aus Atlasholz mit seinen Schulbüchern, die von Eselsohren strotzten. An der Wand dahinter hing noch derselbe zerschlissene flämische Gobelín, auf dem ein verblaßter König und eine verblaßte Königin in einem Garten Schach spielten, während ein Trupp Falkeniere an ihnen vorbeiritt, die auf ihren gepanzerten Stulphandschuhen aufgekappte Vögel trugen. Wie gut erinnerte er sich an all das! Jeder Augenblick seiner einsamen Kindheit erstand wieder vor ihm, als er sich umschauten. Er rief sich die makellose Reinheit seiner Knabenzeit ins Gedächtnis zurück, und es war ihm entsetzlich, daß gerade hier das verhängnisvolle Bild versteckt werden sollte. Wie wenig hatte er in jenen abgelebten Tagen an all das gedacht, was seiner wartete!

Doch es gab im Hause keinen anderen Raum, der vor neugierigen Augen so sicher war wie dieser. Er besaß den Schlüssel, und niemand anders konnte ihn betreten. Unter seiner Purpurdecke konnte das gemalte Gesicht auf der Leinwand tierisch, aufgedunsen und schmutzig werden. Was lag daran? Niemand konnte es sehen. Nicht einmal er selbst würde es sehen. Warum sollte er die gräßliche Fäulnis seiner Seele beobachten? Er behielt seine Jugend – das genügte. Und außerdem, konnte es nicht sein, daß er sich besserte? Es war kein Grund vorhanden, daß die Zukunft so schmachvoll sein mußte. Ihm konnte Liebe begegnen und ihn läutern und vor jenen Sünden beschirmen, die sich in seinem Geist und in seinem Fleisch bereits zu regen schienen vor jenen unbekannten, gestaltlosen Sünden, denen gerade das Rätselvolle die erlesene Feinheit und den Reiz verschaffte. Eines Tages würde vielleicht der grausame Zug um den scharlachroten, sinnlichen Mund verschwunden sein, und er könnte der Welt Basil Hallwards Meisterwerk zeigen.

Nein, das war unmöglich. Stunde um Stunde und Woche um Woche wurde das Leinwandgeschöpf älter. Es mochte der Scheußlichkeit der Sünde entgehen, aber die Scheußlichkeit des Alters war ihm vorbehalten. Die Wangen würden hohl oder schlaff werden. Gelbe Krähenfüße würden um die verblaßten Augen kriechen und sie zu einem gräßlichen Anblick machen. Das Haar würde seinen Glanz verlieren, der Mund klaffen oder herabsinken, einfältig oder plump, wie die Münder alter Leute nun einmal sind. Dann der verschrumpelte Hals, die kalten Hände mit den dicken blauen Adern, der gekrümmte Körper, wie er es von seinem Großvater in Erinnerung hatte, der in seiner Kindheit so streng gegen ihn gewesen war. Das Bild mußte verborgen gehalten werden. Da half nichts. »Bringen Sie es bitte herein, Mister Hubbard«, sagte er müde und drehte sich um. »Es tut mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Ich dachte an etwas anderes.«

»Ich freue mich immer über eine Ruhepause, Mister Gray«, antwortete der Rahmenmacher, der noch immer nach Luft schnappte. »Wo sollen wir es hintun, Sir?«

»Oh, irgendwohin. Hierher, das geht. Ich möchte nicht, daß

es aufgehängt wird. Lehen Sie es einfach an die Wand. Danke.«

»Darf man sich das Kunstwerk ansehen, Sir?«

Dorian erschrak. »Es würde Sie nicht interessieren, Mister Hubbard«, sagte er, wobei er den Mann im Auge behielt. Er fühlte sich imstande, sich auf ihn zu stürzen und ihn niederzuschlagen, wenn er es wagen sollte, den prächtigen Behang zu lüpfen, der das Geheimnis seines Lebens verbarg. »Ich brauche Sie jetzt nicht mehr zu bemühen. Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie die Freundlichkeit hatten, herzukommen.«

»Keine Ursache, keine Ursache, Mister Gray. Stehe Ihnen immer zur Verfügung, Sir.« Und damit trapste Mr. Hubbard die Treppe hinab, gefolgt von seinem Gesellen, der sich mit einem Ausdruck scheuer Verwunderung in dem derben, unschönen Gesicht nach Dorian umsah. Nie hatte er einen so wunderschönen Menschen gesehen.

Als das Geräusch ihrer Schritte erstorben war, verschloß Dorian die Tür und steckte den Schlüssel in die Tasche. Jetzt fühlte er sich sicher. Keiner würde je das gräßliche Ding sehen. Niemandes Augen als die seinen würden je seine Schande erblicken.

Wieder in der Bibliothek, stellte er fest, daß fünf Uhr eben vorbei und der Tee bereits serviert war. Auf einem kleinen Tisch aus dunklem, wohlriechendem Holz, der dicht mit Perlmutter inkrustiert war, einem Geschenk Lady Radleys, der Frau seines Vormunds, einer hübschen, sozusagen berufsmäßigen Kranken, die den vergangenen Winter in Kairo verbracht hatte, lag ein Briefchen von Lord Henry und daneben ein Buch in gelbem Pappeinband, der Deckel etwas beschädigt und der Schnitt nicht ganz sauber. Auf das Teebrett hatte man ein Exemplar der dritten Ausgabe der »St. James Gazette« gelegt. Offenbar war Victor zurückgekommen. Er hätte gern gewußt, ob er mit den Männern, als sie das Haus verließen, in der Diele zusammengetroffen war und aus ihnen herausgeholt hatte, was sie gemacht hatten. Sicherlich würde er das Bild vermissen – hatte es zweifellos bereits vermißt, als er den Teetisch deckte. Der Paravent war nicht zurückgestellt worden, und an der Wand gähnte ein heller Fleck. Vielleicht würde er ihn eines

Nachts dabei ertappen, wie er die Treppe hinaufschlich und die Tür zu dem Zimmer mit Gewalt zu öffnen suchte. Es war schrecklich, einen Spion im eigenen Hause zu haben. Er hatte von reichen Leuten gehört, die ihr Leben lang von einem Diener erpreßt wurden, der einen Brief gelesen oder ein Gespräch belauscht oder eine Karte mit einer Adresse aufgelesen oder unter einem Kissen eine verwelkte Blume oder einen Fetzen zerknitterter Spitze gefunden hatte.

Er seufzte, und nachdem er sich Tee eingegossen hatte, öffnete er Lord Henrys Billett. Es besagte nichts weiter, als daß er ihm die Abendzeitung und ein Buch schicke, das ihn vielleicht interessieren werde, und daß er um Viertel nach acht im Club sei. Lässig schlug er die »St. James« auf und überflog sie. Auf der fünften Seite fiel ihm ein Rotstiftstrich in die Augen. Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf folgende Notiz:

Leichenschau einer Schauspielerin. – Eine Leichenschau wurde heute morgen in der Glockenschenke, Hoxton Road, durch den Leichenbeschauer des Bezirks, Mr. Danby, an der Leiche von Sibyl Vane vorgenommen, einer jungen Schauspielerin, die zuletzt am Royal Theatre, Holborn, engagiert war. Es wurde auf Tod durch Unglücksfall erkannt. Viel Mitgefühl wurde der Mutter der Verstorbenen bekundet, die während ihrer eigenen Zeugenaussage und der von Dr. Birrell, der die Obduktion an der Verstorbenen vorgenommen hatte, sehr ergriffen war.

Er runzelte die Stirn, riß die Zeitung mitten entzwei, ging durch das Zimmer und warf die Stücke fort. Wie häßlich war das alles! Und wie gräßlich wahr machte Häßlichkeit die Dinge! Er ärgerte sich ein wenig über Lord Henry, daß er ihm den Bericht geschickt hatte. Und geradezu albern von ihm war es, daß er ihn mit Rotstift angestrichen hatte. Victor konnte ihn gelesen haben. Dafür konnte er mehr als genug Englisch.

Vielleicht hatte er ihn gelesen und argwöhnte bereits etwas. Und doch, was lag daran? Was hatte Dorian Gray mit Sibyl Vanes Tod zu schaffen? Da war nichts zu befürchten. Dorian Gray hatte sie nicht umgebracht.

Sein Blick fiel auf das gelbe Buch, das ihm Lord Henry geschickt hatte. Er war neugierig, was es sein mochte. Er ging zu

dem perlfarbenen, achteckigen kleinen Tischchen, das ihm immer wie das Werk merkwürdiger ägyptischer Bienen vorgekommen war, die Silber verarbeiteten, nahm den Band auf, warf sich in einen Lehnstuhl und begann die Seiten umzuschlagen. Wenige Minuten später war er völlig vertieft. Es war das ungewöhnlichste Buch, das er je gelesen hatte. Ihm war, als zögen in köstlichen Gewändern zu lieblichem Flötenklang die Sünden der Welt in stummem Schauspiel an ihm vorüber. Dinge, von denen er unklar geträumt hatte, wurden ihm plötzlich zur Wirklichkeit. Dinge, von denen er nie geträumt hatte, enthüllten sich ihm nach und nach.

Es war ein Roman ohne Handlung und mit nur einer einzigen Person, im Grunde genommen nichts weiter als eine psychologische Studie über einen jungen Pariser, der sein Leben damit verbrachte, im neunzehnten Jahrhundert alle Leidenschaften und Denkarten zu verwirklichen, die jedem Jahrhundert außer dem seinen angehörten, und in sich selbst die verschiedenen Sinnesarten, die der Weltgeist je durchlebt hatte, gleichsam zusammenzufassen, wobei er jene Entzagungen, welche die Menschen törichterweise Tugend genannt haben, um ihrer reinen Künstlichkeit willen ebenso liebte wie jene Auflehnungen der Natur, die von den Weisen immer noch Sünde genannt werden. Geschrieben war er in jenem merkwürdig blumigen, lebendigen und zugleich obskuren Stil, strotzend von Argot und Archaismen, Termini technici und kunstvollen Paraphrasen, der bezeichnend ist für das Werk einiger höchst vor trefflicher Künstler der französischen Symbolistenschule. Das Buch enthielt Metaphern, so widernatürlich wie Orchideen und ebensofein in der Farbe. Das Sinnenleben wurde in Ausdrücken der mystischen Philosophie beschrieben. Mitunter war man sich nicht ganz klar darüber, ob man die geistigen Ekstasen eines mittelalterlichen Heiligen las oder die morbiden Be kenntnisse eines modernen Sünders. Es war ein vergiftendes Buch. Der schwere Geruch des Weihrauchs schien seinen Seiten anzuhaf ten und das Hirn zu verwirren. Schon der Rhythmus der Satzperioden, die ausgeklügelte Monotonie ihres Wohlklangs, voll von komplizierten Kehrreimen und sorgfältig wiederholten Tempi, erzeugten in dem Geist des Jünglings, wie

er von Kapitel zu Kapitel fortschritt, eine Träumerei, eine Krankheit des Träumens, die ihn blind machte gegen den sinkenden Tag und die kriechenden Schatten.

Wolkenlos und von einem einzigen einsamen Stern durchbrochen, leuchtete ein kupfergrüner Himmel durch das Fenster. Er las weiter in seinem schwindenden Licht, bis er nicht mehr lesen konnte. Dann, nachdem ihn sein Diener mehrmals daran erinnert hatte, daß es schon spät sei, stand er auf, ging ins Nebenzimmer, legte das Buch auf den kleinen florentinischen Tisch, der immer an seinem Bett stand, und begann sich zum Essen umzukleiden.

Es war fast neun Uhr, ehe er im Club anlangte und Lord Henry fand, wie er allein und mit über die Maßen gelangweiltem Gesicht im Frühstückszimmer saß. »Es tut mir so leid, Harry«, rief er, »aber es ist wirklich ganz allein Ihre Schuld. Das Buch, das Sie mir schickten, hat mich so gefesselt, daß ich darüber die Zeit vergaß.«

»Ja, ich dachte mir schon, daß es Ihnen gefallen würde«, erwiderte sein Gastgeber und stand aus seinem Sessel auf.

»Ich hab nicht gesagt, daß es mir gefällt, Harry. Ich sagte, es hat mich gefesselt. Das ist ein großer Unterschied.«

»Ah, haben Sie das entdeckt?« murmelte Lord Henry. Und sie gingen in den Speisesaal.

ELFTES KAPITEL

Jahrelang konnte sich Dorian Gray nicht von dem Einfluß dieses Buches frei machen. Oder vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß er niemals versuchte, sich davon zu befreien. Er verschaffte sich aus Paris nicht weniger als neun Luxusausgaben der ersten Auflage und hatte sie in verschiedenen Farben binden lassen, so daß sie seinen verschiedenen Stimmungen und den wechselnden Neigungen seiner Natur entsprachen, über die er, wie es ihm zuweilen schien, fast völlig die Macht verloren hatte. Der Held, dieser erstaunliche junge Pariser, in dem die romantischen und wissenschaftlichen Anlagen auf so sonderbare Weise vermengt waren, wurde für ihn so etwas wie ein

im voraus geschaffenes Urbild seiner selbst. Und tatsächlich schien es ihm, als enthalte das ganze Buch die Geschichte seines eigenen Lebens, geschrieben, ehe er es gelebt hatte.

In einem Punkt war er glücklicher dran als der phantastische Held des Roman. Er kannte nicht – und hatte freilich auch keine Ursache dazu – diese etwas groteske Furcht vor Spiegeln und blanken Metalloberflächen und stilem Wasser, die den jungen Pariser so früh in seinem Leben überkam und die durch den jähen Verfall einer Schönheit verursacht wurde, die einst offensichtlich bemerkenswert gewesen war. Mit einer fast grausamen Freude – vielleicht hatte in fast jeder Freude so gewiß wie in jeder Lust die Grausamkeit ihren Platz – pflegte er den zweiten Teil des Buches zu lesen, mit seinem echt tragischen, wenn auch etwas überbetonten Bericht von dem Schmerz und der Verzweiflung eines Menschen, der selber verloren hatte, was er an anderen und in der Welt am höchsten schätzte.

Denn ihn schien die wunderbare Schönheit, die Basil Hallward und außer ihm noch viele andere so bezaubert hatte, niemals zu verlassen. Selbst jene, welche die ärgsten Dinge über ihn gehört hatten, denn von Zeit zu Zeit liefen seltsame Gerüchte über seine Lebensführung durch London und wurden zum Klatsch in den Klubs, konnten, sobald sie ihn sahen, nicht glauben, was ihm zur Schande gereichte. Er sah immer aus wie einer, der sich unbefleckt von der Welt bewahrt hatte. Männer, die zotige Reden führten, verstummten, wenn Dorian Gray den Raum betrat. In der Reinheit seines Gesichts lag etwas, das sie zurechtwies. Seine bloße Gegenwart schien in ihnen die Erinnerung an die Unschuld wachzurufen, die sie besudelt hatten. Sie wunderten sich darüber, wie ein so bezaubernder und anmutiger Mensch dem Makel einer Zeit hatte entgehen können, die ebenso schmutzig wie sinnlich war.

Oft, wenn er von einer jener geheimnisvollen und ausgedehnten Abwesenheiten heimkehrte, die befremdliche Vermutungen unter seinen Freunden oder jenen erregten, die sich dafür hielten, schlich er die Treppe hinauf zu dem verschlossenen Zimmer, öffnete die Tür mit dem Schlüssel, den er jetzt immer bei sich trug, stellte sich mit einem Spiegel vor das Bild, das Basil Hallward von ihm gemalt hatte und sah abwechselnd auf

das böse, alternde Leinwandgesicht und das schöne junge Antlitz, das ihn aus dem blanken Spiegel anlachte. Gerade die Schärfe des Gegensatzes pflegte seinen Sinn für Genuss anzuregen. Er wurde immer verliebter in seine Schönheit und immer interessierter an der Verderbnis seiner Seele. Mit peinlicher Sorgfalt und zuweilen mit einem ungeheuerlichen und schrecklichen Vergnügen prüfte er die häßlichen Linien, welche die runzlige Stirn durchzogen oder um den dicken, sinnlichen Mund krochen, wobei er sich mitunter fragte, was gräßlicher sei, die Zeichen der Sünde oder die Zeichen des Alters. Er legte seine weißen Hände neben die plumpen, aufgedunstenen Hände auf dem Bild und lächelte. Er verhöhnte den entstellten Körper und die verfallenden Glieder.

Freilich gab es Augenblicke, wenn er des Nachts schlaflos in seinem eigenen zarduftenden Gemach lag oder in dem schmutzigen Zimmer der kleinen, übelbeleumdeten Kneipe bei den Docks, die er unter angenommenem Namen und in Verkleidung häufig zu besuchen pflegte, Augenblicke, in denen er an das Verderben dachte, das er über seine Seele gebracht hatte, mit einem Mitleid, das um so mehr schmerzte, weil es ganz und gar selbstsüchtig war. Doch solche Augenblicke waren selten. Jene Neugier auf das Leben, die zuerst Lord Henry in ihm erregt hatte, als sie zusammen im Garten ihres Freundes saßen, schien mit der Befriedigung zu wachsen. Je mehr er kannte, um so mehr wünschte er kennenzulernen. Ein wahnsinriger Hunger war in ihm, der um so gieriger wurde, je mehr er darauf bedacht war, ihn zu stillen.

Dennoch war er nicht so wahrhaft leichtsinnig, jedenfalls nicht in seinen Beziehungen zur Gesellschaft. Ein- oder zweimal monatlich im Winter und an jedem Mittwochabend in der Saison öffnete er der Welt sein schönes Haus und ließ seine Gäste von den berühmtesten Musikern des Tages mit den Wundern ihrer Kunst bezaubern. Seine kleinen Diners, bei deren Vorbereitung ihm stets Lord Henry behilflich war, zeichneten sich ebenso sehr durch die sorgfältige Auswahl und Sitzordnung der Geladenen aus wie durch den erlesenen Geschmack, der sich in der Tischdekorlation mit ihren fein abgestimmten Arrangements exotischer Blumen, ihren gestickten Tafeldecken und ihrem alten Gold- und Silbergeschirr offenbarte. Tatsächlich gab es viele, vor allem un-

ter den sehr jungen Leuten, die in Dorian Gray die wahre Verkörperung eines Typs sahen oder zu sehen glaubten, von dem sie in Eton oder Oxford oft geträumt hatten, eines Typs, der etwas von der echten Kultur des Gelehrten mit der ganzen Anmut, Vornehmheit und den vollendeten Manieren eines Weltbürgers verband. Er schien ihnen zu der Gemeinschaft jener zu gehören, von denen Dante sagt, sie suchten »sich zu vervollkommen durch die Verehrung der Schönheit«. Wie Gautier war er einer, für den »die sichtbare Welt existiert«.

Und zweifellos war für ihn das Leben selbst die höchste, die bedeutendste aller Künste, für die alle anderen Künste nur eine Vorbereitung zu sein schienen. Die Mode, durch die das wirklich Launenhafte für einen Augenblick allgemein wird, und das Dandytum, das auf seine Weise ein Versuch ist, die absolute Modernität der Schönheit zu verfechten, hatten natürlich ihren Reiz für ihn. Seine Art, sich zu kleiden, und der besondere Stil, den er von Zeit zu Zeit bevorzugte, übten eine bemerkenswerten Einfluß auf die jungen Herren von Welt aus, welche die Mayfair-Bälle und die Fenster des Pall-Mall-Klubs bevölkerten und ihn in allem nachahmten, was er tat, und den zufälligen Reiz seiner anmutigen, von ihm nicht ganz ernst genommenen Modetörheiten ebenfalls hervorzubringen suchten.

Denn während er nur allzu bereit war, die gesellschaftliche Stellung einzunehmen, die ihm fast unmittelbar nach seiner Volljährigkeit geboten wurde, und während er ein köstliches Vergnügen empfand bei dem Gedanken, für das London seiner Zeit möglicherweise wirklich das zu werden, was einst für das Rom des Kaisers Nero der Verfasser des »Satyrikon« gewesen war, wünschte er doch im innersten Herzen, etwas mehr zu sein als ein bloßer *Arbiter elegantiarum**¹, den man über das Tragen eines Schmucks oder das Knoten einer Krawatte oder das Führen eines Spazierstocks befragte. Er suchte ein neues Lebensschema auszuarbeiten, das seine vernunftgemäße Philosophie und seine vorgeschriebenen Prinzipien haben sollte, um in der Vergeistigung der Sinne seine höchste Verwirklichung zu finden.

* lat.: Schiedsrichter des guten Geschmacks.

Die Verehrung der Sinne ist oft und sehr zu Recht geschmäht worden, da die Menschen instinktiv ein natürliches Angstgefühl vor Leidenschaften und Gemütsregungen empfinden, die stärker zu sein scheinen als sie selbst und von denen sie wissen, daß sie sie mit den weniger hochorganisierten Lebewesen teilen. Dorian Gray jedoch schien es, als sei die wahre Beschaffenheit der Sinne niemals verstanden worden und als seien sie nur deshalb wild und tierisch geblieben, weil die Menschen bestrebt gewesen waren, sie durch Aushungern zu unterdrücken oder durch Schmerz abzutöten, statt daß sie danach getrachtet hätte, sie zu Elementen einer neuen geistigen Anschabung zu machen, deren Hauptmerkmal ein feiner Instinkt für Schönheit sein sollte. Wenn er zurückblickte auf den Lauf des Menschen durch die Weltgeschichte, so quälte ihn ein Gefühl des Verlustes. Auf so vieles war verzichtet worden! Und mit so geringem Ergebnis! Es hatte wahnwitzige, starrsinnige Verdammungen gegeben, ungeheuerliche Formen der Selbststeiung und Selbstverleugnung, deren Ursprung Angst und deren Resultat eine unendlich schrecklichere Erniedrigung war als jene eingebildete Erniedrigung, der die Menschen in ihrer Unwissenheit zu entfliehen suchten, während die Natur in ihrer wunderbaren Ironie den Anachoreten hinaustreibt, auf daß er sich mit den wilden Tieren der Wüste nähere, und dem Eremiten die Tiere des Feldes zu Gefährten gibt.

Ja, es mußte, wie Lord Henry vorausgesagt hatte, ein neuer Hedonismus kommen, der das Leben neu erschuf und vor dem strengen, unschönen Puritanismus rettete, der in unseren Tagen seine merkwürdige Wiedergeburt erlebt. Zweifellos mußte er den Dienst am Geist enthalten, aber niemals durfte er sich eine Theorie oder ein System zu eigen machen, die das Opfer irgendeiner Erscheinungsform leidenschaftlichen Erlebens in sich schlossen. Sein Ziel mußte in der Tat das Erleben selbst sein, und nicht die Früchte der Erfahrung, mochten sie süß oder bitter sein. Er durfte weder von dem Asketismus, der die Sinne abtötet, noch von der gemeinen Verworfenheit, die sie abstumpft, etwas haben. Dagegen sollte er die Menschen lehren, sich auf die Augenblicke eines Lebens zu konzentrieren, das selbst nur ein Augenblick ist.

Es gibt wenige unter uns, die nicht mitunter vor dem Morgen grauen erwacht sind, entweder nach einer von jenen traumlosen Nächten, die uns in den Tod verliebt machen, oder nach einer von jenen Nächten des Grausens und der entstellten Lust, wenn durch die Kammern des Gehirns Phantome geistern, die schrecklicher sind als die Wirklichkeit selbst und erfüllt von jedem kräftigen Leben, das in altem Grotesken lauert und das der gotischen Kunst ihre dauernde Lebensfähigkeit gibt, da diese Kunst, so möchte man meinen, vor allem die Kunst jener ist, deren Geist getrübt ist von der Krankheit des Träumens. Langsam kriechen bleiche Finger durch die Vorhänge und scheinen zu zittern. In phantastischen schwarzen Formen schleichen stumme Schatten in die Zimmerecken und kauern sich dort zusammen. Draußen regen sich die Vögel im Laub oder hört man Menschen zur Arbeit gehen oder das Seufzen und Stöhnen des Windes, der von den Hügeln herabkommt und um das schweigende Haus streift, als fürchte er, die Schläfer zu wecken, und sei dennoch gezwungen, den Schlaf aus seiner purpurnen Höhle zu rufen. Schleier um Schleier dünner, dunkler Gaze hebt sich, und nach und nach erhalten die Dinge wieder Form und Farbe, und wir beobachten, wie der Morgen unserer Welt ihre alte Gestalt zurückgibt. Die stumpfen Spiegel werden wieder durch Ebenbilder belebt. Die Kerzen ohne Flamme stehen dort, wo wir sie zurückließen, und neben ihnen liegt das halb aufgeschnittene Buch, das wir studierten, oder die auf Draht gezogene Blume, die wir auf dem Ball trugen, oder der Brief, den wir zu lesen fürchteten oder den wir zu oft lasen. Nichts scheint uns verändert. Aus den unwirklichen Schatten der Nacht kommt das wirkliche Leben zurück, das wir kannten. Wir müssen es dort wieder aufnehmen, wo wir es verließen, und es beschleicht uns ein gräßliches Gefühl der Unumgänglichkeit, in dem gleichen ermüdenden Kreis stereotyper Gewohnheiten weiterhin Kraft aufzuwenden, oder eine wilde Sehnsucht, eines Morgens die Augen aufzuschlagen und eine Welt zu erblicken, die in der Dunkelheit zu unserer Lust neu geschaffen wurde, eine Welt, in der die Dinge neue Formen und Farben haben und verwandelt sind oder andere Geheimnisse besitzen, eine Welt, in der die Vergangenheit wenig oder gar keinen Platz hat

oder zumindest in keiner bewußten Form der Verpflichtung oder Reue weiterlebt, weil selbst die Erinnerung an eine Freude ihre Bitterkeit hat und den Erinnerungen an einen Genuss die Pein verbleibt.

Die Erschaffung solcher Welten wie dieser schien Dorian Gray das wahre Ziel des Lebens zu sein oder zu seinen wahren Zielen zu gehören, und auf seiner Suche nach Sensationen, die ebenso neu wie köstlich sein und das Element des Ungewöhnlichen enthalten sollten, das für die Romantik so wesentlich ist, pflegte er sich häufig gewisse Denkmäler anzueignen, von denen er wußte, daß sie in Wahrheit seiner Natur fremd waren, pflegte er sich ihren feinen Einflüssen hinzugeben und sie dann, wenn er gleichsam ihre Farbe eingefangen und seine geistige Neugier befriedigt hatte, mit jener merkwürdigen Gleichgültigkeit fallenzulassen, die nicht unvereinbar ist mit einer echten Inbrunst des Gemüts und nach Ansicht gewisser moderner Psychologen tatsächlich häufig eine Voraussetzung dafür ist.

Einmal wurde das Gerücht über ihn verbreitet, er sei im Begriff, zum römisch-katholischen Glauben überzutreten, und zweifellos hatte das katholische Ritual stets einen großen Reiz für ihn. Das tägliche Messopfer, das in der Tat ehrfurchtgebietender war als alle Opfer der Antike, erregte ihn ebensosehr durch seine herrliche Verwerfung der unleugbaren Sinne wie durch die primitive Einfachheit seiner Elemente und das ewige Pathos der menschlichen Tragödie, das es zu symbolisieren suchte. Er liebte es, auf dem kalten Marmorboden niederzuknien und den Priester zu beobachten, wie er in seiner steifen, mit Blumen bestickten Dalmatika langsam und mit weißen Händen den Vorhang des Tabernakels zur Seite schob oder die juwelenbesetzte, laternenförmige Monstranz mit der bleichen Hostie emporhob, die zuzeiten, wie man zu glauben geneigt wäre, tatsächlich das „panis coelestis“ ist, das Brot der Engel, oder wie er, in die Gewänder der Passion Christi gekleidet, die Hostie in den Abendmahlskelch brach und sich um seiner Sünden willen an die Brust schlug. Die qualmenden Weihrauchfässer, welche ernste Knaben in Spitzen und Scharlach wie große, goldfarbene Blumen in der Luft schwenkten, übten einen tiefen

Zauber auf ihn aus. Wenn er hinausging, blickte er bewundernd nach den schwarzen Beichtstühlen und sehnte sich danach, in ihrem dunklen Schatten zu sitzen und den Männern und Frauen zu lauschen, die ihm durch das abgegriffene Gitter die wahre Geschichte ihres Lebens zuflüsterten.

Niemals verfiel er jedoch in den Irrtum, seine geistige Entwicklung durch das förmliche Bekenntnis zu einem Glauben oder System aufzuhalten oder ein Haus, in dem man leben konnte, mit einem Wirtshaus zu verwechseln, das sich nur für eine Übernachtung schickt oder für ein paar nächtliche Stunden, wenn keine Sterne scheinen und der Mond in Kindsnöten liegt. Der Mystizismus mit seinem erstaunlichen Vermögen, uns gewöhnliche Dinge ungewöhnlich zu machen, und die geheime Antinomie, die ihn stets zu begleiten scheint, beschäftigten ihn eine Zeitlang; eine Weile neigte er den materialistischen Lehren der deutschen Bewegung des Darwinismus zu und fand einen merkwürdigen Gefallen daran, die Gedanken und Leidenschaften der Menschen zu irgendeiner perlgroßen Zelle im Gehirn oder einem weißen Nerv im Körper zurückzufolgen, wobei ihn die Vorstellung ergötzte, daß der Geist völlig abhängig war von bestimmten körperlichen Voraussetzungen, einerlei, ob diese nun krankhaft oder gesund, normal oder nicht normal waren. Dennoch schien ihm, wie bereits gesagt, keine Lebenstheorie irgendwelche Bedeutung zu haben im Vergleich zu dem Leben selbst. Es war ihm lebhaft bewußt, wie unfruchtbar alle geistige Spekulation ist, wenn sie von Tat und Versuch getrennt wird. Er wußte, daß die Sinne nicht weniger als die Seele ihre geistigen Geheimnisse zu offenbaren haben.

Und so pflegte er nun Parfüms zu studieren und die Geheimnisse ihrer Herstellung, indem er stark duftende Öle destillierte und wohlriechende orientalische Gummiharze verbrannte. Er erkannte, daß es keine Geistesstimmung gab, die nicht ihr Genenstück im Sinnenleben hatte, und verlegte sich darauf, ihre wahren Beziehungen zu entdecken, weil er wissen wollte, was im Weihrauch enthalten war, daß er mystisch mache, und in der Ambra, daß sie die Leidenschaften erregte, warum Veilchenduft die Erinnerung an vergangene Romanzen erweckte, Moschusgeruch das Gehirn verwirrte und der Geruch der

Champacblüte die Phantasie befleckt. Oft versuchte er, geradezu eine Psychologie der Parfüms auszuarbeiten und die verschiedenen Wirkungen süß duftender Wurzeln und wohlriechender, pollenträchtiger Blüten oder aromatischer Balsame und dunkler, würziger Hölzer zu berechnen, des Nardenöls, das Übelkeit erregt, der Hovenia, die Menschen wahnsinnig macht, und des Aloesaftes, von dem es heißt, er könne die Schwermut aus der Seele vertreiben.

Zu anderer Zeit widmete er sich völlig der Musik und pflegte in einem langen, getäfelten Raum mit rotgoldener Decke und olivgrün lackierten Wänden ungewöhnliche Konzerte zu geben, bei denen unbändige Zigeuner eine wilde Musik aus kleinen Zithern rissen oder ernste Tunesier in gelben Umhängen die straff gespannten Saiten ungeheurer Lauten zupften, während grinsende Neger monoton auf kupferne Trommeln schlügen und schlanke, beturbante Inder, die auf scharlachroten Matten hockten, auf langen Rohr- oder Messingpfeifen bliesen und riesige Brillenschlangen und gräßliche Hornvipern behexten oder zu behexen schienen. Die scharfen Intervalle und die schrillen Dissonanzen barbarischer Musik erregten ihn zu Zeiten, da Schuberts Anmut, Chopins schöne Trauer und sogar die mächtigen Harmonien Beethovens unbeachtet an sein Ohr drangen. Aus allen Teilen der Welt trug er die seltsamsten Instrumente zusammen, die aufzutreiben waren, entweder in den Gräbern toter Völker oder unter den wenigen wilden Stämmen, welche die Berührung mit der westlichen Welt überlebt haben, und er liebte es, sie zu spielen und auszuprobieren. Er besaß das geheimnisvolle Juruparis der Indianer vom Rio Negro, dessen Anblick den Frauen nicht gestattet ist und das selbst Jünglinge erst dann sehen dürfen, wenn sie sich Fasten und Geißelungen unterworfen hatten; ferner die tönernen Kruken der Peruaner, die wie schrille Vogelschreie klingen, und Flöten aus Menschenknochen, wie sie Alfonso de Ovalle in Chile hörte, und die klingenden grünen Jaspesteine, die bei Cuzco gefunden werden und einen Ton von einzigartiger Süße geben. Er besaß bemalte, mit Kieselsteinen gefüllte Kürbisse, die klapperten, wenn sie geschüttelt wurden; den langen Zinken der Mexikaner, durch den der Spieler nicht bläst, sondern die Luft ein-

zieht; die mißtönende Ture der Amazonasstämme, die von den Wachposten geblasen wird, welche den ganzen Tag über auf hohen Bäumen hocken, und die man auf eine Entfernung von drei Meilen hören soll; das Teponatzli, das zwei vibrierende Holzzungen hat und mit Stöcken geschlagen wird, auf die ein elastisches Gummiharz gestrichen ist, gewonnen aus dem milchigen Saft bestimmter Pflanzen; die Yotl-Schellen der Azteken, die in Trauben hängen wie Weinbeeren; und eine mächtige, mit den Häuten großer Schlangen bespannte, zylinderförmige Trommel, so wie jene, die Bernal Diaz sah, als er mit Cortez den mexikanischen Tempel betrat, und von deren klagentem Ton er uns eine so lebendige Schilderung hinterlassen hat. Die phantastische Beschaffenheit dieser Instrumente faszinierte ihn, und ein sonderbares Vergnügen bereitete ihm der Gedanke, daß die Kunst ebenso wie die Natur ihre Ausgebüten hat, Dinge von viehischer Gestalt und mit gräßlichen Stimmen. Nach einer gewissen Zeit wurde er ihrer jedoch überdrüssig und saß dann in seiner Opernloge, entweder allein oder mit Lord Henry, hörte sich hingerissen vor Entzücken den ‚Tannhäuser‘ an und sah in der Ouvertüre zu diesem großen Kunstwerk eine Wiedergabe der Tragödie seiner eigenen Seele.

Bei anderer Gelegenheit beschäftigte er sich mit dem Studium der Edelsteine und erschien bei einem Kostümball als Anne de Joyeuse, Admiral von Frankreich, in einem Anzug, der mit fünfhundertsechzig Perlen besät war. Diese Neigung fesselte ihn jahrelang, und man kann sogar sagen, daß sie ihn niemals verließ. Häufig verbrachte er den ganzen Tag damit, die verschiedenen Steine, die er gesammelt hatte, in ihren Kästen zu ordnen und wieder zu ordnen: den olivgrünen Chrysoberyll, der bei Lampenlicht rot wird, den Cymophan mit den drahtähnlichen Silberadern, den pistaziengrünen Chrysolith, rosenrote und weingelbe Topase, Karfunkelsteine von feurigem Scharlachrot mit flirrenden vierstrahligen Sternen, flammenrote Hessonite, orange und violette Spinelle und Amethyste mit ihren wechselnden Schichten von Rubin und Saphir. Er liebte das rote Gold der Sonnensteine und des Mondsteins Perlweiße und den gebrochenen Regenbogen des milchigen Opals. Aus Amsterdam verschaffte er sich drei Smaragde von ungewöhnlich-

cher Größe und Farbtiefe, und er besaß einen Türkis *>de la vieille roche**, um den ihn alle Kenner beneideten.

Er entdeckte auch erstaunliche Geschichten über Juwelen. In Alphonsons *>Clericalis Disciplina* wurde eine Schlange mit Augen aus echten Hyazinthsteinen erwähnt, und in der abenteuerlichen Geschichte Alexanders hieß es, der Eroberer von Emathia habe im Jordantal Schlangen gefunden, *>mit Halsbändern aus echten Smaragden, die ihnen auf dem Rücken wuchsen*. Philostratus erzählt, im Gehirn des Drachen habe ein Edelstein gesteckt, und *>durch den Anblick goldener Lettern und eines scharlachroten Gewandes* konnte das Ungeheuer in einen Zauberschlaf versetzt und erschlagen werden. Nach der Ansicht des großen Alchimisten Pierre de Boniface machte der Diamant einen Menschen unsichtbar, und der indische Achat machte ihn beredt. Der Karneol beschwichtigte den Zorn, der Hyazinthstein rief den Schlaf herbei, und der Amethyst verjagte die Weindünste. Der Granat trieb Dämonen aus, und der Hydropicus beraubte den Mond seiner Farbe. Der Selenit nahm mit dem Mond zu und ab, und der Meloceus, der Diebe entdeckt, konnte nur durch das Blut junger Zicklein angegriffen werden. Leonardus Camillus hatte gesehen, wie aus dem Gehirn einer eben getöteten Kröte ein weißer Stein entfernt wurde, der ein sicheres Mittel gegen Gift war. Der Bezoar, der im Herzen des arabischen Hirsches gefunden wurde, war ein Zaubermittel, das die Pest zu heilen vermochte. In den Nestern arabischer Vögel befanden sich Aspilaten, die nach Demokrit den Träger vor jeder Feuersgefahr bewahrten.

Der König von Ceylon ritt zu seiner Krönungsfeier mit einem großen Rubin in der Hand durch seine Stadt. Die Tore zum Palast Johannes des Presbyters waren *>aus Karneol, in den das Horn der ägyptischen Hornviper eingearbeitet war, so daß niemand Gift hereinbringen konnte*. Über dem Giebel befanden sich *>zwei goldene Äpfel mit zwei Karfunkeln darin*, so daß bei Tag das Gold leuchtete und die Karfunkel in der Nacht. In dem merkwürdigen Roman von Lodge, *>Eine amerikanische Perle*, stand zu lesen, im Schlafgemach der Königin sah man

* frz.: sinngemäß: kostbar, erlesen.

›alle züchtigen Damen der Welt aus ziseliertem Silber, die sich in schönen Spiegeln aus Chrysolithen, Karfunkeln, Saphiren und grünen Smaragden betrachteten‹. Marco Polo hatte gesehen, wie die Bewohner von Zipangu ihren Toten rosenfarbene Perlen in den Mund steckten. Ein Seeungeheuer war verliebt in die Perle, die der Taucher dem König Perozes brachte, und hatte den Dieb erschlagen und sieben Monde um den Verlust der Perle getrauert. Als die Hunnen den König in die große Grube lockten, warf er sie fort so erzählt Prokopius die Geschichte –, und sie wurde nie wieder gefunden, obgleich Kaiser Anastasius fünfhundert Zentner Goldstücke dafür bot. Der König von Malabar hatte einem Venezianer einen Rosenkranz von dreihundertvier Perlen gezeigt, für jeden Götzen, den er anbetete, eine Perle.

Als der Herzog von Valentinois, Sohn Alexanders VI., König Ludwig XII. von Frankreich besuchte, war sein Pferd, wie Brantôme berichtet, mit Goldblättern überladen, und sein Barett war mit Doppelreihen von Rubinen geschmückt, die ein herrliches Feuer ausstrahlten. Karl von England war in Steigbügeln geritten, die mit vierhunderteinundzwanzig Diamanten besetzt waren. Richard II. besaß einen mit Ballasrubinen übersäten Mantel im Werte von dreißigtausend Mark. Hall beschrieb Heinrich VIII. auf seinem Weg zum Tower vor der Krönung: Er trug ›ein Wams aus getriebenem Gold, dessen Brust mit Diamanten und anderen kostbaren Steinen geschmückt war, und um den Hals ein prächtiges Gehänge aus großen Ballasrubinen‹. Die Günstlinge Jakobs I. trugen in Goldfiligran gefaßte Smaragde als Ohrringe. Eduard II. schenkte Peter Gaveston eine Rüstung aus rotem Gold, die mit Hyazinthsteinen verziert war, einen Halsschutz aus goldenen Rosen, mit Türkisen besetzt, und eine mit Perlen ›übersäte‹ Sturmhaube. Heinrich II. trug mit Edelsteinen besetzte Handschuhe, die bis zum Ellbogen reichten, und zur Falkenbeize einen Stulphandschuh mit zwölf Rubinen und zweiundfünfzig großen Perlen. Der Herzogshut Karls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund, war mit birnenförmigen Perlen behängt und mit Saphiren besetzt.

Wie köstlich war das Leben einst gewesen! Wie glanzvoll in

seinem Prunk und Schmuck! Schon allein von dem Prachtaufwand der Toten zu lesen war wundervoll.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit Stickereien zu und den gewirkten Tapeten und Wandteppichen, die in den kalten Räumen der nordeuropäischen Völker die Fresken ersetzten. Als er den Gegenstand erforschte – und er besaß stets die außergewöhnliche Fähigkeit, sich völlig in das zu vertiefen, womit er sich im Augenblick beschäftigte –, wurde er fast traurig bei dem Gedanken an die Zerstörung, welche die Zeit über schöne und wunderbare Dinge brachte. Er wenigstens war dem entgangen. Sommer folgte auf Sommer, und die gelben Jonquillen blühten und welkten viele Male, und Nächte des Grausens wiederholten die Geschichte ihrer Schmach; er aber blieb unverändert. Kein Winter verdarb sein Gesicht oder entstellte seine blütengleiche Jugendfrische. Wie anders war es mit stofflichen Dingen! Wohin waren sie entschwunden? Wo war das prächtige, krokusfarbene Gewand, auf dem die Götter gegen die Giganten kämpften, von braunen Mädchen zum Ergötzen Athenas gewebt? Wo das Velarium, des Nero über das Kolosseum in Rom hatte breiten lassen, jenes purpurne Titanensegel, auf dem der bestirnte Himmel und Apollo dargestellt waren, wie er einen von weißen Rössern mit goldenem Zaumzeug gezogenen Wagen lenkte? Es verlangte ihn danach, die kunstvollen, für den Sonnenpriester gewebten Tafeltücher zu sehen, die mit den Leckerbissen und Fleischspeisen prunkten, die man sich bei einem Festmahl nur wünschen mochte; das Leichentuch König Chilperics mit seinen dreihundert goldenen Bienen; die phantastischen Gewänder, welche die Entrüstung des Bischofs von Pontus erregten und auf denen ›Löwen, Panther, Bären, Hunde, Wälder, Felsen, Jäger – kurzum alles, was ein Maler der Natur nachbilden kann‹ dargestellt waren; und den Rock, den einst Karl von Orleans trug, auf dessen Ärmel die Verse eines Liedes gestickt waren mit der Anfangszeile: ›Madame, je suis tout joyeux‹*, während die musikalische Begleitung zu den Worten mit goldenen Fäden eingewirkt und jede Note mit dem viereckigen Kopf jener Zeit aus vier Perlen gebildet war. Er las von

* frz.: Meine Herrin, fröhlich bin ich.

dem Gemach im Palast zu Reims, das man für die Königin Johanna von Burgund eingerichtet und ausgeschmückt hatte mit dreihunderteinundzwanzig gestickten Papageien, geziert mit dem Wappen des Königs, und fünfhunderteinundsechzig Schmetterlingen, deren Flügel gleicherweise das Wappen der Königin trugen, all das in Gold gearbeitet. Katharina von Medici hatte sich ein Trauerbett machen lassen aus schwarzem Samt, besät mit Mondsicheln und Sonnen. Seine Vorhänge waren aus Damast mit Laubgewinden und -girlanden auf goldenem und silbernem Grund und an den Rändern mit Perlenstikkerei gesäumt, und es stand in einem Raum, um den sich breite Streifen Silbertuch mit den aus schwarzem Samt geschnittenen Symbolen der Königin zogen. Ludwig XIV. hatte in seinem Gemach fünfzehn Fuß hohe, mit Gold verzierte Karyatiden. Das Prunkbett Sobieskis, des Königs von Polen, war aus Smyrnaer Goldbrokat, auf den mit Türkisen Verse aus dem Koran gestickt waren. Die Pfosten waren aus vergoldetem Silber, wunderschön ziseliert und verschwenderisch mit Medaillons aus Emaille und Edelsteinen besetzt. Es war aus einem Türkenlager vor Wien erbeutet worden, und unter der flimmernden Vergoldung des Betthimmels hatte die Fahne Mohammeds gestanden.

Und so suchte er ein ganzes Jahr lang die köstlichsten Proben von Geweben und Stickereien zusammenzutragen, die er nur finden konnte; er erwarb zarte Musseline aus Delhi, fein durchwoben mit Palmetten aus Goldfäden und benäht mit schillernden Käferflügeln; Gaze aus Dakka, die wegen ihrer Durchsichtigkeit im Orient unter dem Namen ›gewebte Luft‹, ›rinnendes Wasser‹ und ›Abendtau‹ bekannt ist; seltsam gemusterte Stoffe aus Java; kunstvoll gearbeitete chinesische Vorhänge; Bücher in lohfarbenen Atlas- oder hellblauen Seideeinbänden, mit *fleurs de lys**; Vögeln und Bildern durchwirkt; Schleier aus ungarischer Spitze; sizilianische Brokate und steife spanische Samte; georgische Handarbeiten mit ihren vergoldeten Münzen und japanische Foukousas mit ihrem grüngetönten Gold und ihren herrlich gefiederten Vögeln.

Eine besondere Leidenschaft hegte er auch für Kirchenge-

* frz.: Lilien.

wänder, wie freilich für alles, was mit dem Zeremoniell der Kirche verbunden war. In den langen Truhen aus Zedernholz, die sich in der Westgalerie seines Hauses aneinanderreihen, bewahrte er viele seltene und schöne Exemplare der Kleidung auf, welche die Braut Christi wahrlich tragen muß: Purpur, Juwelen und feines Linnen, um den bleichen, abgezehrten Leib zu verbergen, der erschöpft ist von dem Leiden, nach dem sie verlangt, und verwundet von selbstzugefügter Pein. Er besaß einen herrlichen Chorrock aus karmesinroter Seide und gold-durchwirktem Damast mit einem wiederkehrenden Muster golden Granatäpfel, die in stilisierten, sechsblättrigen Blütenkelchen steckten und zu beiden Seiten von dem aus Staubperlen gestickten Ananasmotiven eingerahmt waren. Die Goldverbrämungen waren in Felder aufgeteilt und stellten Szenen aus dem Leben der Heiligen Jungfrau dar, und auf die Mitra war mit farbiger Seide die Krönung der Heiligen Jungfrau gestickt. Das war eine italienische Arbeit aus dem 15. Jahrhundert. Ein anderer Chorrock war aus grünem Samt, mit herzförmig angeordneten Akanthusblättern bestickt, aus denen langstielige weiße Blüten wuchsen, von denen Einzelteile durch Silberfäden und farbige Kristalle hervorgehoben waren. Die Pektorale trug den Kopf eines Seraphs in Goldfiligran. Die Verbrämungen waren in einem Muster aus roter und goldener Seide gewebt und mit vielen Medaillons von Heiligen und Märtyrern besternt, darunter eines des heiligen Sebastian. Auch besaß er Meßgewänder aus bernsteinfarbener Seide, aus blauer Seide und aus Goldbrokat, aus gelbem Seidendamast und Goldstoff mit Darstellungen aus der Passion und der Kreuzigung Christi und bestickt mit Löwen und Pfauen und anderen Symbolen; ferner Dalmatiken aus weißem Atlas und rosa Seidendamast mit Tulpen und Delphinen und *fleurs de lys*; Altarantependien aus karmesinrotem Samt und blauem Leinen und viele Korporale, Hüllen für den Abendmahlsskelch und Schweißtücher. Den mystischen Verrichtungen, bei denen diese Dinge angewandt wurden, wohnte etwas inne, das seine Phantasie anregte.

Denn diese Schätze und alles, was er in seinem wunderschönen Haus angesammelt hatte, sollten ihm Mittel zum Vergessen sein, Dinge, die so beschaffen waren, daß er eine Zeitlang

der Furcht zu entrinnen vermochte, die ihm mitunter allzugroß erschien, um sie ertragen zu können. Mit eigener Hand hatte er an die Wände des einsamen, verschlossenen Zimmers, in dem er einen so großen Teil seiner Knabenjahre verbracht hatte, das entsetzliche Bild gehängt, dessen sich wandelnde Züge ihm die wirkliche Erniedrigung seines Lebens zeigten, und davor hatte er die purpurne und goldene Decke als Vorhang drapiert. Wochenlang ging er nicht hinauf, vergaß er das abscheuliche gemalte Ding und erlangte seine Sorglosigkeit zurück, seine wundervolle Fröhlichkeit, seine leidenschaftliche Hingabe an das bloße Dasein. Dann schlich er plötzlich eines Nachts aus dem Hause, ging zu den fürchterlichen Orten bei Blue Gate Fields und blieb dort tagelang, bis er davongejagt wurde. Wieder zurück, pflegte er sich vor das Bild zu setzen, wobei er mitunter Ekel vor ihm und sich selbst empfand, zu anderen Zeiten jedoch mit jenem Stolz des Individualisten darauf schaute, der schon den halben Reiz der Sünde ausmachte, und mit heimlichem Vergnügen über den entstellten Schatten lächelte, der die Bürde zu tragen hatte, die seine hätte sein sollen.

Einige Jahre später konnte er es nicht mehr aushalten, längere Zeit von England entfernt zu sein, und gab die Villa in Trouville auf, die er sich mit Lord Henry geteilt hatte, wie auch das kleine Haus mit den weißen Mauern in Algier, in dem sie mehr als einen Winter verbracht hatten. Es war ihm abscheulich, von dem Bild getrennt zu sein, das einen so großen Teil seines Lebens ausmachte, und überdies fürchtete er, in seiner Abwesenheit könne jemand Zugang zu dem Raum erlangen, trotz der vortrefflich gearbeiteten Riegel, die er an der Tür hatte anbringen lassen.

Ihm war durchaus klar, daß es niemandem etwas erzählen würde. Zwar bewahrte das Bild bei aller Schändlichkeit und Häßlichkeit des Gesichts immer noch eine deutliche Ähnlichkeit mit ihm, aber was konnte man daraus ersehen? Jeden, der ihn zu verhöhnen suchte, würde er auslachen. Er hatte es nicht gemalt. Was ging es ihn an, wie gemein und schändlich es aussah? Und würden sie es überhaupt glauben, selbst wenn er es ihnen erzählte?

Dennoch hatte er Angst. Manchmal, wenn er sich in seinem

großen Haus in Nottingham aufhielt und die eleganten jungen Leute seines Standes bewirtete, mit denen er vor allem Umgang pflegte, und die Grafschaft durch den üppigen Luxus und die verschwenderische Pracht seiner Lebensweise in Staunen versetzte, verließ er plötzlich seine Gäste und jagte nach London zurück, um zu sehen, ob sich niemand an der Tür zu schaffen gemacht habe und ob das Bild noch da war. Was, wenn es gestohlen wäre? Dann würde die Welt bestimmt sein Geheimnis erfahren. Vielleicht ahnte die Welt es bereits?

Denn während er viele bezauberte, gab es nicht wenige, die ihm mißtrauten. Um ein Haar wäre er in einem Westend-Klub, zu dessen Mitgliedschaft seine Herkunft und seine gesellschaftliche Stellung ihn vollauf berechtigten, bei der Abstimmung durchgefallen, und es hieß, einmal, als ihn ein Freund in das Rauchzimmer des Churchill-Klubs geführt habe, seien der Herzog von Berwick und noch ein Herr in auffallender Weise aufgestanden und gegangen. Merkwürdige Geschichten über ihn liefen um, nachdem er sein fünfundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Es ging das Gerücht, man habe ihn in einem erbärmlichen Loch von Kneipe am äußersten Ende von Whitechapel mit ausländischen Matrosen lärmten sehen und er habe Umgang mit Dieben und Falschmünzern und kenne die Geheimnisse ihres Gewerbes. Seine ungewöhnlichen Abwesenheiten wurden stadtbekannt, und wenn er dann wieder in der Gesellschaft auftauchte, wurde in den Ecken gewispert, oder man ging naserümpfend an ihm vorbei oder sah ihn mit kalten, forschenden Augen an, als sei man entschlossen, sein Geheimnis zu entdecken.

Von solchen Ungebührlichkeiten und den Versuchen, ihm Nichtachtung zu erweisen, nahm er natürlich keine Notiz, und nach Ansicht der meisten Leute waren sein offenes, freundliches Wesen, sein bezauberndes, knabenhafte Lächeln und die unendliche Anmut jener wunderbaren Jugend, die ihn nie zu verlassen schien, eine hinreichende Antwort auf die Verleumdungen – denn so bezeichneten sie es –, die über ihn umliefen. Dennoch bemerkte man, daß ihn einige seiner ehemals intimsten Freunde nach einer gewissen Zeit zu meiden schienen. Frauen, die ihn schwärmerisch angebetet, die um seinetwillen

jedem gesellschaftlichen Tadel getrotzt und der Konvention die Stirn geboten hatten, sah man vor Scham und Schrecken erbleichen, wenn Dorian Gray den Raum betrat.

Diese gewisperten Verlästerungen erhöhten jedoch in den Augen vieler seinen ungewöhnlichen Reiz. Sein großes Vermögen war ein zuverlässiges Element der Sicherheit. Die Gesellschaft, zumindest die zivilisierte Gesellschaft, findet sich niemals leicht bereit, etwas Nachteiliges von solchen zu glauben, die sowohl reich wie bezaubernd sind. Sie fühlt instinktiv, daß Manieren wichtiger sind als Moral, und nach ihrer Ansicht ist die höchste Ehrbarkeit viel weniger wertvoll als der Besitz eines guten Kochs. Und außerdem ist es ein sehr armseliger Trost, wenn einem erzählt wird, der Mann, der einem ein schlechtes Essen oder erbärmlichen Wein vorgesetzt hat, sei in seinem Privatleben ohne Tadel. Nicht einmal die Kardinaltugenden können mit lauwarmen Vorspeisen versöhnen, wie Lord Henry einmal bemerkte, als über dieses Thema gesprochen wurde, und vermutlich läßt sich viel zugunsten seiner Ansicht vorbringen. Denn die Gesetze der guten Gesellschaft sind die gleichen wie die Gesetze der Kunst, oder sie sollten es zumindest sein. Die Form ist für sie eine absolute Notwendigkeit. Sie sollte die Würde einer Zeremonie haben wie auch deren Unwirklichkeit und sollte den täuschenden Charakter eines romantischen Schauspiels mit dem Witz und der Schönheit verbinden, die uns dergleichen Stücke so ergötzlich machen. Ist Täuschung etwas so Schreckliches? Ich glaube nicht. Sie ist nur eine Methode, durch die wir unsere Persönlichkeit vervielfältigen können.

Das war jedenfalls Dorian Grays Meinung. Er pflegte sich über die seichte Psychologie jener zu verwundern, die sich das menschliche Ich als etwas Einfaches, Beständiges, Verlässliches und im Wesen Einschichtiges vorstellen. Für ihn war der Mensch ein Wesen mit Myriaden Leben und Myriaden Empfindungen, ein kompliziertes, vielgestaltiges Geschöpf, das seltsame Vermächtnisse an Denken und Leidenschaft in sich trug und dessen Fleisch sogar von den ungeheuerlichen Krankheiten der Toten angesteckt war. Er liebte es, durch die öde, kalte Bildergalerie seines Landhauses zu schlendern und die Porträts

jener zu betrachten, deren Blut in seinen Adern floß. Da war Philipp Herbert, von Francis Osborne in seinen »Erinnerungen an die Regierungen Königin Elisabeths und König Jakobs« als ein Mann beschrieben, der »wegen seines hübschen Gesichts, das ihm nicht lange verblieb, vom Hofe verhätschelt wurde«. War es das Leben des jungen Herbert, das er zuweilen führte? War irgendein seltsamer Giftkern von Körper zu Körper geschlichen, bis er den seinen erreichte? Hatte irgendein unklares Gefühl für jene zerstörte Anmut ihn so plötzlich und fast ohne Anlaß bewogen, in Basil Hallwards Atelier den wahnsinnigen Wunsch zu äußern, der sein Leben so verändert hatte?

Hier stand in goldgesticktem rotem Wams, in einem mit Juwelen besetzten Überrock, dessen Kragen und Manschetten mit Gold eingefaßt waren, Sir Anthony Sherard, seine Rüstung in Silber und Schwarz zu Füßen. Was war dieses Mannes Vermächtnis? Hatte ihm der Geliebte Johannas von Neapel ein Erbteil der Sünde und Schande hinterlassen? Waren seine eigenen Handlungen nur die Träume, die der Tote nicht zu verwirklichen gewagt hatte? Hier lächelte von der verblichenen Leinwand Lady Elisabeth Devereux herab mit ihrer Gaze-haube, einem Brustplatz aus Perlen und mit rosa Schlitzärmeln. In der Rechten hielt sie eine Blume, und ihre Linke umfing ein emailliertes Halsband aus weißen und Damaszener Rosen. Auf einem Tisch neben ihr lagen eine Mandoline und ein Apfel. Ihre spitzen kleinen Schuhe trugen große, grüne Rosetten. Er kannte ihr Leben und die sonderbaren Geschichten, die über ihre Liebhaber erzählt wurden. Hatte er etwas von ihrem Charakter? Diese ovalen Augen mit den schweren Lidern schienen ihn neugierig zu betrachten. Was hatte er von George Wiloughby mit seinem gepuderten Haar und den phantastischen Schönheitspflasterchen? Wie böse er blickte! Das Gesicht war mürrisch und dunkel, und die sinnlichen Lippen schienen sich vor Verachtung zu krümmen. Zarte Spitzenkrausen fielen über die mageren gelben Hände, die mit Ringen überladen waren. Er war ein Stutzer des 18. Jahrhunderts und in seiner Jugend der Freund Lord Ferrars gewesen. Was hatte er von dem zweiten Lord Beckenham, dem Gefährten des Prinzregenten in dessen wildester Zeit und einem der Zeugen bei seiner heimlichen

Trauung mit Mrs. Fitzherbert? Wie stolz und schön er war mit seinen kastanienbraunen Locken und der anmaßenden Haltung! Welche Leidenschaften hatte er ihm vererbt? Die Welt hatte ihn für infam gehalten. Er hatte die Orgien in Carlton House angeführt. Der Stern des Hosenbandordens glitzerte auf seiner Brust. Neben ihm hing das Porträt seiner Gemahlin, einer bleichen, dünnlippigen Frau in Schwarz. Auch ihr Blut regte sich in ihm. Wie sonderbar all das anmutete! Und seine Mutter mit ihrem Lady-Hamilton-Gesicht und ihren feuchten, weinbenetzten Lippen – was er von ihr mitbekommen hatte, wußte er. Von ihr hatte er seine Schönheit und seine Leidenschaft für die Schönheit anderer. In ihrem lockeren Bacchantinnengewand lachte sie ihn an. Weinblätter steckten in ihrem Haar. Purpur floß aus dem Becher, den sie hielt. Die Fleischtöne der Malerei waren verblaßt, aber die Augen waren immer noch wundervoll in ihrer Tiefe und dem Leuchten der Farbe. Sie schienen ihm zu folgen, wohin er auch ging.

Doch so wie in seinem eigenen Geschlecht hatte man auch Vorfahren in der Literatur, viele davon waren einem vielleicht in Typ und Charakter noch näher verwandt und übten zweifellos einen Einfluß aus, dessen man sich noch nicht entschiedener bewußt war. Es gab Zeiten, in denen es Dorian Gray schien, als sei die Geschichte in ihrer Gesamtheit nichts weiter als der Bericht seines eigenen Lebens, nicht wie er es in Taten und Verhältnissen gelebt, sondern wie es seine Phantasie für ihn erschaffen hatte, wie es in seinem Hirn und in seinen Leidenschaften gewesen war. Ihm war, als hätte er sie alle gekannt, jene sonderbaren, schrecklichen Gestalten, die über die Bühne der Welt geschritten waren und die Sünde so wundervoll gemacht und das Böse mit solcher Feinheit erfüllt hatten. Es schien ihm, als sei auf irgendeine geheimnisvolle Weise ihr Leben das seine gewesen.

Dem Helden des wunderbaren Romans, der so sehr auf sein Leben eingewirkt hatte, war diese merkwürdige Einbildung ebenfalls bekannt gewesen. Im siebenten Kapitel erzählte er, wie er, mit Lorbeer bekränzt, damit ihn der Blitz nicht treffe, als Tiberius in einem Garten auf Capri gesessen und die schändlichen Bücher von Elephantis gelesen habe, während

Zwerge und Pfauen um ihn herumstolzierten und der Flötenspieler den Weihrauchschwenker verspottete, und wie er als Caligula mit den grünbekittelten Pferdeknechten in ihren Ställen gezecht und gemeinsam mit einem Pferd, dessen Stirnband von Edelsteinen strotzte, aus einer elfenbeinernen Krippe gegessen habe, und wie er als Domitian durch einen von Marmorriegeln gesäumten Gang gewandert sei, mit wilden Augen um sich schauend nach dem Abglanz des Dolches, der seine Tage enden sollte, und wie er krank war an jener Langeweile, jenem schrecklichen *Tedium vitae**¹, das über solche kommt, denen das Leben nichts versagt, und wie er durch einen klaren Smaragd auf die blutigen Schlachtbänke im Zirkus geblickt hatte und dann in einer Sänfte von Perlen und Purpur, auf silberbeschlagenen Maultieren durch die Straße der Granatäpfel zu einem Haus von Gold getragen worden sei und gehört habe, wie die Leute, an denen er vorbeikam, Nero Cäsar riefen, und wie er als Elagabalus sein Gesicht mit Farben bemalt und unter den Frauen am Spinnrocken gearbeitet und von Karthago den Mond geholt habe, um ihn in mystischer Ehe der Sonne zu vermählen.

Wieder und wieder las Dorian dieses phantastische Kapitel sowie die zwei unmittelbar darauffolgenden, in denen wie auf kunstvollen Wandteppichen oder geschickt gearbeiteten Emaille die grausig schönen Gestalten derer abgebildet waren, die Laster, Abstammung und Überdruß zu Scheusalen oder wahnhaft gemacht hatten: Filippo, der Herzog von Mailand, der sein Weib erschlagen und ihre Lippen mit einem scharlachroten Gift bemalt hatte, damit ihr Geliebter den Tod sauge von dem toten Geschöpf, das er liebkoste. Pietro Barbi, der Venezianer, bekannt als Paul II., der sich in seiner Eitelkeit das Prädikat Formosus zulegen wollte und dessen Tiara im Werte von zweihunderttausend Gulden um den Preis schrecklicher Sünden erkauft worden war; Gian Maria Visconti, der Hunde zur Jagd auf lebende Menschen benutzte und dessen Leichnam nach der Ermordung von einer Hure, die ihn geliebt hatte, mit Rosen bedeckt wurde; der Borgia auf seinem weißen Roß, an

* lat.: Lebensüberdruß.

dessen Seite der Brudermörder ritt und dessen Mantel befleckt war mit dem Blut Perottos; Pietro Riario, der junge Kardinal-Erzbischof von Florenz, Kind und Lustknabe Sixtus' IV., dessen Schönheit nur seiner Lasterhaftigkeit gleichkam und der Leonora von Aragon in einem Zelt aus weißer und karmesinroter Seide empfing, das von Nymphen und Zentauren strotzte, und der einen Knaben vergoldete, damit er beim Festmahl als Ganimed oder Hylas aufwarte; Ezzelin, dessen Schwermut nur durch das Schauspiel des Todes geheilt werden konnte und der eine Leidenschaft für rotes Blut hatte wie andere Menschen für roten Wein – der Sohn des Teufels, wie er genannt wurde, der seinen Vater beim Würfeln betrogen hatte, als er mit ihm um die eigene Seele spielte; Giambattista Cibo, der aus Hohn den Namen Innozenz annahm und in dessen träge Adern von einem jüdischen Arzt das Blut dreier Jünglinge eingespritzt wurde; Sigismondo Malatesta, der Geliebte Isottas und Gebieteter über Rimini, dessen Bildnis, weil er als ein Feind Gottes und der Menschen galt, in Rom verbrannt wurde, der Polysenna mit einem Mundtuch erdrosselte und Ginevra d'Este in einem Becher aus Smaragd Gift reichte und der zu Ehren einer schändlichen Leidenschaft einen Heidentempel für den christlichen Gottesdienst erbaute; Karl VI., der seines Bruders Weib so besessen liebte, daß ihn ein Aussätziger vor dem Wahnsinn warnte, der über ihn kommen werde, und der, als sein Hirn krank und wunderlich geworden war, nur durch sarazenische Spielkarten beruhigt werden konnte, auf denen Liebe, Tod und Wahnsinn abgebildet waren; und in seinem geschmückten Wams, dem juwelenbesetzten Barett und den akanthusgleichen Locken Grifonetto Baglioni, der Astorre und dessen Braut und Simonetto und dessen Pagen erschlug und dessen Schönheit so groß war, daß jene, die ihn gehaßt hatten, nicht anders konnten als weinen, als er in dem gelben Säulengang zu Perugia im Sterben lag, und daß ihn Atalanta, die ihn verflucht hatte, nun segnete.

Ein schrecklicher Zauber wohnte all diesen Menschen inne. Er sah sie des Nachts, und bei Tag erregten sie seine Phantasie. Die Renaissance kannte sonderbare Arten zu vergiften – zu vergiften mit einem Helm und einer angezündeten Fackel,

durch einen bestickten Handschuh und einen edelsteinbesetzten Fächer, durch eine vergoldete Parfümkugel und durch eine Bernsteinkette. Dorian Gray war durch ein Buch vergiftet worden. Es gab Augenblicke, da er im Bösen nur ein Mittel sah, durch das er seinen Begriff vom Schönen verwirklichen konnte.

ZWÖLFTES KAPITEL

Es war am 9. November, dem Vorabend seines achtunddreißigsten Geburtstages, wie er sich später oft erinnerte. Er ging gegen elf Uhr von Lord Henry heim, bei dem er zu Abend gegessen hatte, und war in einen schweren Pelz gehüllt, da die Nacht kalt und neblig war. An der Ecke von Grosvenor Square und South Audley Street ging ein Mann im Nebel an ihm vorüber, mit sehr schnellem Schritt und den Kragen seines grauen Ulsters hochgeschlagen. Er trug eine Reisetasche in der Hand. Dorian erkannte ihn. Es war Basil Hallward. Ein seltsames Gefühl der Furcht, das er sich nicht erklären konnte, überkam ihn. Er gab kein Zeichen, daß er ihn erkannt hatte, und ging rasch weiter in Richtung seines Hauses. Doch Hallward hatte ihn gesehen. Dorian hörte, wie er zuerst auf dem Bürgersteig stehenblieb und ihm dann nacheilte. Wenige Augenblicke später lag Hallwards Hand auf seinem Arm.

»Dorian! Welch außerordentlich glücklicher Zufall! Ich habe seit neun Uhr in Ihrer Bibliothek auf Sie gewartet. Schließlich bekam ich Mitleid mit Ihrem müden Diener und sagte ihm, als er mich hinausließ, er solle zu Bett gehen. Ich fahre mit dem Mitternachtzug nach Paris und hatte den ganz besonderen Wunsch, Sie vor meiner Abreise noch zu sehen. Mir war so, als wären Sie es oder vielmehr Ihr Pelzmantel, als Sie an mir vorbeigingen. Aber ich war nicht ganz sicher. Haben Sie mich nicht erkannt?«

»In diesem Nebel, mein lieber Basil? Ich kann ja nicht einmal Grosvenor Square erkennen. Ich glaube, mein Haus muß hier irgendwo in der Nähe sein, aber ich bin durchaus nicht sicher. Schade, daß Sie wegfahren; ich habe Sie seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Aber vermutlich werden Sie bald zurückkommen?«

»Nein, ich werde ein halbes Jahr von England fort sein. Ich habe die Absicht, mir in Paris ein Atelier zu nehmen und mich dort einzuschließen, bis ich ein großes Bild vollendet habe, das mir vorschwebt. Aber nicht über mich wollte ich mit Ihnen sprechen. Lassen Sie mich einen Augenblick mit hineinkommen. Ich muß Ihnen etwas sagen.«

»Es würde mich freuen. Aber werden Sie auch nicht Ihren Zug verpassen?« sagte Dorian Gray matt, während er die Vortreppe hinaufging und mit seinem Schlüssel die Tür öffnete.

Das Lampenlicht kämpfte sich durch den Nebel, und Hallward blickte auf seine Uhr. »Ich habe noch viel Zeit«, antwortete er. »Der Zug geht nicht vor Viertel nach zwölf, und jetzt ist es erst elf. Wirklich, ich war gerade auf dem Weg in den Club, um Sie zu suchen, als ich Sie traf. Ich werde nicht durch Gepäck aufgehalten werden, da ich alle schweren Sachen vorausgeschickt habe. In dieser Reisetasche ist alles, was ich bei mir haben muß, und ich kann ohne Schwierigkeit in zwanzig Minuten am Victoria-Bahnhof sein.«

Dorian sah ihn an und lächelte. »Welch eine Art zu reisen für einen berühmten Maler! Eine Reisetasche und ein Ulster! Kommen Sie herein, sonst dringt der Nebel ins Haus. Und denken Sie daran, daß Sie über nichts Ernstes sprechen. Nichts ist heutzutage ernst. Zumaldest sollte es nichts sein.«

Hallward schüttelte den Kopf, als er eintrat, und folgte Dorian in die Bibliothek. Ein helles Holzfeuer brannte lodernd in dem großen offenen Kamin. Die Lampen waren angezündet, und auf einem kleinen eingelegten Tisch standen ein offener, holländischer Spirituosenbehälter aus Silber, einige Siphons mit Sodawasser und große, geschliffene Gläser.

»Wie Sie sehen, Dorian, hat es mir Ihr Diener gemütlich gemacht. Er hat mir alles gegeben, was ich brauchte, einschließlich Ihrer besten Zigaretten mit Goldmundstück. Er ist ein überaus gastfreundlicher Mensch. Er gefällt mir viel besser als der Franzose, den Sie früher hatten. Was ist übrigens aus dem Franzosen geworden?«

Dorian zuckte die Achseln. »Ich glaube, er hat die Zofe von Lady Radley geheiratet und sie in Paris als englische Schneiderin etabliert. Angloomanie soll dort im Augenblick sehr in Mode

sein. Es kommt einem albern vor von den Franzosen, nicht wahr? Aber – wissen Sie – er war durchaus kein schlechter Diener. Ich mochte ihn nie, aber ich hatte mich über nichts zu beklagen. Oft bildet man sich Dinge ein, die ganz absurd sind. Er war mir wirklich sehr ergeben und schien ganz traurig zu sein, als er ging. Noch einen Brandy mit Soda? Oder möchten Sie lieber einen Hochheimer mit Selters? Bestimmt sind nebenan irgendwelche Flaschen.«

»Danke, ich möchte nichts mehr«, sagte der Maler, legte Mütze und Mantel ab und warf sie über die Reisetasche, die er in die Ecke gestellt hatte. »Und nun, mein lieber Freund, möchte ich ernsthaft mit Ihnen reden. Schauen Sie nicht so finster drein. Sie machen es mir dadurch nur viel schwerer.«

»Was soll das alles?« rief Dorian in seiner launischen Art und warf sich auf das Ruhebett. »Hoffentlich nicht über mich. Ich habe mich heute nacht satt. Ich würde gern jemand anders sein.«

»Doch über Sie«, antwortete Hallward mit seiner ernsten, tiefen Stimme, »und ich muß es Ihnen sagen. Ich werde Sie nur eine halbe Stunde aufhalten.«

Dorian seufzte und zündete sich eine Zigarette an. »Eine halbe Stundel!« murmelte er.

»Das ist nicht zuviel von Ihnen verlangt, Dorian, und es ist nur zu Ihrem Besten, wenn ich spreche. Ich halte es für richtig, daß Sie erfahren sollten, welche überaus schrecklichen Dinge in London über sie erzählt werden.«

»Ich wünsche nichts davon zu erfahren. Ich liebe Klatsch über andere Leute, aber Klatsch über mich interessiert mich nicht. Er besitzt nicht den Reiz der Neuheit.«

»Er muß Sie interessieren, Dorian. Jeder Gentleman ist an seinem guten Ruf interessiert. Sie wollen doch nicht, daß die Leute von Ihnen als von etwas Gemeinem und Verworfenem reden? Natürlich haben Sie Ihre Stellung im Leben, Ihren Reichtum und all dergleichen. Aber Stellung und Reichtum sind nicht alles. Wohlgemerkt, ich schenke diesen Gerüchten durchaus keinen Glauben. Zum mindest kann ich sie nicht glauben, wenn ich Sie sehe. Die Sünde ist etwas, das sich einem Menschen ins Gesicht schreibt. Sie läßt sich nicht verbergen.«

Die Leute schwatzen mitunter von geheimen Lastern. So etwas gibt es nicht. Wenn ein Nichtswürdiger ein Laster besitzt, so offenbart es sich in den Linien seines Mundes, in den herabhängenden Lidern, sogar in der Form seiner Hände. Im vergangenen Jahr kam jemand – ich möchte seinen Namen nicht nennen, aber Sie kennen ihn – zu mir, um sich malen zu lassen. Ich hatte ihn vorher nie gesehen und damals auch nie etwas über ihn gehört, wenn ich auch seitdem eine ganze Menge über ihn gehört habe. Er bot mir eine verschwenderische Bezahlung. Ich wies ihn ab. An der Form seiner Finger war etwas, das meinen Abscheu erregte. Ich weiß jetzt, daß ich völlig recht hatte mit dem, was ich über ihn dachte. Sein Leben ist fürchterlich. Sie dagegen, Dorian, mit Ihrem reinen, klaren und unschuldigen Gesicht und Ihrer wundervollen, ungetrübten Jugend – was geben Sie vorgebracht wird, davon kann ich nichts glauben. Und doch sehe ich Sie sehr selten, und Sie kommen jetzt nie mehr in mein Atelier, und wenn ich Ihnen fern bin und all diese abscheulichen Dinge höre, welche die Leute über sie flüstern, dann weiß ich nicht, was ich sagen soll. Wie kommt es, Dorian, daß ein Mann wie der Herzog von Berwick den Raum eines Klubs verläßt, wenn Sie ihn betreten? Wie kommt es, daß so viele Gentlemen in London weder in Ihr Haus kommen noch Sie in das ihre einladen? Sie waren mit Lord Staveley befreundet. Ich traf ihn letzte Woche bei einem Essen. Zufällig fiel Ihr Name im Gespräch in Verbindung mit den Miniaturen, die Sie für die Ausstellung im Dudley House zur Verfügung gestellt haben. Staveley warf die Lippen auf und sagte, Sie mögen zwar einen hochkünstlerischen Geschmack besitzen, seien jedoch ein Mann, den kein Mädchen mit reinem Gemüt kennen dürfte und mit dem keine anständige Frau im selben Zimmer sitzen sollte. Ich erinnerte ihn daran, daß ich Ihr Freund sei, und fragte ihn, was er meine. Er sagte es mir. Er sagte es mir freiweg vor allen Leuten. Es war schrecklich! Warum ist Ihre Freundschaft so verhängnisvoll für junge Leute? Da war dieser unglückliche junge Mann bei der Garde, der Selbstmord beging. Sie waren sein bester Freund. Da war Sir Henry Ashton, der mit einem Makel auf seinem Namen England verließ. Sie und er waren unzertrennlich. Was war mit Adrian Singleton und

seinem schrecklichen Ende? Was mit Lord Kents einziger Sohn und seiner Laufbahn? Ich begegnete gestern in der St. James Street seinem Vater. Er schien von Scham und Kummer gebrochen. Was war mit dem jungen Herzog von Perth? Was für ein Leben führt er jetzt? Welcher Gentleman würde noch mit ihm verkehren?«

»Halt, Basil. Sie reden über Dinge, von denen Sie nichts verstehen«, sagte Dorian Gray mit einem Ton unendlicher Verachtung in der Stimme und biß sich auf die Lippen. »Sie fragen mich, warum Berwick den Raum verläßt, wenn ich ihn betrete. Weil ich alles über sein Leben weiß, nicht weil er etwas aus dem meinen weiß. Wie kann seine Vergangenheit sauber sein bei dem Blut, das in seinen Adern fließt? Sie fragen mich nach Henry Ashton und dem jungen Perth. Habe ich den einen seine Laster gelehrt und den anderen seine Ausschweifungen? Wenn sich Kents alberner Sohn seine Frau von der Straße holt, was geht mich das an? Wenn Adrian Singleton den Namen seines Freundes auf einen Wechsel schreibt, bin ich sein Hüter? Ich weiß, wie die Leute in England klatschen. Die Mittelklassen machen ihren moralischen Vorurteilen an ihren ungepflegten Mittagstischen Luft und flüstern über das, was sie die Ruchlosigkeiten der Vornehmen nennen, um den Eindruck zu erwecken, als stünden sie in engem Verkehr und auf vertrautem Fuß mit den Leuten, die sie verlästern. In diesem Land genügt es, wenn ein Mensch vornehm ist und Geist besitzt, daß sich jede gemeine Zunge an ihm wetzt. Und was für ein Leben führen diese Leute selber, die sich für moralisch ausgeben? Mein lieber Freund, Sie vergessen, daß wir im Heimatland der Heuchler leben.«

»Dorian«, rief Hallward, »darum handelt es sich nicht. Ich weiß, England ist schlimm genug und die englische Gesellschaft durchweg im Unrecht. Das ist der Grund, warum ich Sie sauber zu sehen wünsche. Sie sind nicht sauber gewesen. Man darf mit Recht einen Menschen danach beurteilen, wie er auf seine Freunde einwirkt. Ihre Freunde scheinen jedes Gefühl für Ehre, Güte und Sauberkeit zu verlieren. Sie haben sie mit einer wahnsinnigen Genußsucht erfüllt. Ihre Freunde sind in den Abgrund gestiegen. Und Sie haben sie dort hingeführt. Ja, Sie ha-

ben sie dort hingeführt, und dennoch können Sie lächeln, wie Sie jetzt lächeln. Und es gibt noch Schlimmeres. Ich weiß, daß Sie und Harry unzertrennlich sind. Schon aus diesem, wenn aus keinem anderen Grunde, hätten Sie den Namen seiner Schwester nicht zum Schimpf machen dürfen.«

»Nehmen Sie sich in acht, Basil. Sie gehen zu weit.«

»Ich muß sprechen, und Sie müssen mich anhören. Sie werden mich anhören. Als Sie Lady Gwendolen kennenlernten, hatte nicht ein Hauch von Verleumdung sie je berührt. Gibt es jetzt noch eine einzige anständige Frau in London, die mit ihr in den Park fahren würde? Nicht einmal ihre Kinder dürfen bei ihr leben. Es gibt noch andere Geschichten – Geschichten, man habe Sie im Morgengrauen aus schrecklichen Häusern schleichen und verkleidet in die übelsten Lasterhöhlen Londons kriechen sehen. Sind sie wahr? Können sie wahr sein? Als ich sie zum erstenmal hörte, lachte ich darüber. Höre ich sie jetzt, dann lassen sie mich schaudern. Was ist mit Ihrem Landhaus und dem Leben, das Sie dort führen? Dorian, Sie wissen nicht, was über Sie geredet wird. Ich will nicht behaupten, daß ich nicht die Absicht hätte, Ihnen eine Predigt zu halten. Ich erinnere mich, daß Harry einmal gesagt hat, jeder, der eine Vorliebe dafür hat, den Pastor herauszukehren, beginne mit dieser Beteuerung und breche dann umgehend sein Wort. Ich will Ihnen eine Predigt halten. Ich will Sie ein Leben führen sehen, das der Welt Achtung abnötigt. Ich will, daß Sie einen sauberen Namen und ein makelloses Zeugnis führen. Ich will, daß Sie sich diese gräßlichen Leute vom Halse schaffen, mit denen Sie verkehren. Zucken Sie nicht so mit den Achseln. Seien Sie nicht so gleichgültig. Sie besitzen einen erstaunlichen Einfluß. Benutzen Sie ihn zum Guten, nicht zum Bösen. Es heißt, Sie verdürben jeden, mit dem Sie intim werden, und es genüge vollauf, daß Sie ein Haus betreten, um eine irgendwie geartete Schande nach sich zu ziehen. Ich weiß nicht, ob das zutrifft. Wie sollte ich es wissen? Aber es wird von Ihnen behauptet. Mir werden Dinge mitgeteilt, daß ein Zweifel ausgeschlossen scheint. Lord Gloucester war in Oxford einer meiner besten Freunde. Er hat mir einen Brief gezeigt, den ihm seine Frau schrieb, als sie in ihrer Villa in Mentone einsam im Sterben lag. Ihr Name war in die schrecklichste Beichte einbe-

zogen, die ich je gelesen habe. Ich sagte ihm, das sei absurd – ich kenne Sie durch und durch, und Sie seien dergleichen unfähig. Sie kennen? Ich frage mich, ob ich Sie wirklich kenne. Ehe ich das beantworten könnte, müßte ich Ihre Seele sehen.«

»Meine Seele sehen!« stieß Dorian Gray leise hervor, sprang von dem Ruhebett auf und wurde fast weiß vor Furcht.

»Ja«, erwiderte Hallward ernst und mit einem tiefen Ton des Schmerzes in der Stimme, »Ihre Seele sehen. Aber das kann nur Gott.«

Ein bitteres Hohngelächter sprang von den Lippen des Jüngeren. »Sie sollen sie sehen, heute nacht!« rief er und nahm eine Lampe vom Tisch. »Kommen Sie, es ist das Werk Ihrer eigenen Hände. Warum sollten Sie es sich nicht ansehen? Sie können der Welt hinterher alles darüber erzählen, was Sie wollen. Niemand würde Ihnen glauben. Und wenn man Ihnen glaubte, würde man mich deswegen nur noch mehr lieben. Ich kenne unsere Zeit besser als Sie, mögen Sie auch noch so weit-schweifig über sie schwatzen. Kommen Sie, sage ich. Sie haben genug über Verderbnis geplappert. Jetzt sollen Sie sie von Angesicht zu Angesicht sehen.«

Eine wahnsinnige Überheblichkeit lag in jedem Wort, das er äußerte. In seiner knabenhafte anmaßenden Art stampfte er mit dem Fuß auf. Er empfand eine grausige Freude bei dem Gedanken, daß ein anderer sein Geheimnis teilen sollte und daß der Mann, der das Bild gemalt hatte, diesen Ursprung all seiner Schmach, für den Rest seines Lebens mit der gräßlichen Erinnerung an das, was er geschaffen hatte, belastet sein würde.

»Ja«, fuhr er fort, wobei er näher zu ihm trat und ihm unverwandt in die ernsten Augen blickte, »ich werde Ihnen meine Seele zeigen. Sie sollen das Ding sehen, das, wie Sie meinen, nur Gott sehen kann.«

Hallward fuhr zurück. »Dorian, das ist Blasphemie!« rief er. »Sie dürfen solche Dinge nicht sagen. Sie sind schrecklich und haben überhaupt nichts zu bedeuten.«

»Meinen Sie?« Wieder lachte er.

»Ich weiß es. Was ich Ihnen heute nacht gesagt habe, geschah zu Ihrem Besten. Sie wissen, daß ich Ihnen stets ein getreuer Freund gewesen bin.«

»Versuchen Sie nicht, mich zu rühren. Sagen Sie alles, was Sie zu sagen haben.«

Ein jähes Aufblodern von Schmerz zuckte über das Gesicht des Malers. Er hielt einen Augenblick inne, und ein heftiges Gefühl des Mitleids überkam ihn. Welches Recht hatte er schließlich, sich forschend in Dorian Grays Leben zu drängen? Wenn er auch nur ein Zehntel von dem getan hatte, was über ihn geredet wurde, wie sehr mußte er dann gelitten haben! Dann richtete er sich auf, ging zu dem Kamin und blieb dort stehen, den Blick auf die brennenden Scheite mit ihrer Asche wie Rauhreif und ihren zuckenden Flammenherzen gerichtet.

»Ich warte, Basil«, sagte der junge Mann mit harter, klarer Stimme.

Er drehte sich um. »Was ich zu sagen habe, ist folgendes«, rief er. »Sie müssen mir eine Antwort geben auf diese fürchterlichen Beschuldigungen, die gegen Sie erhoben werden. Wenn Sie mir sagen, daß sie von Anfang bis Ende völlig falsch sind, werde ich Ihnen glauben. Leugnen Sie, Dorian, leugnen Sie! Können Sie denn nicht sehen, was ich durchmache? Mein Gott! Sagen Sie mir nicht, daß Sie schlecht, verdorben und schändlich seien.«

Dorian Gray lächelte. Ein Zug von Verachtung lag um seine Lippen. »Kommen Sie hinauf, Basil«, sagte er ruhig. »Ich führe ein Tagebuch über mein Leben, Tag für Tag, und niemals verläßt es den Raum, in dem es geschrieben wird. Ich werde es Ihnen zeigen, wenn Sie mit mir kommen.«

»Ich werde mit Ihnen kommen, Dorian, wenn Sie es wünschen. Wie ich sehe, habe ich meinen Zug verpaßt. Das macht nichts. Ich kann auch morgen fahren. Alles, was ich will ist eine klare Antwort auf meine Frage.«

»Die werden Sie oben erhalten. Hier könnte ich sie nicht geben. Sie werden nicht lange zu lesen haben.«

DREIZEHNTES KAPITEL

Er ging aus dem Zimmer und begann hinaufzusteigen, dicht gefolgt von Basil Hallward. Sie gingen leise, wie Menschen es des Nachts unwillkürlich tun. Die Lampe warf phantastische Schatten auf Wand und Treppe. Ein aufkommender Wind ließ ein paar Fenster klappern.

Als sie den obersten Treppenabsatz erreicht hatten, stellte Dorian die Lampe auf den Boden, holte den Schlüssel heraus und drehte ihn im Schloß um. »Sie bestehen darauf, zu wissen, Basil?« fragte er mit leiser Stimme. »Ja.«

»Das freut mich«, erwiederte er lächelnd. Dann fügte er etwas grob hinzu: »Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der berechtigt ist, alles über mich zu wissen. Sie haben mehr mit meinem Leben zu tun gehabt, als Sie glauben«, und er nahm die Lampe auf, öffnete die Tür und ging hinein. Ein kalter Luftzug fuhr an ihnen vorbei, und das Licht zuckte für einen Augenblick in einer Flamme von düsterem Orange auf. Er schauderte. »Schließen Sie die Tür hinter sich«, flüsterte er, während er die Lampe auf den Tisch stellte.

Hallward schaute mit einem verdutzten Ausdruck um sich. Das Zimmer sah aus, als wäre es seit Jahren nicht mehr bewohnt. Ein verblichener flämischer Wandteppich, ein verhängtes Bild, eine alte italienische Truhe und ein fast leerer Bücherregal – das war alles, was es außer einem Stuhl und einem Tisch zu enthalten schien. Als Dorian Gray eine halb niedergebrannte Kerze anzündete, die auf dem Kaminsims stand, sah der Maler, daß der Raum über und über mit Staub bedeckt und daß der Teppich zerlöchert war. Ein Maus lief raschelnd hinter der Täfelung. Ein feuchter Modergeruch lag in der Luft.

»Sie glauben also, daß nur Gott die Seele sehen kann, Basil? Ziehen Sie den Vorhang beiseite, und Sie werden die meine sehen.« Die Stimme, die sprach, war kalt und grausam.

»Sie sind wahnsinnig, Dorian, oder Sie spielen eine Rolle«, murmelte Hallward und runzelte die Stirn.

»Sie wollen nicht? Dann muß ich es selbst tun«, sagte der junge Mann, und er riß den Vorhang von der Stange und schleuderte ihn zu Boden.

Ein Ausruf des Entsetzens kam von den Lippen des Malers, als er in dem trüben Licht das abscheuliche Gesicht auf der Leinwand erblickte, das ihn angrinste. In seinem Ausdruck lag etwas, das ihn mit Ekel und Widerwillen erfüllte. Gütiger Himmel! Es war Dorian Grays Gesicht, das er sah! Das Grauenvolle, was es auch sein mochte, hatte die wunderbare Schönheit noch nicht völlig zerstört. Es war immer noch etwas Gold in dem sich lichtenden Haar und ein wenig Scharlach auf dem sinnlichen Mund. Die verquollenen Augen hatten etwas von dem Liebreiz ihrer Bläue bewahrt, die edel geschwungenen Linien der gemeißelten Nüstern und des plastischen Halses waren noch nicht ganz verschwunden. Ja, es war Dorian Gray. Aber wer hatte es gemalt? Ihm war, als erkenne er seinen eigenen Pinselstrich, und den Rahmen hatte er selbst entworfen. Der Gedanke war ungeheuerlich, und doch erschrak er. Er griff nach der angezündeten Kerze und hielt sie vor das Bild. In der linken Ecke stand sein Name, in langen, zinnoberroten Buchstaben hingeworfen.

Es war eine widerwärtige Parodie, eine infame, gemeine Satire. Nie und nimmer hatte er das gemalt. Dennoch war es sein Bild. Er wußte es, und er hatte das Gefühl, als habe sich sein Blut von einem Augenblick zum andern aus Feuer in träges Eis verwandelt. Sein Bild! Was bedeutete das? Warum hatte es sich verändert? Er drehte sich um und sah Dorian Gray mit den Augen eines Kranken an. Sein Mund verzerrte sich, und seine ausgedörrte Zunge schien unfähig, Worte zu formen. Er strich sich mit der Hand über die Stirn. Sie war feucht von kaltem Schweiß.

Der junge Mann lehnte am Kaminsims und beobachtete ihn mit jenem sonderbaren Ausdruck, wie man ihn auf den Gesichtern von Menschen sieht, die völlig aufgehen in einem Stück, wenn ein großer Künstler spielt. Es lag darin weder echter Schmerz noch echte Freude. Es war einfach die Leidenschaft des Zuschauers, vielleicht mit einem Flackern des Triumphes in den Augen. Er hatte die Blume aus dem Knopfloch genommen und roch daran, oder tat wenigstens so.

»Was bedeutet das?« rief Hallward endlich. Seine Stimme klang ihm selber schrill und seltsam in den Ohren.

»Vor Jahren, als ich noch ein Knabe war«, sagte Dorian Gray, während er die Blume in seiner Hand zerdrückte, »begegneten Sie mir, schmeichelten Sie mir und lehrten Sie mich, auf meine Schönheit eitel zu sein. Eines Tages stellten Sie mich einem Freund von Ihnen vor, der mir das Wunder der Jugend erklärte, und beendeten Sie ein Bild von mir, das mir das Wunder der Schönheit offenbarte. In einem wahnsinnigen Augenblick, von dem ich selbst jetzt noch nicht weiß, ob ich ihn bedaure oder nicht, sprach ich einen Wunsch aus, Sie würden ihn vielleicht ein Gebet nennen ...«

»Ich erinnere mich! Oh, wie gut ich mich daran erinnere! Nein! Die Sache ist unmöglich. Der Raum ist feucht. Moder ist in die Leinwand gedrungen. Die Farben, die ich benutzte, enthielten irgendein elendes mineralisches Gift. Ich sage Ihnen, die Sache ist unmöglich.«

»Ach, was ist unmöglich?« murmelte der junge Mann, während er zum Fenster ging und die Stirn an die kalte, vom Nebel getrübte Scheibe lehnte. »Sie sagten mir, Sie hätten es vernichtet.«

»Irrtum. Es hat mich vernichtet.«

»Ich glaube nicht, daß es mein Bild ist.«

»Können Sie nicht Ihr Ideal darin erkennen?« sagte Dorian bitter.

»Mein Ideal, wie Sie es nennen ...«

»Wie Sie es nannten.«

»Darin lag nichts Böses, nichts Schimpfliches. Sie waren mir ein Ideal, wie ich es nie wieder finden werde. Dies ist das Gesicht eines Satyrs.«

»Es ist das Gesicht meiner Seele.«

»Christus! Was muß ich angebetet haben! Es hat die Augen eines Teufels!«

»Jeder von uns trägt Himmel und Hölle in sich, Basil«, rief Dorian mit einer wilden Gebärde der Verzweiflung.

Hallward wandte sich wieder dem Bild zu und starrte es an. »Mein Gott! Wenn das wahr ist«, rief er aus, »Und wenn Sie das aus Ihrem Leben gemacht haben, dann müssen Sie sogar noch schlimmer sein, als die Leute, die gegen Sie sprechen, von Ihnen glauben!« Er hielt das Licht empor zu der Leinwand und

untersuchte sie. Die Oberfläche schien völlig unberührt und ganz so, wie er sie verlassen hatte. Offensichtlich war jene Fäulnis, jenes Grauenvolle von innen gekommen. Durch eine sonderbare Verschärfung des Innenlebens fraß der Aussatz der Sünde das Bild langsam weg. Das Verfaulen eines Leichnams in einem nassen Grab war nicht so fürchterlich.

Seine Hand zitterte, und die Kerze fiel aus der Tülle des Leuchters zu Boden und blieb knisternd liegen. Er trat sie mit dem Fuß aus. Dann warf er sich auf den gebrechlichen Stuhl, der am Tisch stand, und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Gütiger Gott, Dorian, Welch eine Lehre! Welch eine furchtbare Lehre!« Es kam keine Antwort, aber er konnte den jungen Mann am Fenster schluchzen hören. »Beten Sie, Dorian, beten Sie«, murmelte er. »Wie war das, was uns in der Kindheit gelehrt wurde? ›Föhre uns nicht in Versuchung. Vergib uns unsere Schuld. Erlöse uns von dem Übel.‹ Wir wollen es zusammen sagen. Das Gebet Ihres Übermuts ist erhört worden. Das Gebet Ihrer Reue wird ebenfalls erhört werden. Ich habe Sie zu sehr angebetet. Dafür bin ich gestraft worden. Sie selbst haben sich zu sehr angebetet. Wir sind beide gestraft worden.«

Dorian Gray wandte sich langsam um und sah ihn mit Augen an, die von Tränen verdunkelt waren. »Es ist zu spät, Basil«, stammelte er.

»Es ist nie zu spät, Dorian. Lassen Sie uns niederknien und versuchen, ob wir uns nicht an ein Gebet erinnern können. Steht nicht irgendwo ein Vers: ›Und wenn deine Sünden wie Scharlach wären, so will ich sie dennoch weiß machen wie Schnee.‹?«

»Solche Worte bedeuten mir jetzt nichts mehr.«

»Still! Sagen Sie das nicht. Sie haben genug Böses in Ihrem Leben getan. Mein Gott! Sehen Sie, wie uns das verwünschte Ding anschließt?«

Dorian Gray schaute auf das Bild, und plötzlich überkam ihn ein unbändiges Gefühl des Hasses gegen Basil Hallward, als wäre es ihm von dem Bild auf der Leinwand eingegeben, von jenen grinsenden Lippen ins Ohr geflüstert worden. Die wahnsinnigen Leidenschaften eines gehetzten Tieres tobten in ihm, und er verabscheute den am Tisch sitzenden Mann mehr, als er

in seinem ganzen Leben je etwas verabscheut hatte. Er blickte wild um sich. Etwas schimmerte auf dem Deckel der bemalten Truhe, die ihm gegenüberstand. Sein Blick fiel darauf. Er wußte, was es war. Es war ein Messer, das er vor einigen Tagen heraufgebracht hatte, um ein Stück Schnur abzuschneiden, und das er vergessen hatte, wieder mitzunehmen. Langsam bewegte er sich darauf zu, wobei er an Hallward vorbei mußte. Sobald er hinter ihm war, griff er danach und drehte sich um. Hallward rührte sich auf seinem Stuhl, als wolle er aufstehen. Er stürzte sich auf ihn, grub ihm das Messer in die große Ader hinter dem Ohr, drückte den Kopf des Mannes auf den Tisch und stieß wieder und wieder zu.

Ein gepreßtes Stöhnen war zu hören und die gräßlichen Laute eines Menschen, der im Blut erstickt. Dreimal fuhren die ausgestreckten Arme wie im Krampf empor, zuckten groteske Hände mit steifen Fingern in der Luft. Er stach noch zweimal zu, aber der Mann rührte sich nicht mehr. Etwas begann auf den Boden zu tropfeln. Er wartete einen Augenblick, wobei er immer noch den Kopf niederdrückte. Dann warf er das Messer auf den Tisch und lauschte.

Er konnte nichts hören, nur das Tropf-tropf auf den fadenscheinigen Teppich. Er öffnete die Tür und trat hinaus auf den Treppenabsatz. Das Haus war völlig still. Niemand war wach. Ein paar Sekunden stand er über das Geländer gebeugt und spähte hinab in den schwarzen, wallenden Brunnen der Dunkelheit. Dann holte er den Schlüssel hervor, kehrte ins Zimmer zurück und schloß sich ein.

Das Wesen saß immer noch auf dem Stuhl, mit gebeugtem Kopf, gekrümmtem Rücken und langen, phantastischen Armen über den Tisch hingestreckt. Wäre nicht der rote, gezackte Riß im Nacken gewesen und die geronnene schwarze Lache unter dem Tisch, die sich langsam ausbreitete, so hätte man gemeint, der Mann schlafte nur.

Wie schnell das alles getan war! Er fühlte sich seltsam ruhig, er ging zu der Fenstertür, öffnete sie und trat auf den Balkon. Der Wind hatte den Nebel fortgeblasen, und der Himmel glich einem ungeheuren Pfauenrad, mit Myriaden goldener Augen besternt. Er blickte hinunter und sah den Polizisten, der seine

Runde machte und den langen Lichtstrahl seiner Laterne über die Türen der schweigenden Häuser gleiten ließ. Das rote Auge eines streunenden Hansom glomm an der Ecke auf und verschwand dann. Eine Frau mit flatterndem Schal schlich langsam an den Gitterzäunen entlang und taumelte hin und her. Ab und zu blieb sie stehen und spähte zurück. Einmal begann sie mit heiserer Stimme zu singen. Der Polizist kam herangeschlendert und sagte etwas zu ihr. Lachend stolperte sie weiter. Ein bitterkalter Windstoß fegte über den Platz. Die Gaslaternen flackerten und wurden blau, und die entlaubten Bäume schüttelten ihre harten, schwarzen Äste hin und her. Er fröstellte, ging zurück und schloß die Balkontür hinter sich.

Als er die Zimmertür erreicht hatte, drehte er den Schlüssel um und öffnete. Nicht einen Blick warf er noch auf den Ermordeten. Ihm schien, das Geheimnis der ganzen Sache sei, sich der Situation nicht bewußt zu werden. Der Freund, der Schöpfer des verhängnisvollen Bildes, dem er sein ganzes Elend zu verdanken hatte, war aus seinem Leben verschwunden. Das genügte.

Dann erinnerte er sich an die Lampe. Sie war ein recht ungewöhnliches Stück maurischen Kunsthandwerks aus mattem Silber, eingelegt mit Arabesken aus brüniertem Stahl und mit ungeschliffenen Türkisen besetzt. Vielleicht mochte sie der Diener vermissen, und Fragen würden gestellt werden. Er zögerte einen Augenblick, dann wandte er sich um und nahm sie vom Tisch. Dabei mußte er den Toten sehen. Wie still er war! Wie schrecklich weiß die langen Hände aussahen! Er glich einer gräßlichen Wachsfigur. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, schlich er leise hinab. Das Holzwerk knarrte und schien wie im Schmerz aufzuschreien. Mehrmals blieb er stehen und wartete. Nein, alles war ruhig. Es war nur der Laut seiner eigenen Tritte.

Als er in der Bibliothek angelangt war, erblickte er in der Ecke die Reisetasche und den Mantel. Sie mußten irgendwo versteckt werden. Er schloß ein Geheimfach in der Täfelung auf, ein Fach, in dem er seine seltsamen Verkleidungen aufbewahrte, und legte sie hinein. Später konnte er sie ohne Schwierigkeiten verbrennen. Dann zog er seine Uhr. Es war zwanzig Minuten vor zwei.

Er setzte sich und begann zu überlegen. Jedes Jahr – nahezu jeden Monat – wurden in England Leute für das, was er getan hatte, gehängt. Ein Mordwahnsinn hatte in der Luft gelegen. Irgendein glühender Stern war der Erde zu nahe gekommen Und doch, welch ein Beweis lag gegen ihn vor? Basil Hallward hatte um elf das Haus verlassen. Niemand hatte ihn wieder hereinkommen sehen. Der größte Teil der Dienerschaft befand sich in Selby Royal. Sein Kammerdiener war zu Bett gegangen ... Paris! Ja. Nach Paris war Basil gefahren, und mit dem Mitternachtzug, wie es seine Absicht gewesen war. Bei seinen merkwürdig reservierten Gewohnheiten würde es Monate dauern, ehe irgendein Argwohn erwachte. Monate! Lange vorher konnte alles vernichtet werden.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er zog seinen Pelzmantel an, setzte den Hut auf und ging in die Diele. Dort blieb er stehen, da er den langsamen, schweren Schritt des Polizisten draußen auf dem Bürgersteig hörte und das Aufblitzen der Blendlaterne als Widerschein am Fenster sah. Er wartete und hielt den Atem an.

Wenige Augenblicke später zog er den Riegel zurück, schlüpfte hinaus und schloß ganz leise die Tür hinter sich. Dann begann er zu läuten. Nach etwa fünf Minuten erschien sein Kammerdiener, halb angekleidet und sehr verschlafen aussehend.

»Tut mir leid, daß ich Sie wecken mußte, Francis«, sagte er beim Eintreten, »aber ich habe meinen Schlüssel vergessen. Wieviel Uhr ist es?«

»Zehn Minuten nach zwei, Sir«, antwortete der Diener mit einem blinzelnden Blick auf die Uhr.

»Zehn Minuten nach zwei? Wie gräßlich spät! Sie müssen mich morgen um neun wecken. Ich habe etwas zu erledigen.«

»Sehr wohl, Sir.«

»War heute abend jemand da?«

»Mister Hallward, Sir. Er blieb bis elf und ging dann, um seinen Zug zu erreichen.«

»Oh! Schade, daß ich ihn nicht gesehen habe. Hat er eine Nachricht hinterlassen?«

»Nein, Sir, nur, daß er Ihnen aus Paris schreiben würde, falls er Sie im Klub nicht antreffen sollte.«

»Gut, Francis. Vergessen Sie nicht, mich morgen um neun zu wecken.«

»Nein, Sir.«

Der Diener schlurfte in seinen Pantoffeln davon.

Dorian Gray warf Hut und Mantel auf den Tisch und ging in die Bibliothek. Eine Viertelstunde wanderte er im Zimmer auf und ab, biß sich auf die Lippen und dachte nach. Dann nahm er das Blaubuch aus einem der Bücherregale und blätterte nach. »Alan Campbell, Mayfair, Hertford Street 152.« Ja, das war der Mann, den er brauchte.

VIERZEHNTES KAPITEL

Um neun Uhr am nächsten Morgen kam sein Diener mit einer Tasse Schokolade auf einem Tablett und öffnete die Fensterläden. Dorian schlief völlig friedlich, er lag auf der rechten Seite, eine Hand unter der Wange. Er sah aus wie ein Knabe, der vom Spiel oder vom Lernen ermüdet ist.

Der Diener mußte ihn zweimal an der Schulter berühren, ehe er aufwachte, und als er die Augen öffnete, flog ein leichtes Lächeln über seine Lippen, als wäre er in einem köstlichen Traum befangen. Er hatte jedoch überhaupt nicht geträumt. Seine Nacht war weder durch Bilder der Freude noch der Pein gestört worden. Doch Jugend lächelt auch ohne Grund. Das macht einen ihrer höchsten Reize aus.

Er drehte sich um, stützte sich auf den Ellbogen und begann seine Schokolade zu schlürfen. Die milde Novembersonne flutete ins Zimmer. Der Himmel war klar, und eine laue Wärme lag in der Luft. Es war fast wie ein Morgen im Mai.

Nach und nach schlichen auf leisen, blutbefleckten Füßen die Ereignisse der vorangegangenen Nacht in sein Hirn und bauten sich dort mit furchtbarer Deutlichkeit wieder auf. Er zuckte zusammen im Gedenken an all das, was er gelitten hatte, und für einen Augenblick hatte er wieder dasselbe sonderbare Gefühl des Abscheus gegen Basil Hallward, das ihn getrieben hatte, ihn zu töten, als er auf dem Stuhl saß, und er wurde kalt vor Leidenschaft. Der Tote saß immer noch dort, jetzt überdies

im Sonnenlicht. Wie grauenhaft war das! Dergleichen gräßliche Dinge waren für das Dunkel, nicht für den Tag geschaffen.

Er fühlte, daß er krank oder wahnsinnig werden würde, wenn er nachgrübelte über das, was er durchgemacht hatte. Es gab Sünden, deren Reiz mehr in der Erinnerung daran lag als im Tun, seltsame Triumphe, die mehr den Stolz als die Leidenschaften befriedigten und dem Geist ein verschärftes Gefühl der Lust schenkten, größer als jede Lust, die sie den Sinnen boten oder jemals bieten konnten. Dies gehörte jedoch nicht dazu. Es war eine Sache, die aus dem Sinn getrieben, mit Mohn betäubt und erdrosselt werden mußte, damit sie ihn nicht womöglich selber erdrossele.

Als es halb schlug, strich er sich mit der Hand über die Stirn, stand hastig auf und kleidete sich mit noch größerer Sorgfalt an als sonst, wobei er viel Aufmerksamkeit auf die Wahl seiner Krawatte und seiner Nadel verwandte und mehr als einmal seine Ringe wechselte. Er brachte ebenfalls lange Zeit bei seinem Frühstück zu, indem er von den verschiedenen Gerichten kostete, sich mit seinem Diener über neue Livreen unterhielt, die er für die Dienerschaft in Selby machen lassen wollte, und seine Post durchsah. Über einige Briefe lächelte er. Drei ärgerten ihn. Einen las er mehrmals und zerriß ihn dann mit einem Anflug von Verdruß im Gesicht. »Eine schreckliche Sache, das Gedächtnis einer Frau!«, wie Lord Henry einmal gesagt hatte.

Nachdem er seine Tasse schwarzen Kaffee getrunken hatte, wischte er sich mit der Serviette langsam die Lippen, bedeutete seinem Diener zu warten, ging zum Schreibtisch, setzte sich und schrieb zwei Briefe. Einen steckte er in die Tasche, den anderen händigte er dem Diener aus.

»Bringen Sie den nach der Hertford Street 152, Francis, und wenn Mister Campbell nicht in London ist, lassen Sie sich seine Adresse geben.«

Sobald er allein war, zündete er sich eine Zigarette an und begann auf ein Stück Papier zu kritzeln; zuerst zeichnete er Blumen und ein bißchen Architektur, dann Menschengesichter. Plötzlich merkte er, daß jedes Gesicht, das er zeichnete, eine phantastische Ähnlichkeit mit Basil Hallward zu haben schien. Er runzelte die Stirn, stand auf, ging zum Bücherschrank und

nahm aufs Geratewohl einen Band heraus. Er war entschlossen, nicht über das Vorgefallene nachzudenken, ehe es nicht absolut unerlässlich wurde.

Als er sich auf dem Ruhebett ausgestreckt hatte, blickte er auf das Titelblatt des Buches. Es war Gautiers ›Emaillen und Kameen‹ in der Ausgabe von Charpentier auf Japanpapier, mit Radierungen von Jacquemart. Der Einband war zitronengrünes Leder, darauf in Gold ein Gittermuster und punktierte Granatäpfel. Adrian Singleton hatte ihm das Buch geschenkt. Als er die Seiten umblätterte, fiel sein Blick auf das Gedicht über die Hand Lacenaires, die kalte, gelbe Hand, ›noch nicht gewaschen nach der Hinrichtung, mit roten Flaumhaaren und ihren ›Fingern eines Fauns‹. Er blickte, gegen seinen Willen leicht erschauernd, auf seine eigenen weißen, spitz zulaufenden Finger und blätterte weiter, bis er zu jenen wunderschönen Versen über Venedig kam:

›Sur une gamme chromatique,
Le sein de perles ruisselant,
La Vénus de l' Adriatique
Sort de l'eau son corps rose et blanc.

Les dômes, sur l'azur des ondes
Suivant la phrase au pur contour,
S'enflent comme des gorges rondes
Que soulève un soupir d'amour.

L'esquif aborde et me dépose,
Jetant son amarre au pilier,
Devant une façade rose,
Sur le marbre d'un escalier.«

Wie köstlich waren sie! Wenn man sie las, glaubte man auf den grünen Wasserwegen der rosa- und perlfarbenen Stadt dahinzutreiben in einer schwarzen Gondel mit silbernem Bug und schleppenden Vorhängen. Schon allein die Zeilen muteten ihn an wie die geraden, türkisblauen Linien, die einem folgen, wenn man zum Lido hinausgleitet. Das jähe Aufblitzen von Farbe erinnerte ihn an das Gleissen der Vögel mit ihren opal- und irisfarbenen Hälsen, die um den hohen, wabengleich

durchbrochenen Campanile flattern oder mit so majestätischer Anmut durch die düsteren, staubbedeckten Arkaden stolzieren. Mit halb geschlossenen Augen zurückgelehnt, sagte er wieder und wieder vor sich hin:

»Devant une façade rose,
Sur le marbre d'un escalier.«

Ganz Venedig lag in diesen zwei Zeilen. Er erinnerte sich an jenen Herbst, den er dort verbracht hatte, und an eine wunderbare Liebe, die ihn zu wahnsinnigen, köstlichen Torheiten getrieben hatte. Romantik gab es überall. Aber Venedig hatte wie Oxford den Hintergrund für Romantik bewahrt, und der Hintergrund ist für die echte Romantik alles oder beinahe alles. Einen Teil der Zeit war Basil bei ihm gewesen und war über Tintoretto schwärmerisch geworden. Armer Basil! Welch gräßliche Art für einen Menschen, so zu sterben!

Er seufzte und nahm wieder das Buch auf und versuchte zu vergessen. Er las von den Schwalben, die ein und aus fliegen in dem kleinen Café in Smyrna, wo die Mekkapilger sitzen und ihren Rosenkranz aus Bernsteinperlen abbeten und wo die beturbanten Kaufleute ihre langen, mit Quasten geschmückten Pfeifen rauchen und ernst miteinander reden; er las von dem Obelisken auf der Place de la Concorde, der in seinem einsamen, sonnenlosen Exil granitne Tränen weint und sich nach dem heißen, mit Lotosblüten bedeckten Nil zurücksehnt, wo es Sphinx gibt und rosenrote Ibis und weiße Geier mit goldenen Klauen und Krokodile mit kleinen Beryll-Augen, die durch den grünen, dampfenden Schlamm kriechen; er begann über jene Verse nachzugrübeln, die, dem von Küsselfen gefleckten Marmor Musik entlockend, von jener seltsamen Statue erzählen, die Gautier mit einer tiefen Altstimme vergleicht, von dem »bezaubernden Ungeheuer«, das im Porphyrsaal des Louvre liegt. Doch nach einer Weile fiel ihm das Buch aus der Hand. Er wurde nervös, und ein grauenhafter Anfall von Entsetzen packte ihn. Was, wenn Alan Campbell gar nicht in England wäre? Tage würden vergehen, ehe er zurückkommen könnte. Vielleicht weigerte er sich auch zu kommen. Was konnte er dann nur tun? Jeder Augenblick war lebenswichtig.

Sie waren einmal sehr befreundet gewesen, vor fünf Jahren – wirklich fast unzertrennlich. Dann hatte die enge Verbindung ein jähes Ende genommen. Wenn sie sich jetzt in einer Gesellschaft trafen, lächelte nur Dorian Gray, Alan Campbell nie.

Er war ein außergewöhnlich gescheiter junger Mann, wenn er auch die sichtbaren Künste nicht sehr schätzte, und das Wenige, was er an Sinn für die Schönheit der Poesie besaß, hatte er ganz und gar von Dorian erlangt. Seine geistige Leidenschaft galt in erster Linie der Wissenschaft. In Cambridge hatte er einen großen Teil seiner Zeit mit Arbeiten im Laboratorium verbracht und bei dem naturwissenschaftlichen Examen seines Jahrgangs gut abgeschnitten. Er widmete sich immer noch dem Studium der Chemie und besaß ein eigenes Laboratorium, in dem er sich den ganzen Tag einzuschließen pflegte, sehr zum Verdruß seiner Mutter, die ihr Herz darangehängt hatte, daß er einen Platz im Parlament einnehme, und die unklare Vorstellung nährte, ein Chemiker sei ein Mann, der Rezepturen durchführt. Allerdings war er auch ein hervorragender Musiker und spielte sowohl Geige wie Klavier besser als die meisten Dilettanten. Tatsächlich war es die Musik gewesen, die ihn und Dorian Gray zusammengeführt hatte – die Musik und jene unerklärliche Anziehungskraft, die Dorian Gray anscheinend auszuüben vermochte, wenn er es wünschte, und die er freilich auch häufig ausübte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie hatten sich bei Lady Berkshire an jenem Abend kennengelernt, als Rubinstein dort spielte, und später wurden sie stets zusammen in der Oper oder überall dort gesehen, wo es gute Musik gab. Achtzehn Monate dauerte ihre enge Beziehung. Campbell war stets entweder in Selby Royal oder am Grosvenor Square. Für ihn, wie für so viele andere, war Dorian Gray das Urbild all dessen, was im Leben wundervoll und bezaubernd ist. Ob es einen Streit zwischen ihnen gegeben hatte oder nicht, erfuhr kein Mensch. Doch plötzlich fiel es den Leuten auf, daß sie kaum mehr miteinander sprachen, wenn sie sich begegneten, und daß Campbell eine Gesellschaft, in der sich Dorian Gray befand, stets sehr früh zu verlassen schien. Überdies hatte er sich verändert – war mitunter seltsam schwermüdig, schien fast einen Widerwillen gegen das Anhören von Musik zu hegen und

wollte niemals selbst spielen, wobei er, wenn er dazu aufgefordert wurde, als Entschuldigung vorbrachte, er sei so von der Wissenschaft in Anspruch genommen, daß ihm zum Üben keine Zeit bleibe. Und das entsprach zweifellos der Wahrheit. Jeden Tag schien er sich mehr für Biologie zu interessieren, und einige Male tauchte sein Name in Verbindung mit gewissen ungewöhnlichen Experimenten in wissenschaftlichen Zeitschriften auf.

Dies war der Mann, auf den Dorian Gray wartete. Jede Sekunde blickte er auf die Uhr. Als Minute auf Minute verstrich, wurde er schrecklich aufgereggt. Schließlich stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, anzuschauen wie ein schönes Tier im Käfig. Er nahm lange, verstohlene Schritte. Seine Hände waren seltsam kalt.

Das Warten wurde unerträglich. Die Zeit schien ihm mit bleiernen Füßen zu schleichen, während er von ungeheuren Stürmen dem gezackten Rand eines schwarzen Schlundes oder Abgrunds entgegengefegt wurde. Er wußte, was ihn dort erwartete, sah es vor sich und preßte schaudernd die feuchten Hände auf seine brennenden Lider, als wolle er seinem Hirn das Sehvermögen rauben und die Augäpfel in ihre Höhlen treiben. Es war zwecklos. Das Hirn hatte seine Nahrung, an der es sich mästete, und die durch das Entsetzen grotesk verzerrte Phantasie krümmte und wand sich wie ein Lebewesen in großer Qual, tanzte wie eine ekelhafte Drahtpuppe auf einem Schaugerüst und grinste durch bewegliche Masken. Dann – plötzlich – stand die Zeit für ihn still. Ja, jenes blinde, langsam atmende Ding kroch nicht mehr, und nun die Zeit tot war, rasten behende gräßliche Gedanken in den Vordergrund und zerrten eine grauenhafte Zukunft aus ihrem Grab und zeigten sie ihm. Er starrte sie an. Das Entsetzen versteinerte ihn.

Endlich ging die Tür auf, und sein Diener trat ein. Dorian Gray richtete glasige Augen auf ihn.

»Mister Campbell, Sir«, sagte der Diener.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr den ausgedörrten Lippen, und in seine Wangen kehrte die Farbe zurück.

»Bitten Sie ihn sofort herein, Francis.« Er spürte, daß er wieder er selbst war. Der Anfall von Feigheit war vorüber.

Der Diener verbeugte sich und zog sich zurück. Wenige Augenblicke später trat Alan Campbel ein, mit sehr ernstem und etwas blassern Gesicht, wobei die Blässe noch verstärkt wurde durch das kohlschwarze Haar und die dunklen Brauen.

»Alan! Das ist nett von Ihnen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.«

»Ich hatte nicht die Absicht, Ihr Haus je wieder zu betreten, Gray. Aber Sie schrieben, es ginge um Leben und Tod.« Seine Stimme war hart und kalt. Er sprach mit bedächtiger Überlegung. Ein Schein der Verachtung lag in dem unverwandten, forschenden Blick, den er auf Dorian richtete. Er behielt die Hände in den Taschen seines Astrachanmantels und schien die Geste, mit der er begrüßt worden war, nicht bemerkt zu haben.

»Ja, es geht um Leben und Tod, Alan, und für mehr als einen Menschen. Setzen Sie sich.«

Campbell nahm auf einem Stuhl am Tisch Platz, und Dorian setzte sich ihm gegenüber. Die Augen der beiden Männer trafen sich. In Doriens Augen lag unendliches Mitleid. Er wußte, wie furchtbar das war, was er nun tun würde.

Nach einem gespannten Augenblick des Schweigens beugte er sich vor und sagte sehr ruhig, wobei er jedoch die Wirkung jedes Wortes auf dem Gesicht des Mannes beobachtete, nach dem er geschickt hatte: »Alan, in einem verschlossenen Raum im Obergeschoß dieses Hauses, in einem Raum, zu dem außer mir niemand Zutritt hat, sitzt ein Toter an einem Tisch. Er ist seit nunmehr zehn Stunden tot. Rühren Sie sich nicht und sehen Sie mich nicht so an. Wer der Mann ist, warum er starb und wie er starb, sind Dinge, die Sie nichts angehen. Was Sie zu tun haben, ist ...«

»Halt, Gray. Ich will nichts weiter wissen. Ob das, was Sie mir erzählt haben, wahr ist oder nicht, geht mich nichts an. Behalten Sie Ihre gräßlichen Geheimnisse für sich. Sie interessieren mich nicht mehr.«

»Alan, sie werden Sie zu interessieren haben. Dies eine wird Sie zu interessieren haben. Es tut mir schrecklich leid für Sie, Alan. Aber ich kann mir selber nicht helfen. Sie sind der einzige Mensch, der imstande ist, mich zu retten. Ich bin gezwungen, Sie in die Sache hineinzuziehen. Ich habe keine Wahl.

Alan, Sie sind Naturwissenschaftler. Sie kennen sich in der Chemie und dergleichen aus. Sie haben Experimente gemacht. Was Sie zu tun haben, ist, das Wesen oben zu vernichten – es so zu vernichten, daß keine Spur davon übrigbleibt. Niemand hat diesen Menschen ins Haus kommen sehen. Tatsächlich wird angenommen, daß er sich in diesem Augenblick in Paris befindet. Er wird monatelang nicht vermisst werden. Wenn man ihn vermisst, darf hier keine Spur von ihm gefunden werden. Sie, Alan, müssen ihn und alles, was zu ihm gehört, in eine Handvoll Asche verwandeln, die ich in die Luft streuen kann.«

»Sie sind wahnsinnig, Dorian.«

»Ah! Ich habe darauf gewartet, daß Sie mich Dorian nennen.«

»Sie sind wahnsinnig, sage ich – wahnsinnig, wenn Sie sich einbilden, ich würde auch nur einen Finger heben, um Ihnen zu helfen, und wahnsinnig, daß Sie mir dies ungeheuerliche Geständnis machen. Ich will nichts mit dieser Sache zu tun haben, einerlei, was es ist. Glauben Sie wirklich, ich würde für Sie meinen Ruf aufs Spiel setzen? Was geht es mich an, welch ein Teufelswerk Sie vorhaben?«

»Es war Selbstmord, Alan.«

»Ich bin froh darüber. Aber wer hat ihn dazu getrieben? Sie, sollte ich meinen.«

»Weigern Sie sich immer noch, das für mich zu tun?«

»Natürlich weigere ich mich. Ich will absolut nichts damit zu tun haben. Es kümmert mich nicht, welche Schande über Sie kommt. All das verdienen Sie. Es würde mir nicht leid tun, Sie entehrt zu sehen, öffentlich entehrt. Wie können Sie es wagen, unter allen Menschen auf der Welt ausgerechnet von mir zu verlangen, ich solle mich mit dieser grauenhaften Sache befassen? Ich hätte gemeint, sie wüßten besser Bescheid über das Wesen der Menschen. Ihr Freund Lord Henry Wotton kann Sie nicht viel Psychologie gelehrt haben, was er Sie auch sonst gelehrt haben mag. Nichts wird mich dazu bringen, auch nur einen Schritt zu Ihrer Hilfe zu tun. Sie sind an den Unrechten geraten. Gehen Sie zu Ihren Freunden. Aber kommen Sie nicht zu mir.«

»Alan, es war Mord. Ich habe ihn getötet. Sie wissen nicht,

was ich durch ihn habe leiden müssen. Wie mein Leben auch sein mag, er hat mehr damit zu tun, wie es wurde oder was es zerstörte, als der arme Harry. Er mag es nicht gewollt haben, das Ergebnis war das gleiche.«

»Mord! Gütiger Gott, Dorian, ist es so weit mit Ihnen gekommen? Ich werde Sie nicht anzeigen. Das ist nicht meine Sache. Außerdem werden Sie zweifellos auch ohne mein Zutun gefaßt werden. Niemand begeht jemals ein Verbrechen, ohne eine Dummheit zu begehen. Aber ich will nichts damit zu tun haben.«

»Sie müssen etwas damit zu tun haben. Warten Sie, warten Sie einen Augenblick, hören Sie mich an. Hören Sie mich nur an, Alan. Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als daß Sie ein bestimmtes wissenschaftliches Experiment durchführen. Sie gehen in Hospitäler und Leichenschauhäuser, und das Grauenvolle, das Sie dort tun, röhrt Sie nicht. Wenn Sie in irgendeinem gräßlichen Seziersaal oder übelriechenden Laboratorium diesen Mann auf einem Bleitisch liegen sähen, an dem rote Traufrinnen angebracht sind, damit das Blut abfließen kann, würden Sie ihn einfach als einen prächtigen Kadaver betrachten. Kein Haar würde sich Ihnen sträuben. Sie kämen gar nicht auf den Gedanken, etwas Unrechtes zu tun. Im Gegenteil, wahrscheinlich hätten Sie das Gefühl, zum Segen der Menschheit zu arbeiten oder die Summe an Wissen in der Welt zu erhöhen oder geistige Neugier zu befriedigen oder sonst etwas dieser Art. Was ich von Ihnen wünsche, ist nur, was Sie vorher schon oft getan haben. Wobei es freilich viel weniger schrecklich sein kann, einen Leichnam zu vernichten, als die Arbeit, die Sie gewohnt sind. Und bedenken Sie, es ist das einzige Beweisstück gegen mich. Wenn es entdeckt wird, bin ich verloren, und bestimmt wird es entdeckt, wenn Sie mir nicht helfen.«

»Ich habe kein Verlangen danach, Ihnen zu helfen. Das vergessen Sie. Mir ist die ganze Sache einfach gleichgültig. Sie hat nichts mit mir zu tun.«

»Alan, ich flehe Sie an. Denken Sie an die Lage, in der ich mich befindе. Gerade eben, ehe Sie kamen, wurde ich fast ohnmächtig vor Angst. Auch Sie können eines Tages die Angst kennenlernen. Nein, denken Sie nicht daran. Betrachten Sie die Sa-

che vom rein wissenschaftlichen Standpunkt. Sie fragen ja sonst nicht danach, woher die Kadaver kommen, mit denen Sie experimentieren. Fragen Sie auch jetzt nicht. Ich habe Ihnen schon zuviel erzählt Aber ich bitte Sie, dies zu tun. Wir waren einmal Freunde, Alan.«

»Sprechen Sie nicht von jenen Zeiten, Dorian: sie sind tot.«

»Mitunter verweilt das Tote. Der Mann da oben will nicht fortgehen. Er sitzt mit gebeugtem Kopf und ausgestreckten Armen am Tisch. Alan! Alan! Wenn Sie mir nicht helfen, bin ich verloren. Man wird mich hängen, Alan! Begreifen Sie? Man wird mich hängen für das, was ich getan habe.«

»Es hat keinen Sinn, die Szene zu verlängern. Ich weigere mich ganz entschieden, etwas in der Sache zu tun. Es ist Wahnsinn von Ihnen, derartiges von mir zu verlangen.«

»Sie weigern sich?«

»Ja.«

»Ich bitte Sie inständig, Alan.«

»Es ist zwecklos.«

Wieder kam der mitleidige Ausdruck in Dorian Grays Augen. Dann streckte er die Hand aus, nahm ein Stück Papier und schrieb etwas darauf. Er überlas es zweimal, faltete es sorgfältig zusammen und schob es über den Tisch. Nachdem er das getan hatte, stand er auf und ging zum Fenster.

Campbell sah ihn überrascht an, worauf er das Papier nahm und auseinanderfaltete. Während er es las, wurde sein Gesicht leichenblaß, und er sank in seinen Stuhl zurück. Ein grauenhaftes Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ihm war, als schlüge sich sein Herz in einer leeren Höhlung zu Tode.

Nach zwei oder drei Minuten schrecklichen Schweigens drehte sich Dorian um, ging zu ihm, stellte sich hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Es tut mir so leid für Sie, Alan«, murmelte er, »aber Sie ließen mir keine Wahl. Ich habe bereits einen Brief geschrieben. Hier ist er. Sie sehen die Adresse. Wenn Sie mir nicht helfen, muß ich ihn abschicken. Helfen Sie mir, so werde ich ihn nicht abschicken. Sie wissen, was das Ergebnis wäre. Aber Sie werden mir ja helfen. Jetzt können Sie sich unmöglich weigern. Ich habe versucht, Sie zu schonen. Sie werden mir die Gerechtig-

keit widerfahren lassen und das zugeben. Sie waren unnachgiebig, grob und beleidigend. Sie haben mich behandelt, wie mich kein Mensch jemals zu behandeln wagte – zumindest kein lebender Mensch. All das habe ich ertragen. Jetzt ist es an mir, Forderungen zu diktieren.«

Campbell vergrub das Gesicht in den Händen, und ein Schauder überlief ihn.

»Ja, ich bin an der Reihe, Forderungen zu diktieren, Alan. Sie kennen sie. Die Sache ist ganz einfach. Nicht doch, regen Sie sich nicht auf. Die Sache muß getan werden. Sehen Sie ihr ins Gesicht und tun Sie sie.«

Ein Stöhnen kam von Campbells Lippen, und er zitterte am ganzen Leibe. Das Ticken der Uhr auf dem Kaminsims schien ihm die Zeit in einzelne Atome der Seelenangst zu zerteilen, von denen jedes zu grauenhaft war, um es ertragen zu können. Ihm war, als werde langsam ein eiserner Ring um seine Stirn geschlossen, als wäre die Schande, mit der er bedroht worden war, bereits über ihn gekommen. Die Hand auf seiner Schulter wog wie eine Hand aus Blei. Sie war unerträglich. Sie schien ihn zu zermalmen.

»Vorwärts, Alan, Sie müssen sich sofort entscheiden.«

»Ich kann es nicht tun«, sagte er mechanisch, als könnten Worte die Dinge ändern.

»Sie müssen. Sie haben keine Wahl. Ziehen Sie es nicht hinaus.«

Campbell zögerte einen Augenblick. »Gibt es in dem Zimmer oben Feuer?«

»Ja, einen Gasofen mit Asbest.«

»Ich werde nach Hause gehen und einiges aus meinem Laboratorium holen müssen.«

»Nein, Alan, Sie dürfen das Haus nicht verlassen. Schreiben Sie auf einen Notizzettel, was Sie brauchen, und mein Diener wird sich eine Droschke nehmen und Ihnen die Sachen bringen.«

Campbell kritzerte ein paar Zeilen, löschte sie ab und adressierte einen Umschlag an seinen Assistenten. Dorian nahm den Zettel und las ihn sorgfältig. Dann läutete er und übergab den Brief seinem Kammerdiener mit dem Befehl, so schnell wie möglich zurückzukommen und die Sachen mitzubringen.

Als die Haustür zuschlug, fuhr Campbell nervös zusammen, stand von seinem Stuhl auf und trat vor den Kamin. Er zitterte wie in einem Schüttelfrost. Fast zwanzig Minuten sprach keiner von beiden ein Wort Eine Fliege summte geräuschvoll im Zimmer herum, und das Ticken der Uhr kam Hammerschlägen gleich.

Als das Glockenspiel eine Uhr läutete, drehte sich Campbell um, sah Dorian an und sah, daß seine Augen voll Tränen standen. In der Unschuld und Lauterkeit dieses Gesichts lag etwas, das ihn wütend zu machen schien. »Sie sind infam, einfach infam!« murmelte er.

»Still, Alan, Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte Dorian.

»Ihr Leben? Gütiger Himmel! Was für ein Leben ist das schon! Sie sind von Verderbnis zu Verderbnis geschritten, und nun haben Sie den Gipfel im Verbrechen erreicht. Wenn ich das tue, wozu Sie mich zwingen, denke ich nicht an Ihr Leben.«

»Ach, Alan«, murmelte Dorian mit einem Seufzer, »ich wünschte, Sie hätten nur den tausendsten Teil des Mitleids für mich, das ich für Sie habe.« Er wandte sich bei diesen Worten ab und stand und blickte hinaus in den Garten. Campbell gab keine Antwort.

Nach etwa zehn Minuten klopfte es an die Tür, und der Diener trat ein; er trug einen großen Mahagonikasten mit Chemikalien, eine lange Rolle Stahl- und Platindraht und zwei merkwürdig geformte Eisenklammern.

»Soll ich die Sachen hierlassen, Sir?« fragte er Campbell.

»Ja«, sagte Dorian. »Tut mir leid, Francis, aber ich habe noch einen Auftrag für Sie. Wie heißt dieser Mann in Richmond, der Selby mit Orchideen versorgt?«

»Harden, Sir.«

»Ja – Harden. Sie müssen gleich nach Richmond fahren, Harden selbst sprechen und ihm sagen, er soll doppelt so viele Orchideen schicken, wie ich bestellt habe, und so wenig weiße wie möglich. Eigentlich möchte ich überhaupt keine weißen. Es ist ein schöner Tag, Francis, und Richmond ist ein hübscher Ort, sonst würde ich Sie nicht deswegen belästigen.«

»Keine Mühe, Sir. Wann soll ich zurück sein?«

Dorian sah Campbell an. »Wieviel Zeit wird Ihr Experiment

in Anspruch nehmen, Alan?« fragte er mit ruhiger, unbeteiligter Stimme. Die Anwesenheit eines Dritten im Raum schien ihm außerordentlich Mut zu machen. Campbell runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippe. »Ungefähr fünf Stunden«, antwortete er.

»Dann genügt es, wenn Sie um halb acht zurück sind, Francis. Oder warten Sie, legen Sie mir meine Sachen zum Umziehen heraus. Sie können den Abend für sich haben. Ich esse nicht zu Hause und werde Sie daher nicht brauchen.«

»Besten Dank, Sir«, sagte der Diener und verließ das Zimmer.

»Jetzt, Alan, ist kein Augenblick zu verlieren. Wie schwer dieser Kasten ist! Ich werde ihn für Sie tragen. Nehmen Sie die anderen Sachen.« Er sprach schnell und auf eine gebieterische Art. Campbell fühlte sich in seiner Gewalt. Sie gingen zusammen aus dem Zimmer.

Als sie auf dem obersten Treppenabsatz angelangt waren, holte Dorian den Schlüssel heraus und drehte ihn im Schloß. Dann hielt er inne, und ein verstörter Ausdruck kam in seine Augen. Er schauderte. »Ich glaube, ich kann nicht hineingehen, Alan«, murmelte er. »Daran liegt mir nichts. Ich brauche Sie nicht«, entgegnete Campbell kalt.

Dorian machte die Tür halb auf. Dabei sah er, wie das Gesicht seines Bildes im Sonnenlicht nach ihm schielte. Auf dem Fußboden davor lag der zerrissene Vorhang. Er erinnerte sich, daß er in der Nacht zuvor zum erstenmal in seinem Leben vergessen hatte, die unheilvolle Leinwand zu verhüllen, und schon wollte er vorstürzen, als er schaudernd zurückfuhr.

Was war dieser ekelhafte, rote Tau, der naß und glänzend auf der einen Hand schimmerte, als habe die Leinwand Blut geschwitzt? Wie grauenhaft war das! – Grauenhafter, so schien es ihm im Augenblick, als das stille Wesen, das er über den Tisch hingestreckt wußte, jenes Wesen, dessen grotesker, ungestalter Schatten auf dem befleckten Teppich ihm zeigte, daß er sich nicht gerührt hatte, sondern immer noch da war, wie er es verlassen hatte.

Er holte tief Luft, öffnete die Tür ein wenig weiter und trat mit halbgeschlossenen Augen und abgewandtem Kopf rasch

ein, entschlossen, auch nicht eine einzigen Blick auf den Toten zu werfen. Dann bückte er sich, nahm die goldene und pupurne Decke auf und warf sie über das Bild.

Dort blieb er stehen, weil er Angst hatte, sich umzudrehen, und seine Augen hefteten sich auf das verschlungene Muster vor ihm. Er hörte Campbell den schweren Kasten, die Eisen und die anderen Sachen hereintragen, die er zu seiner schrecklichen Arbeit benötigte. Er fragte, ob er und Basil Hallward sich je begegnet waren, und wenn, was sie voneinander gehalten hatten.

»Lassen Sie mich jetzt allein«, sagte eine strenge Stimme hinter ihm.

Er drehte sich um und hastete hinaus, gerade noch dessen bewußt, daß der Tote in seinem Stuhl zurückgelehnt worden war und daß Campbell in ein glänzendes gelbes Gesicht starrte. Als er die Treppe hinabging, hörte er, wie der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde.

Es war lange nach sieben, als Campbell in die Bibliothek zurückkam. Er war bleich, aber völlig ruhig. »Ich habe getan, was Sie von mir verlangten«, murmelte er. »Und nun, adieu. Wir wollen uns nie wiedersehen.«

»Sie haben mich vorm Untergang gerettet, Alan. Das kann ich nicht vergessen«, sagte Dorian schlicht.

Sobald Campbell ihn verlassen hatte, ging er hinauf. Ein abscheulicher Geruch nach Salpetersäure lag im Raum. Aber das Wesen, das am Tisch gesessen hatte, war verschwunden.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Am gleichen Abend um halb neun wurde Dorian Gray, erlesen gekleidet und einen großen Strauß Parmaveilchen im Knopfloch, von sich verbeugenden Dienern in den Salon Lady Narboroughs geführt. In seiner Stirn pochten die überreizten Nerven, und er fühlte sich schrecklich erregt, aber seine Haltung, als er sich über die Hand seiner Gastgeberin neigte, war so leicht und anmutig wie stets. Vielleicht erscheint man niemals so ungezwungen, als wenn man eine Rolle zu spielen hat. Ge-

wiß hätte niemand, der Dorian Gray an diesem Abend sah, geglaubt, daß er durch eine so furchtbare Tragödie gegangen war wie nur irgendeine in unserer Zeit. Niemals konnten diese fein geformten Finger ein Messer zur Sünde gepackt oder diese lächelnden Lippen gegen Gott und das Gute gemurrt haben. Er selbst mußte sich über die Ruhe seines Betragens wundern, und für einen Augenblick empfand er lebhaft den grausigen Genuß eines Doppelgebens.

Es war eine kleine Gesellschaft und etwas überstürzt zusammengebracht von Lady Narborough, einer sehr gescheiten Frau, die die Reste einer wirklich bemerkenswerten Häßlichkeit zeigte, wie Lord Henry es zu bezeichnen pflegte. Sie hatte sich einem unserer langweiligsten Gesandten als hervorragende Gattin erwiesen, und nachdem sie ihren Mann in einem von ihr selbst entworfenen Marmormausoleum gebührend bestattet und ihre Töchter an reiche, etwas ältere Herren verheiratet hatte, widmete sie sich nun den Genüssen französischer Dichtung, französischer Kochkunst und französischen Esprits, wenn sie dessen habhaft werden konnte.

Dorian gehörte zu ihren besonderen Lieblingen, und ihre ständige Rede war, daß sie ungeheuer froh sei, ihn nicht in ihrer Jugend kennengelernt zu haben. »Ich weiß, mein Lieber, daß ich mich wahnsinnig in Sie verliebt hätte«, pflegte sie zu sagen, »und um Ihretwillen hätte ich meine Mütze über die Mühlen geworfen, wie die Franzosen sagen. Es ist ein wahres Glück, daß zu der Zeit noch nicht die Rede von Ihnen war. Wie die Dinge lagen, waren unsere Kopfbedeckungen so unkleidsam, und die Mühlen hatten soviel zu tun, jeden Wind aufzufangen, daß ich nicht einmal eine Liebelei mit jemandem hatte. Das war allerdings Narboroughs Schuld. Er war schrecklich kurzsichtig, und es macht keinen Spaß, einen Ehemann zu betrügen, der nie etwas sieht.«

Ihre Gäste an diesem Abend waren ziemlich langweilig. Der Umstand war, wie sie Dorian hinter einem sehr schäbigen Fächer erklärte, daß eine ihrer verheirateten Töchter ganz plötzlich zu Besuch gekommen war, und um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte sie wahrhaftig ihren Mann mitgebracht. »Ich halte das für höchst unfreundlich von ihr, mein Lieber«,

flüsterte sie. »Natürlich bin ich jeden Sommer bei ihnen, wenn ich von Homburg zurückkomme, aber schließlich braucht eine alte Frau wie ich hin und wieder frische Luft, und außerdem rüttle ich sie wirklich auf. Sie haben keine Ahnung, was sie dort für ein Dasein führen. Das reine, unverfälschte Landleben. Sie stehen früh auf, weil sie so viel zu tun haben, und gehen früh zu Bett, weil sie so wenig zu denken haben. Seit der Zeit Königin Elisabeths hat es in der Nachbarschaft nicht einen einzigen Skandal gegeben, und deshalb schlafen sie alle nach dem Essen ein. Sie sollen neben keinem von beiden sitzen. Sie sollen bei mir sitzen und mich unterhalten.«

Dorian murmelte ein reizendes Kompliment und sah sich im Zimmer um. Ja, es war zweifellos eine langweilige Gesellschaft. Zwei von den Anwesenden hatte er nie zuvor gesehen, und die anderen waren Ernest Harrowden, einer von jenen unbedeutenden Leuten mittleren Alters, die in den Londoner Klubs so alltäglich sind und die keine Feinde besitzen, aber bei ihren Freunden durchaus unbeliebt sind; Lady Ruxton, eine aufgetakelte Dame von siebenundvierzig mit Hakennase, die ständig versuchte, sich zu kompromittieren, aber so bemerkenswert unansehnlich war, daß zu ihrer großen Enttäuschung niemand etwas zu ihrem Nachteil von ihr glauben wollte; Mrs. Erlynne, ein aufdringliches Nichts mit einem entzückenden Lispeln und venezianisch-rotem Haar; Lady Alice Chapman, die Tochter seiner Gastgeberin, ein nachlässig gekleidetes, geistig trüges Mädchen mit einem jener charakteristischen britischen Gesichter, an die man sich nie erinnert, wenn man sie einmal gesehen hat, und ihr Gatte, ein rotbäckiger Mensch mit weißem Backenbart, der wie so viele seiner Klasse unter dem Eindruck stand, unmäßige Heiterkeit könne für einen völligen Mangel an Einfällen entschädigen.

Es tat ihm schon leid, daß er gekommen war, bis Lady Narborough mit einem Blick auf die beachtliche Uhr aus Goldbronze, die sich in protzigen Kurven auf dem malvenfarbig drapierten Kaminsims spreizte, ausrief: »Wie abscheulich von Lord Henry Wotton, sich zu verspäten. Ich habe heute morgen auf gut Glück zu ihm hingeschickt, und er versprach ehrlich, mich nicht zu enttäuschen.« Es war ein gewisser Trost, daß

Harry kommen sollte, und als sich die Tür auftat und er dessen träge, melodische Stimme hörte, die irgendeiner unaufrechten Entschuldigung ihren Zauber lieh, fühlte er sich nicht mehr gelangweilt.

Doch bei Tisch vermochte er nichts zu essen. Teller auf Teller verschwand unberührt. Lady Narborough schalt ihn fortgesetzt, weil er, wie sie es nannte, den armen Adolphe beleidige, der das Menü eigens für ihn ersonnen habe, und hin und wieder blickte Lord Henry zu ihm hinüber, verwundert über sein Schweigen und sein zerstreutes Wesen. Von Zeit zu Zeit füllte der Butler sein Glas mit Champagner. Er trank begierig, und sein Durst schien zu wachsen. »Dorian«, fragte Lord Henry schließlich, als das Chaudfroid herumgereicht wurde, »was ist heute abend mit Ihnen los? Sie sind gar nicht recht in Ordnung.«

»Ich glaube, er ist verliebt«, rief Lady Narborough, »und er hat Angst, es mir zu sagen, weil er fürchtet, ich könnte eifersüchtig werden. Er hat ganz recht. Das würde ich bestimmt.«

»Liebe Lady Narborough«, murmelte Dorian lächelnd, »ich bin eine ganze Woche nicht verliebt gewesen – nein, eigentlich nicht, seit Madame de Ferrol London verließ.«

»Wie könnt ihr Männer euch in diese Frau verlieben!« rief die alte Dame aus. »Das ist mir wirklich unbegreiflich.«

»Einfach deshalb, weil sie sich an Sie erinnert, als Sie noch ein kleines Mädchen waren, Lady Narborough«, sagte Lord Henry. »Sie ist die einzige Verbindung zwischen uns und Ihren kurzen Röcken.«

»Sie erinnert sich überhaupt nicht an meine kurzen Röcke, Lord Henry. Aber ich erinnere mich sehr gut an sie aus der Zeit in Wien vor dreißig Jahren und wie dekolletiert sie damals war.«

»Sie ist immer noch dekolletiert«, antwortete er und nahm mit seinen langen Fingern eine Olive, »und wenn sie eine sehr elegante Robe anhat, sieht sie aus wie eine Luxusausgabe eines schlechten französischen Romans. Sie ist wirklich wunderbar und voller Überraschungen. Ihre Befähigung zur Familienliebe ist außergewöhnlich. Als ihr dritter Mann starb, wurde ihr Haar vor Gram ganz golden.«

»Wie können Sie nur, Harry!« rief Dorian.

»Das ist eine ungemein romantische Erklärung«, lachte die Gastgeberin. »Aber ihr dritter Mann, Lord Henry? Sie wollen doch nicht etwa sagen, Ferrol sei der vierte?«

»Gewiß, Lady Narborough.«

»Ich glaube kein Wort davon.«

»Nun, dann fragen Sie Mister Gray. Er gehört zu ihren intimsten Freunden.«

»Ist es wahr, Mister Gray?«

»Sie hat es mir versichert, Lady Narborough«, sagte Dorian. »Ich fragte sie, ob sie wie Margarete von Navarra die Herzen ihrer Männer einbalsamiert am Gürtel trüge. Sie verneinte es, weil keiner von ihnen überhaupt ein Herz besessen habe.«

»Vier Ehemänner! Auf mein Wort, das ist *trop de zèle**.«

»*Trop d'audace***, sagte ich ihr«, entgegnete Dorian.

»Oh, sie ist kühn genug zu allem, mein Lieber. Und wie ist Ferrol? Ich kenne ihn nicht.«

»Die Ehemänner sehr schöner Frauen gehören zur Verbrecherklasse«, sagte Lord Henry und trank einen Schluck Wein.

Lady Narborough schlug mit dem Fächer nach ihm. »Lord Henry, es überrascht mich nicht im geringsten, daß die Welt behauptet, Sie seien außergewöhnlich böse.«

»Aber welche Welt behauptet das?« fragte Lord Henry und hob die Brauen. »Es kann nur die nächste Welt sein. Diese Welt und ich, wir vertragen uns ausgezeichnet.«

»Alle meine Bekannten sagen, Sie seien sehr böse«, rief die alte Dame kopfschüttelnd.

Lord Henry machte für ein paar Augenblicke ein ernstes Gesicht. »Es ist einfach ungeheuerlich«, bemerkte er schließlich, »wie die Leute heutzutage herumgehen und Dinge hinter jemandes Rücken sagen, die absolut und völlig wahr sind.«

»Ist er nicht unverbesserlich?« rief Dorian und beugte sich in seinem Stuhl vor.

»Ich hoffe«, sagte die Gastgeberin lachend. »Aber wirklich, wenn ihr alle Madame de Ferrol auf diese lächerliche Weise anbetet, werde ich wieder heiraten müssen, um in Mode zu kommen.«

* frz.: zuviel Eifer. – ** frz.: zuviel Kühnheit.

»Sie werden nie wieder heiraten, Lady Narborough«, unterbrach Lord Henry. »Sie waren viel zu glücklich. Wenn eine Frau sich wieder verheiratet, dann geschieht es, weil sie ihren ersten Mann verabscheute. Wenn sich ein Mann wieder verheiratet, dann geschieht es, weil er seine erste Frau anbetete. Frauen versuchen ihr Glück, Männer setzen das ihre aufs Spiel.«

»Narborough war nicht vollkommen«, rief die alte Dame.

»Wäre er es gewesen, dann hätten Sie ihn nicht geliebt, meine teure Lady«, war die Antwort. »Die Frauen lieben uns um unserer Fehler willen. Wenn wir genug davon besitzen, verzeihen sie uns alles, selbst unsern Geist. Ich fürchte, Lady Narborough, nachdem ich dies gesagt habe, werden Sie mich nie wieder zum Essen einladen; aber es ist völlig wahr.«

»Natürlich ist es wahr, Lord Henry. Wenn wir Frauen euch nicht um eurer Fehler willen liebten, was wäre dann mit euch allen? Nicht einer von euch würde heiraten. Ihr wärt ein Sortiment unglücklicher Junggesellen. Das würde allerdings wenig an euch ändern. Heutzutage leben alle verheirateten Männer wie Junggesellen und alle Junggesellen wie verheiratete Männer.«

»*Fin de siècle**«, murmelte Lord Henry.

»*Fin du globe***«, erwiederte die Gastgeberin.

»Ich wünschte, es wäre *Fin du globe*«, sagte Dorian mit einem Seufzer. »Das Leben ist eine große Enttäuschung.«

»Aber mein Lieber«, rief Lady Narborough, während sie sich die Handschuhe anzog, »Sie wollen mir doch nicht erzählen, Sie hätten das Leben erschöpft. Wenn einer das sagt, weiß man, daß das Leben ihn erschöpft hat. Lord Henry ist sehr böse, und manchmal wünschte ich, ich wäre es ebenfalls gewesen; aber Sie sind geschaffen, gut zu sein – Sie haben ein so gutes Gesicht. Ich muß Ihnen eine hübsche Frau suchen. Lord Henry, meinen Sie nicht auch, daß Mister Gray heiraten sollte?«

»Ich sage es ihm ständig, Lady Narborough«, antwortete Lord Henry mit einer Verbeugung.

»Schön, dann müssen wir uns nach einer passenden Partie

* frz.: Ende des Jahrhunderts. – ** frz.: Ende der Welt.

für ihn umsehen. Ich werde heute nacht sorgfältig den Adelskatalog durchgehen und eine Liste aller heiratsfähigen jungen Damen aufstellen.«

»Mit Altersangabe, Lady Narborough?« fragte Dorian.

»Natürlich mit Altersangabe, leicht korrigiert. Aber es darf nichts überstürzt werden. Ich möchte, daß es das wird, was die ›Morning Post‹ eine passende Verbindung nennt, und möchte euch beide glücklich sehen.«

»Welch einen Unsinn die Leute über glückliche Ehen schwatzen!« rief Lord Henry aus. »Ein Mann kann mit einer Frau glücklich sein, solange er sie nicht liebt.«

»Oh, was für ein Zyniker Sie sind!« rief die alte Dame, schob ihren Stuhl zurück und nickte Lady Ruxton zu. »Sie müssen bald wieder zu mir zum Essen kommen. Sie sind wirklich ein wunderbares Nervenstärkungsmittel, viel besser als das, welches mir Sir Andrew verschreibt. Sie müssen mir freilich sagen, mit welchen Leuten Sie zusammenkommen wollen. Ich möchte, daß es eine erfreuliche Gesellschaft wird.«

»Ich liebe Männer, die eine Zukunft, und Frauen, die eine Vergangenheit haben«, antwortete er. »Oder meinen Sie, das würde eine Damengesellschaft ergeben?«

»Ich fürchte«, sagte sie lachend und stand auf. »Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine liebe Lady Ruxton«, fügte sie hinzu, »ich hatte nicht gesehen, daß Sie Ihre Zigarette noch nicht aufgeraucht haben.«

»Das macht nichts, Lady Narborough. Ich rauche viel zuviel. In Zukunft werde ich mich einschränken.«

»Bitte tun Sie das nicht, Lady Ruxton«, sagte Lord Henry. »Mäßigung ist eine fatale Sache. Genug ist so schlecht wie eine Mahlzeit. Mehr als genug ist so gut wie ein Festschmaus.«

Lady Ruxton sah ihn neugierig an. »Sie müssen einen Nachmittag zu mir kommen und mir das erklären, Lord Henry. Es klingt nach einer faszinierenden Theorie«, murmelte sie, als sie aus dem Zimmer rauschte.

»Denken Sie daran, daß Sie nicht zu lange bei Ihrer Politik und Ihrem Klatsch verweilen«, rief Lady Narborough von der Tür her. »Sonst geraten wir oben bestimmt in Streit.«

Die Männer lachten, und Mr. Chapman erhob sich würdevoll.

voll vom unteren Ende der Tafel und ging zum Kopfende. Dorian Gray verließ seinen Platz und setzte sich zu Lord Henry. Mr. Chapman begann mit lauter Stimme über die Situation im Unterhaus zu reden. Er wieherte über seine Gegner. Zwischen seinen Explosionen tauchte von Zeit zu Zeit immer wieder das Wort doktrinär auf – ein Wort voller Schrecken für den britischen Geist. Eine alliterierende Vorsilbe diente ihm als Redeschmuck. Er hißte den Union Jack auf den Zinnen des Gedankens. Die angestammte Dummheit der Rasse – gesunden englischen Menschenverstand nannte er sie gönnerhaft – wurde als das eigentliche Bollwerk der Gesellschaft kundgetan.

Ein Lächeln kräuselte Lord Henrys Lippen, dann drehte er sich um und sah Dorian an.

»Ist Ihnen jetzt besser, mein Junge?« fragte er. »Beim Essen kamen Sie mir nicht recht in Ordnung vor.«

»Mir ist ganz wohl, Harry. Ich bin müde. Das ist alles.«

»Gestern abend waren Sie bezaubernd. Die kleine Herzogin ist Ihnen völlig ergeben. Sie hat mir erzählt, daß sie nach Selby fährt.«

»Sie versprach, am zwanzigsten zu kommen.«

»Wird Monmouth auch dasein?«

»O ja, Harry.«

»Er langweilt mich entsetzlich, fast so sehr, wie er sie langweilt. Sie ist sehr gescheit, allzu gescheit für eine Frau. Ihr fehlt der unerklärliche Reiz der Schwäche. Die tönenen Füße sind es, die das Gold der Bildsäule köstlich machen. Ihre Füße sind sehr hübsch, aber es sind keine tönenen. Weiße Porzellanfüße, wenn Sie so wollen. Sie sind durchs Feuer gegangen, und was das Feuer nicht zerstört, härtet es. Sie hat Erfahrungen gesammelt.«

»Wie lange ist sie verheiratet?« fragte Dorian.

»Eine Ewigkeit, sagt sie. Nach dem Adelskalender sind es, glaube ich, zehn Jahre, aber zehn Jahre mit Monmouth müssen wie eine Ewigkeit gewesen sein, die zehn Jahre hinzugerechnet Wer kommt noch?«

»Oh, die Willoughbys, Lord Rugby und seine Frau, unsere Gastgeberin, Geoffrey Clouston – die übliche Garnitur. Ich habe Lord Grotian eingeladen.«

»Ich mag ihn«, sagte Lord Henry. »Sehr vielen gefällt er nicht, aber ich finde ihn reizend. Dafür, daß er gelegentlich etwas übermäßig herausgeputzt ist, entschädigt er, indem er stets entschieden übermäßig gebildet ist. Er ist ein sehr moderner Typ.«

»Ich weiß nicht, ob er kommen kann, Harry. Vielleicht muß er mit seinem Vater nach Monte Carlo.«

»Ach, welche Last sind doch Verwandte! Versuchen Sie ihn zum Kommen zu bewegen. Übrigens sind Sie gestern abend sehr früh davongelaufen. Sie gingen vor elf. Was haben Sie hinterher gemacht? Sind Sie geradewegs nach Hause gegangen?«

Dorian warf einen hastigen Blick auf ihn und runzelte die Stirn. »Nein, Harry«, sagte er schließlich. »Ich bin erst gegen drei nach Hause gekommen.«

»Waren Sie im Club?«

»Ja«, antwortete er. Dann biß er sich auf die Lippen. »Nein, das meine ich nicht. Ich war nicht im Club. Ich bin spazierengegangen. Ich habe vergessen, was ich machte ... Wie inquisitorisch Sie sind, Harry! Sie wollen immer wissen, was man getan hat. Und ich will immer vergessen, was ich getan habe. Ich war um halb drei zu Hause, wenn Sie die genaue Zeit zu wissen wünschen. Ich hatte meinen Schlüssel vergessen, und mein Diener mußte mich einlassen. Wenn Sie ein bekräftigendes Zeugnis über die Sache wünschen, können Sie ihn fragen.«

Lord Henry zuckte die Achseln. »Mein lieber Junge, als wenn mir daran gelegen wäre! Lassen Sie uns in den Salon gehen. Keinen Sherry, danke, Mister Chapman. Etwas ist Ihnen zugestoßen, Dorian. Erzählen Sie es mir. Sie sind heute abend nicht Sie selbst.«

»Kümmern Sie sich nicht um mich, Harry. Ich bin gereizt und übler Laune. Ich werde morgen oder übermorgen zu Ihnen kommen. Entschuldigen Sie mich bei Lady Narborough. Ich gehe nicht nach oben. Ich gehe nach Hause. Ich muß nach Hause gehen.«

»Gut, Dorian. Ich sehe Sie doch wohl morgen zum Tee? Die Herzogin kommt.«

»Ich will versuchen zu kommen, Harry«, sagte er im Hinausgehen. Als er nach Hause fuhr, war ihm bewußt, daß das Gefühl

des Entsetzens, das er erdrosselt zu haben glaubte, wiedergekommen war. Lord Henrys beiläufige Fragen hatten ihn für den Augenblick die Nerven verlieren lassen, und er brauchte seine Nerven noch. Dinge, die gefährlich waren, mußten verrichtet werden. Er zuckte zusammen. Der Gedanke, sie auch nur zu berühren, war ihm abscheulich.

Doch es mußte getan werden. Das vergegenwärtigte er sich, und nachdem er die Tür seiner Bibliothek verschlossen hatte, öffnete er das Geheimfach, in das er Basil Hallwards Mantel und Reisetasche geworfen hatte. Ein mächtiges Feuer flammte. Er legte noch ein Scheit auf. Der Geruch der sengenden Kleider und des brennenden Leders war gräßlich. Es dauerte eine Dreiviertelstunde, bis alles vernichtet war. Danach fühlte er sich schwach und krank, und nachdem er in einer durchbrochenen Kupferpfanne ein paar algerische Räucherkerzen angezündet hatte, badete er Hände und Stirn in einem kühlen, nach Moschus duftenden Essig.

Plötzlich fuhr er auf. Seine Augen wurden sonderbar glänzend, und er nagte nervös an der Unterlippe. Zwischen zweien der Fenster stand ein großer florentinischer Schrank aus Ebenholz, mit Elfenbein und blauem Lapislazuli eingelegt. Er betrachtete ihn wie etwas, das bezaubern und beängstigen konnte, als enthalte er etwas, wonach er sich sehnte und das er dennoch beinahe haßte. Eine wahnsinnige Begierde überkam ihn. Er zündete eine Zigarette an und warf sie dann fort. Seine Lippen sanken herab, bis die langen Wimpernfransen fast die Wangen berührten. Aber immer noch betrachtete er den Schrank. Schließlich erhob er sich von dem Ruhebett, auf dem er gelegen hatte, ging hinüber und berührte, nachdem er ihn aufgeschlossen hatte, eine verborgene Feder. Langsam schob sich ein dreieckiges Fach heraus. Unwillkürlich bewegten sich seine Finger darauf zu, griffen hinein und schlossen sich um etwas. Es war eine kleine chinesische Dose aus schwarzem Lack mit Goldstaub, kunstvoll gearbeitet, die Seiten mit Wellenlinien gemustert, und an den seidenen Schnüren hingen runde Kristalle und Quasten aus geflochtenen Metallfäden. Er öffnete sie. Eine grüne Paste mit wachsartigem Schimmer lag darin und strömte einen merkwürdig schweren und hartnäckigen Geruch aus.

Er zögerte einige Augenblicke mit einem seltsam unbeweglichen Lächeln auf dem Gesicht. Dann erschauerte er, obgleich die Luft im Zimmer schrecklich heiß war, richtete sich auf und blickte auf die Uhr. Es war zwanzig Minuten vor zwölf. Er legte die Dose zurück, schloß die Schranktüren und ging in sein Schlafzimmer.

Als die Mitternacht bronzenen Schläge in die düstere Luft dröhnte, schlief Dorian Gray, unauffällig gekleidet und ein Tuch um den Hals gewickelt, leise aus dem Haus. In der Bond Street fand er einen Hansom mit einem tüchtigen Pferd. Er rief ihn an und gab dem Kutscher mit leiser Stimme eine Adresse.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das ist zu weit für mich«, brummte er.

»Hier haben Sie einen Sovereign«, sagte Dorian. »Sie bekommen noch einen, wenn Sie schnell fahren.«

»In Ordnung, Sir«, antwortete der Mann, »in einer Stunde werden Sie dort sein.« Und nachdem er sein Fahrgeld eingesteckt hatte, wendete er das Pferd und fuhr rasch dem Fluß zu.

SECHZEHNTES KAPITEL

Ein kalter Regen begann zu fallen, und die verwischten Straßenlaternen sahen gespenstisch aus in dem triefenden Naß. Die Schankwirtschaften schlossen gerade, und undeutlich zu sehen, sammelten sich Männer und Frauen in zerstreuten Häuflein um die Türen. Aus einigen Kneipen klang gräßliches Gelächter. In anderen lärmten und grölten Betrunkene.

In den Hansom zurückgelehnt und den Hut über die Stirn gezogen, beobachtete Dorian Gray mit gleichgültigen Augen die unflätige Schmach der großen Stadt und wiederholte sich von Zeit zu Zeit die Worte, die Lord Henry am ersten Tag ihrer Begegnung gesagt hatte: »Die Seele durch die Sinne und die Sinne durch die Seele heilen.« Ja, das war das Geheimnis. Oft hatte er es probiert und würde es jetzt wieder probieren. Es gab Opiumhöhlen, in denen man Vergessen kaufen konnte, Höhlen des Grauens, wo die Erinnerung an alte Sünden durch den Wahnsinn von neuen Sünden vernichtet werden konnte.

Der Mond, wie ein gelber Schädel, hing tief am Himmel.

Von Zeit zu Zeit streckte eine ungeheure, mißgestaltete Wolke den langen Arm nach ihm aus und versteckte ihn. Die Gaslaternen wurden spärlicher und die Straßen enger und düsterer. Einmal verlor der Mann den Weg und mußte eine halbe Meile zurückfahren. Dampf stieg von dem Pferd auf, das durch die Pfützen platschte. Die Seitenfenster des Hansoms waren mit dem grauen Flanell des Regendunstes bedeckt.

»Die Seele durch die Sinne und die Sinne durch die Seele heilen!« Wie ihm die Worte in den Ohren klangen! Seine Seele war wirklich zu Tode krank. Traf es zu, daß die Sinne sie zu heilen vermochten? Unschuldiges Blut war vergossen worden. Was konnte das sühnen? Ach, dafür gab es keine Sühne; aber wenn auch Vergebung unmöglich war, Vergessen war immer noch möglich, und er war entschlossen zu vergessen, die Sache auszulöschen, sie niederzutreten, wie man die Natter niedertritt, die einen gebissen hat. Wahrhaftig, welches Recht hatte Basil gehabt, so mit ihm zu sprechen, wie er es getan hatte? Wer hatte ihn zum Richter über andere gesetzt? Er hatte Dinge gesagt, die schrecklich waren, gräßlich und nicht zu dulden.

Weiter und weiter rumpelte der Hansom, fuhr mit jedem Meter langsamer, wie ihm schien. Er schlug die Klappe hoch und rief dem Mann zu, er solle schneller fahren. Der abscheuliche Hunger nach Opium begann an ihm zu nagen. Die Kehle brannte ihm, und nervös wand er seine schönen Hände umeinander. Wie wahnsinnig schlug er mit seinem Stock nach dem Pferd. Der Kutscher lachte und ließ die Peitsche sausen. Dorian lachte zurück, und der Mann verstummte.

Der Weg schien kein Ende nehmen zu wollen, und die Straßen glichen dem düsteren Gewebe einer krabbelnden Spinne. Die Eintönigkeit wurde unerträglich, und als der Nebel dichter wurde, bekam er Angst.

Dann kamen sie an einsamen Ziegeleien vorbei. Hier war der Nebel lichter, und er konnte die merkwürdigen, wie Flaschen geformten Brennöfen mit ihren orangefarbenen, fachergleichen Feuerzungen sehen. Ein Hund bellte, als sie vorbeifuhrten, und weit fort in der Dunkelheit schrie eine ziehende Möve. Das Pferd strauchelte in eine Furche, sprang zur Seite und fiel in Galopp.

Nach einer Weile verließen sie den Lehmweg und ratterten wieder über holprig gepflasterte Straßen, Die meisten Fenster waren dunkel, doch hin und wieder zeichneten sich phantastische Schatten an einem von Lampenlicht erhellten Vorhang ab. Er beobachtete sie neugierig. Sie bewegten sich wie ungeheure Marionetten und machten Gebärden wie lebendige Wesen. Er haßte sie. Eine dumpfe Wut regte sich in seinem Herzen. Als sie um eine Ecke fuhren, heulte ihnen aus einer offenen Tür ein Weib etwas zu, und zwei Männer liefen etwa hundert Schritt hinter dem Hansom her. Der Kutscher schlug mit der Peitsche nach ihnen.

Man sagt, Leidenschaft lasse einen im Kreise denken. Unausbleiblich formten Dorian Grays zerbissene Lippen in gräßlicher Wiederholung einmal um das andere jene spitzfindigen Worte über die Seele und die Sinne, bis er in ihnen gleichsam den Ausdruck seiner Stimmung gefunden und durch geistige Zustimmung Leidenschaften gerechtfertigt hatte, die auch ohne solche Rechtfertigung sein Gemüt beherrscht hätten. Von einer Gehirnzelle zur anderen kroch der eine Gedanke, und das wilde Verlangen zu leben, diese schrecklichste aller menschlichen Begierden, gab jedem zitternden Nerv, jeder Fiber lebendige Macht. Häßlichkeit, die ihn einst mit Abscheu erfüllt hatte, weil sie die Dinge wirklich machte, wurde ihm jetzt aus dem gleichen Grunde lieb. Häßlichkeit war das einzige Wirkliche. Das gemeine Gebrüll, die ekelhafte Höhle, die rohe Gewalt eines wüsten Lebens, ja, selbst die Verworfenheit von Dieben und Ausgestoßenen waren in ihrer intensiven Wirklichkeit des Eindrucks lebendiger als alle anmutigen Gestalten der Kunst, als alle träumerischen Schatten der Poesie. Sie waren das, was er zum Vergessen brauchte. In drei Tagen würde er frei sein.

Plötzlich hielt der Mann mit einem Ruck am Eingang einer dunklen Gasse. Über die niedrigen Dächer und gezackten Schornsteinkästen erhoben sich die schwarzen Masten von Schiffen. Schwaden weißen Nebels hingen wie gespenstische Segel in den Höfen.

»Irgendwo hier in der Gegend, Sir, nicht wahr?« fragte er mit heiserer Stimme durch die Klappe.

Dorian fuhr hoch und spähte in die Runde. »Es ist gut«, ant-

wortete er, und nachdem er hastig ausgestiegen war und dem Kutscher den versprochenen Extralohn gegeben hatte, ging er schnellen Schrittes dem Kai zu. Hier und da leuchtete eine Laterne am Heck eines mächtigen Handelsschiffes. Das Licht zitterte und brach sich in den Pfützen. Ein rotes Funkeln kam von einem Überseedampfer, der Kohlen bunkerte. Das schlüpfrige Pflaster glich einem nassen Wettermantel.

Er eilte weiter nach links, wobei er sich hin und wieder umschaute, um zu sehen, ob ihm jemand folgte. Nach etwa sieben oder acht Minuten erreichte er ein schäbiges kleines Haus, das zwischen zwei dürftige Speicher gezwängt war. In einem der Oberfenster stand eine Lampe. Er blieb stehen und gab ein besonderes Klopfzeichen.

Nach kurzer Zeit hörte er Schritte im Gang, und die Kette wurde abgehakt. Leise öffnete sich die Tür, und er ging hinein, ohne ein Wort zu der vierschrötigen, häßlichen Gestalt zu sagen, die sich in den Schatten drückte, als er vorbeiging. Am Ende der Diele hing ein zerschlissener grüner Vorhang, der in dem böigen Wind, der ihm von der Straße gefolgt war, wehte und schwang. Er zog ihn beiseite und trat in einen langen, niedrigen Raum, der aussah, als wäre er einst ein drittklassiger Tanzboden gewesen. Grelle, flackernde Gasflammen, getrübt und verzerrt in den fliegenbeschmutzten Spiegeln, die ihnen gegenüber hingen, reihten sich an den Wänden. Hinter ihnen waren schmierige Reflektoren aus gerippstem Zinn angebracht und warfen zitternde Lichtscheiben. Den Fußboden bedeckte ockerfarbenes Sagemehl, das stellenweise zu Schmutz getreten war, und vergossene Getränke fleckten ihn mit dunklen Kreisen. Ein paar Malayen kauerten an einem kleinen Holzkohlenofen, spielten mit beinernen Jetons und zeigten beim Schwatzen ihre weißen Zähne. In einer Ecke rekelte sich, den Kopf in den Armen vergraben, ein Matrose über einen Tisch, und an dem protzig bemalten Schanktisch, der sich über eine ganze Seite des Raumes hinzog, standen zwei hagere Weiber und machten sich über einen alten Mann lustig, der mit einem Ausdruck des Ekels seine Rockärmlen abbürstete. »Er denkt, er hat sich rote Ameisen aufgeangelt«, lachte die eine, als Dorian vorbeiging. Der Mann sah sie entsetzt an und begann zu wimmern.

Am Ende des Raumes befand sich eine kleine Treppe, die zu einem verdunkelten Zimmer führte. Als Dorian die drei gebrechlichen Stufen hinaufeilte, schlug ihm der schwere Opiumgeruch entgegen. Er holte tief Atem, und seine Nasenflügel bebten vor Wonne. Als er eintrat, blickte ein junger Mann mit glattem gelbem Haar, der sich über eine Lampe beugte und eine lange, dünne Pfeife anzündete, zu ihm auf und nickte ihm zögernd zu.

»Sie hier, Adrian?« murmelte Dorian.

»Wo sollte ich sonst sein?« antwortete der andere gleichgültig. »Keiner von den Kerlen will noch mit mir sprechen.«

»Ich dachte, Sie hätten England verlassen.«

»Darlington wird nichts unternehmen. Mein Bruder hat den Wechsel schließlich bezahlt. George redet auch nicht mehr mit mir ... Mir ist es egal«, fügte er mit einem Seufzer hinzu. »So lange man dies Zeug hat, braucht man keine Freunde. Ich glaube, ich habe zu viele Freunde gehabt.«

Dorian zuckte zusammen und blickte rundum auf die grotesken Geschöpfe, die in so phantastischen Stellungen auf den zerschlissenen Matratzen lagen. Die verdrehten Glieder, die klaffenden Münden, die starren, glanzlosen Augen faszinierten ihn. Er wußte, in welch sonderbaren Himmeln sie litten und welch düstere Höllen sie das Geheimnis einer neuen Lust lehrten. Sie waren besser daran als er. Er war ein Gefangener seiner Gedanken. Wie eine schreckliche Krankheit fraß die Erinnerung an seiner Seele. Von Zeit zu Zeit war ihm, als sähe er Basil Hallwards Augen auf sich gerichtet. Dennoch spürte er, daß er nicht bleiben konnte. Adrian Singletons Anwesenheit störte ihn. Er wollte irgendwo sein, wo niemand wußte, wer er war. Er wollte sich selbst entfliehen.

»Ich gehe in das andere Ding«, sagte er nach einer Weile.

»Auf der Werft?«

»Ja.«

»Da ist bestimmt die tolle Katz. Hier wollen sie die nicht mehr haben.«

Dorian zuckte die Achseln. »Weiber, die einen lieben, habe ich satt. Weiber, die einen hassen, sind viel interessanter. Außerdem ist das Zeug dort besser.«

»Ziemlich das gleiche.«

»Ich mag es lieber. Trinken Sie einen mit mir. Ich muß etwas trinken.«

»Ich brauche nichts«, murmelte der junge Mann.

»Einerlei.«

Adrian Singleton stand müde auf und folgte Dorian zu dem Schanktisch. Ein indisches Mischling in zerrissenem Turban und schäbigem Überrock grinste eine widerwärtige Begrüßung, als er eine Flasche Brandy und zwei große Gläser vor sie hinschob. Die Weiber machten sich an sie heran und begannen zu schnattern. Dorian kehrte ihnen den Rücken zu und sagte mit leiser Stimme etwas zu Adrian Singleton.

Ein schiefes Lächeln wie eine Malayenfalte wand sich über das Gesicht der einen. »Wir sind heute abend sehr stolz«, höhnte sie.

»Um Gottes willen, sprechen Sie mich nicht an«, rief Dorian und stampfte mit dem Fuß auf. »Was wollen Sie? Geld? Hier ist Geld. Reden Sie mich nie wieder an.«

Zwei rote Funken blitzten für einen Augenblick in den verquollenen Augen der Frau auf, verflackerten und ließen sie stumpf und glasig zurück. Sie warf den Kopf zurück und raffte mit gierigen Fingern die Münzen vom Zahlbrett. Ihre Gefährtin beobachtete sie neidisch.

»Es hat keinen Sinn«, seufzte Adrian Singleton. »Mir liegt nichts daran, zurückzukehren. Wozu denn? Ich bin hier ganz glücklich.«

»Sie werden mir schreiben, wenn Sie etwas brauchen, nicht wahr?« sagte Dorian nach einer Pause.

»Vielleicht.«

»Dann also gute Nacht.«

»Gute Nacht«, antwortete der junge Mann, während er die Stufen hinaufging und sich den ausgedörrten Mund mit einem Taschentuch wischte.

Dorian ging mit einem schmerzlichen Ausdruck im Gesicht zur Tür. Als er den Vorhang zur Seite zog, brach ein abscheuliches Gelächter von den gemalten Lippen der Frau, die sein Geld genommen hatte. »Da geht der Teufelsbraten!« glückste sie mit heiserer Stimme.

»Hol dich der Satan!« antwortete er. »Nenn mich nicht so.«

Sie schnippte mit den Fingern. »Prinz Wunderhold möchtest du gern genannt werden, nicht wahr?« kreischte sie hinter ihm her.

Bei diesen Worten sprang der schlaftrunkene Matrose auf und blickte wild um sich. Das Geräusch der zufallenden Haustür drang an sein Ohr. Er stürzte hinaus, als werde er verfolgt.

Dorian Gray hastete durch den Nieselregen den Kai entlang. Seine Begegnung mit Adrian Singleton hatte ihn seltsam bewegt, und er fragte sich, ob der Untergang dieses jungen Lebens tatsächlich seine Schuld sei, wie Basil Hallward so infam beleidigend behauptet hatte. Er biß sich auf die Lippen, und sekundenlang wurden seine Augen traurig. Doch was ging ihn das schließlich an? Das Leben war zu kurz, um die Last der Fehler, die andere begangen hatten, auf die eigenen Schultern zu nehmen. Jeder lebte sein eigenes Leben und bezahlte seinen eigenen Preis dafür. Der Jammer war nur, daß man für ein einziges Vergehen so oft bezahlen mußte. Wahrhaftig, wieder und immer wieder mußte man dafür bezahlen. In seinen Geschäften mit Menschen machte das Schicksal nie einen Strich unter die Rechnung.

Es gibt Augenblicke, so meinen die Psychologen, in denen die Leidenschaft zur Sünde oder zu dem, was die Welt Sünde nennt, eine Natur so beherrscht, daß jede Fiber des Leibes, jede Gehirnzelle von furchtbaren Trieben durchdrungen zu sein scheint. Männer wie Frauen verlieren in solchen Augenblicken die Freiheit ihres Willens. Wie Automaten bewegen sie sich auf ihr schreckliches Ziel zu. Die Wahl ist ihnen genommen, und das Gewissen ist entweder tot oder lebt, wenn überhaupt, nur noch, um der Auflehnung ihren Zauber, dem Ungehorsam seines Reiz zu geben. Denn alle Sünden sind, wie uns die Theologen unermüdlich einprägen, Sünden des Ungehorsams. Als jener erhabene Geist, jener Morgenstern des Bösen, aus dem Himmel stürzte, stürzte er als Rebell.

Unempfindlich, auf Böses konzentriert, mit beflecktem Geist und nach Empörung hungernder Seele hastete Dorian Gray weiter, wobei er seine Schritte immer mehr beschleunigte, doch als er seitwärts in einen dunklen Torweg stürzte, der ihm oft als

Abkürzung zu dem verrufenen Ort gedient hatte, den er aufsuchen wollte, fühlte er sich plötzlich von hinten gepackt, und ehe er Zeit hatte, sich zu verteidigen, wurde er gegen die Mauer geschleudert, und eine rohe Hand legte sich um seine Kehle.

Er kämpfte wie wahnsinnig um sein Leben und entwand sich mit furchtbarer Anstrengung den würgenden Fingern. Eine Sekunde später hörte er das Klicken eines Revolvers und sah den Schimmer eines genau auf seinen Kopf gerichteten blanken Laufs und die undeutliche Gestalt eines unersetzen Mannes, der vor ihm stand.

»Was wollen Sie?« keuchte er.

»Ruhig bleiben«, sagte der Mann. »Wenn Sie sich rühren, schieße ich Sie nieder.«

»Sie sind wahnsinnig. Was habe ich Ihnen getan?«

»Sie haben Sibyl Vane Leben zugrunde gerichtet«, war die Antwort, »und Sibyl Vane war meine Schwester. Sie hat sich selber umgebracht. Ich weiß es. Sie sind schuld an Ihrem Tod. Ich habe geschworen, daß ich Sie dafür umbringen würde. Jahrelang habe ich nach Ihnen gesucht. Ich hatte keine Anhaltspunkte, keine Spur. Die beiden Menschen, die Sie hätten beschreiben können, waren tot. Ich wußte nichts von Ihnen als den Kosenamen, mit dem Sybil Sie zu nennen pflegte. Zufällig hörte ich ihn heute nacht. Machen Sie Ihren Frieden mit Gott, denn heute nacht sollen Sie sterben.«

Dorian Gray wurde übel vor Angst. »Ich habe sie nie gekannt«, stammelte er. »Ich habe nie von ihr gehört. Sie sind wahnsinnig.«

»Sie sollten lieber Ihre Sünden beichten, denn so gewiß ich James Vane bin, werden Sie sterben.« Es war ein grauenhafter Augenblick. Dorian wußte nicht, was er sagen oder tun sollte. »Auf die Knie!« knurrte der Mann. »Ich gebe Ihnen eine Minute, Ihren Frieden zu machen – mehr nicht. Heute nacht gehe ich an Bord, nach Indien, und vorher muß ich mein Geschäft erledigt haben. Eine Minute. Das ist alles.«

Dorians Arme sanken an den Seiten herab. Gelähmt vor Entsetzen, wußte er nicht, was er tun sollte. Plötzlich blitzte eine wilde Hoffnung in seinem Hirn auf. »Halt«, schrie er. »Wie lange ist es her, daß Ihre Schwester starb? Schnell, sagen Sie es mir!«

»Achtzehn Jahre«, antwortete der Mann. »Warum fragen Sie? Was kommt es auf die Jahre an?«

»Achtzehn Jahre«, lachte Dorian Gray mit einem Anflug von Triumph in der Stimme. »Achtzehn Jahre! Stellen Sie mich unter die Laterne und sehen Sie mir ins Gesicht!« James Vane zögerte einen Augenblick, weil er nicht begriff, was das bedeuten sollte. Dann packte er Dorian Gray und zerrte ihn aus dem Torweg.

So trübe und flackernd das vom Wind geblasene Licht der Laterne war, es half dennoch, seinen, wie es schien, furchtbaren Irrtum zu erkennen, in den er verfallen war, denn das Gesicht des Mannes, den er hatte töten wollen, besaß die ganze Blüte der Jugend und deren unbefleckte Reinheit. Er schien wenig älter zu sein als ein Jüngling von zwanzig Lenzen, kaum älter, wenn überhaupt, als seine Schwester gewesen war, da sie sich vor so vielen Jahren trennten. Es war klar, daß dieser hier nicht der Mann war, der ihr Leben zerstört hatte.

Er lockerte seinen Griff und wich zurück. »Mein Gott! Mein Gott!« rief er, »und Sie hätte ich ermordet!«

Dorian Gray tat einen tiefen Atemzug. »Mann, Sie waren dicht davor, ein schreckliches Verbrechen zu begehen«, sagte er und sah ihn streng an. »Lassen Sie sich das eine Warnung sein, die Rache nicht in Ihre eigenen Hände zu nehmen.«

»Verzeihen Sie mir, Sir«, murmelte James Vane. »Ich habe mich geirrt. Ein zufälliges Wort, das ich in diesem verdammten Loch hörte, hat mich auf die falsche Spur geführt.«

»Sie sollten lieber heimgehen und diese Pistole wegstecken, sonst kommen Sie womöglich noch in Schwierigkeiten«, sagte Dorian, drehte sich auf dem Absatz um und ging langsam die Straße hinunter.

James Vane stand voller Entsetzen auf dem Bürgersteig. Er zitterte von Kopf bis Fuß. Nach einer kleinen Weile glitt ein dunkler Schatten, der an der triefenden Mauer entlanggeschlichen war, ins Licht hinaus und kam mit verstohlenen Schritten auf ihn zu. Er spürte eine Hand, die sich auf seinen Arm legte, und blickte erschrocken um sich. Es war eine von den Frauen, die am Schanktisch getrunken hatten.

»Warum haben Sie ihn nicht umgebracht?« zischte sie, ihr

hageres Gesicht dicht vor dem seinen. »Ich wußte, daß Sie hinter ihm her waren, als Sie bei Daly hinausstürzten. Sie Narr! Sie hätten ihn umbringen sollen. Er hat haufenweise Geld und ist so schlecht wie nur einer.«

»Er ist nicht der Mann, den ich suche«, antwortete er, »und ich will keines Menschen Geld. Ich will nur das Leben von einem. Der Mann, dessen Leben ich will, muß jetzt beinahe vierzig sein. Dieser ist wenig älter als ein Knabe. Gott sei Dank habe ich nicht sein Blut an den Händen.«

Die Frau stieß ein bitteres Lachen aus. »Wenig älter als ein Knabe!« höhnte sie. »Mann, es ist fast achtzehn Jahre her, daß mich Prinz Wunderhold zu dem machte, was ich bin.«

»Du lügst!« schrie James Vane.

Sie hob eine Hand zum Himmel. »Bei Gott, ich sage die Wahrheit«, rief sie.

»Bei Gott?«

»Die Zunge soll mir verderren, wenn es nicht so ist. Er ist der Schlimmste von allen, die hierherkommen. Sie sagen, er hat dem Teufel seine Seele verkauft für ein hübsches Gesicht. Es ist fast achtzehn Jahre her, daß ich ihm begegnete. Er hat sich seitdem nicht viel verändert. Ich schon«, fügte sie mit einem widerlichen Seitenblick hinzu.

»Schwörst du das?«

»Ich schwöre es«, kam das heisere Echo von ihrem schalen Mund. »Aber verrate mich ihm nicht«, winselte sie, »ich habe Angst vor ihm. Gib mir ein bißchen Geld für eine Bleibe.«

Mit einem Fluch machte er sich von ihr los und stürzte an die Straßenecke; aber Dorian Gray war verschwunden. Als er zurückblickte, war auch die Frau nicht mehr da.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Eine Woche später saß Dorian Gray im Wintergarten von Selby Royal und sprach mit der hübschen Herzogin von Monmouth, die sich mit ihrem Gatten, einem verlebt aussehenden Sechziger, unter seinen Gästen befand. Es war die Teestunde, und das sanfte Licht der Lampe mit dem Spitzenschirm, die auf

dem Tisch stand, beleuchtete das feine Porzellan und gehämmerte Silber des Geschirrs, über das die Herzogin waltete. Elegant bewegten sich ihre weißen Hände zwischen den Tassen, und ihre vollen roten Lippen lächelten über etwas, das Dorian ihr zugeflüstert hatte. Lord Henry lag zurückgelehnt in einem Rohrsessel mit seidenen Polstern und ließ den Blick auf ihnen ruhen. Auf einem pfirsichfarbenen Diwan saß Lady Narborough und gab sich den Anschein, als lausche sie des Herzogs Beschreibung von dem letzten brasilianischen Käfer, den er seiner Sammlung einverleibt hatte. Drei junge Männer in gut gearbeiteten Nachmittagsanzügen reichten einigen Damen Teegebäck. Die Hausgesellschaft bestand aus zwölf Personen, und für den nächsten Tag wurden noch mehr erwartet.

»Worüber spreicht ihr?« fragte Lord Henry, während er zum Tisch schlenderte und seine Tasse abstellte. »Ich hoffe, Dorian hat Ihnen von meinem Plan erzählt, alles umzubenennen, Gladys. Es ist eine köstliche Idee.«

»Aber ich möchte nicht umbenannt werden, Harry«, erwiderte die Herzogin und blickte mit ihren wundervollen Augen zu ihm auf. »Ich bin ganz zufrieden mit meinem Namen, und Mister Gray sollte es mit dem seinen gewiß ebenfalls sein.«

»Meine liebe Gladys, nicht um die Welt würde ich einen von beiden ändern. Sie sind beide vollkommen. Ich dachte hauptsächlich an Blumen. Gestern schnitt ich eine Orchidee für mein Knopfloch. Es war ein wunderschön geflecktes Ding, so wirkungsvoll wie die sieben Todsünden. In einem unüberlegten Augenblick fragte ich den Gärtner nach ihrem Namen. Er erklärte mir, sie sei ein schönes Exemplar der Robinsoniana oder von etwas ähnlich Gräßlichem. Es ist eine traurige Wahrheit, daß wir die Fähigkeit verloren haben, Dingen hübsche Namen zu geben. Namen sind alles. Ich streite nie um Handlungen. Mein Streit geht nur um Worte. Das ist der Grund, warum ich vulgären Realismus in der Literatur hasse. Der Mann, der einen Spaten Spaten nennen konnte, sollte gezwungen werden, einen zu benutzen. Das ist das einzige, wozu er taugt.«

»Wie sollten wir dann Sie nennen, Harry?« fragte sie.

»Er ist Fürst Paradox«, sagte Dorian.

»Ohne Zögern anerkannt«, rief die Herzogin aus.

»Ich will davon nichts hören«, lachte Lord Henry und ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Vor einem Etikett gibt es kein Entkommen. Ich lehne den Titel ab.«

»Majestäten dürfen nicht abdanken«, kam es warnend von hübschen Lippen.

»Sie wünschen also, daß ich meinen Thron behaupte?«

»Ja.«

»Ich sage die Wahrheiten von morgen.«

»Ich ziehe die Irrtümer von heute vor«, antwortete sie.

»Sie entwaffnen mich, Gladys«, rief er, angesteckt von ihrer mutwilligen Laune.

»Ihres Schildes, Harry, nicht Ihres Speers.«

»Ich führe ihn nie gegen die Schönheit«, sagte er mit einer leichten Handbewegung.

»Das ist Ihr Fehler, Harry, glauben Sie mir. Sie schätzen die Schönheit viel zu hoch.«

»Wie können Sie so etwas sagen? Ich gebe zu, daß ich der Ansicht bin, es sei besser, schön zu sein als gut. Doch auf der anderen Seite ist niemand schneller bereit als ich, anzuerkennen, daß es besser ist, gut zu sein als häßlich.«

»Dann ist also Häßlichkeit eine der sieben Todsünden?« rief die Herzogin. »Was wird aus Ihrem Gleichnis mit der Orchidee?«

»Häßlichkeit ist eine der sieben Todsünden, Gladys. Sie als eine gute Tory dürfen diese nicht unterschätzen. Bier, die Bibel und die sieben Todtugenden haben unser England zu dem gemacht, was es ist.«

»Sie lieben also Ihr Vaterland nicht?« fragte sie.

»Ich lebe darin.«

»Damit Sie es besser kritisieren können.«

»Wollen Sie, daß ich mir das Urteil Europas darüber zu eigen mache?« fragte er.

»Was sagt man von uns?«

»Daß Tartüff nach England emigriert sei und einen Laden aufgemacht habe.«

»Ist das von Ihnen, Harry?«

»Ich schenke es Ihnen.«

»Ich könnte es nicht anwenden. Es ist allzu wahr.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Unsere Landsleute erkennen niemals das Wahre einer Beschreibung.«

»Sie denken praktisch.«

»Sie denken mehr gerissen als praktisch. Wenn sie ihr Hauptbuch abschließen, gleichen sie Dummheit mit Reichtum und Laster mit Heuchelei aus.«

»Dennoch haben wir große Dinge vollbracht.«

»Große Dinge wurden uns auferlegt, Gladys.«

»Wir haben diese Bürde getragen.«

»Nur bis zur Börse.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube an unsere Rasse«, rief sie.

»Sie repräsentiert das Überleben des Strebertums.«

»Sie hat Entwicklungsmöglichkeiten.«

»Verfall reizt mich mehr.«

»Und die Kunst?«

»Ist eine Krankheit.«

»Die Liebe?«

»Eine Illusion.«

»Die Religion?«

»Der beliebte Ersatz für den Glauben.«

»Sie sind ein Skeptiker.«

»Niemals! Skeptizismus ist der Beginn des Glaubens.«

»Was sind Sie also?«

»Definieren heißt begrenzen.«

»Geben Sie mir einen roten Faden.«

»Fäden reißen. Sie würden in dem Labyrinth Ihren Weg verlieren.«

»Sie verwirren mich. Lassen Sie uns von etwas anderem reden.«

»Unser Gastgeber ist ein herrliches Thema. Vor Jahren wurde er Prinz Wunderhold getauft.«

»Ach! Erinnern Sie mich nicht daran«, rief Dorian Gray.

»Unser Gastgeber ist heute abend ziemlich unwirsch«, sagte die Herzogin und wurde rot. »Ich glaube, er bildet sich ein, Monmouth habe mich aus rein wissenschaftlichen Prinzipien geheiratet, als das beste Exemplar eines modernen Schmetterlings, das er finden konnte.«

»Nun, hoffentlich spießt er Sie nicht auf Stecknadeln, Herzogin«, lachte Dorian.

»Oh! Das tut bereits meine Zofe, Mister Gray, wenn sie sich über mich ärgert.«

»Und worüber ärgert sie sich bei Ihnen, Herzogin?«

»Über die allergeringsten Kleinigkeiten, Mister Gray, das versichere ich Ihnen. Gewöhnlich, weil ich um zehn Minuten vor neun heimkomme und ihr sage, daß ich um halb neun angekleidet sein muß.«

»Wie unvernünftig von ihr! Sie sollten ihr kündigen.«

»Das wage ich nicht, Mister Gray. Sie erfindet Hüte für mich. Erinnern Sie sich an den einen, den ich zu Lady Hilstones Gartenfest trug? Sie erinnern sich nicht, aber es ist nett von Ihnen, daß Sie so tun. Den hat sie aus nichts gemacht. Alle guten Hüte sind aus nichts gemacht.«

»Wie jeder gute Ruf, Gladys«, unterbrach Lord Henry,

»Jeder Erfolg, den wir erzielen, verschafft uns einen Feind. Um beliebt zu sein, muß man ein unbedeutender Mensch sein.«

»Nicht bei Frauen«, sagte die Herzogin und schüttelte den Kopf. »Und Frauen regieren die Welt. Seien Sie gewiß, daß wir unbedeutende Menschen nicht ertragen können. Wir Frauen lieben mit den Ohren, wie einmal jemand gesagt hat, so wie ihr Männer mit den Augen liebt, wenn ihr überhaupt liebt.«

»Mir scheint, daß wir nie etwas anderes tun«, murmelte Dorian.

»Ach, dann lieben Sie niemals wirklich, Mister Gray«, antwortete die Herzogin mit gespielter Betrübnis.

»Meine liebe Gladys!« rief Lord Henry. »Wie können Sie so etwas behaupten? Der Roman lebt von der Wiederholung, und die Wiederholung verwandelt Begierde in Kunst. Außerdem ist jedesmal, da man liebt, das einzige Mal, da man je geliebt hat. Die Verschiedenheit des Objekts ändert nichts am Einmaligen der Leidenschaft. Sie vertieft es nur. Wir können im Leben bestenfalls ein großes Erlebnis haben, und das Geheimnis des Lebens ist, dieses Erlebnis so oft wie möglich aufs neue zu erleben.«

»Selbst wenn es einen verwundet hat, Harry?« fragte die Herzogin nach einer Pause.

»Gerade dann, wenn es einen verwundet hat«, erwiderte Lord Henry.

Die Herzogin wandte sich zur Seite und sah mit einem merkwürdigen Ausdruck in den Augen Dorian Gray an. »Was meinen Sie dazu, Mister Gray?« fragte sie.

Dorian zögerte einen Augenblick. Dann warf er den Kopf zurück und lachte. »Ich stimme stets mit Harry überein, Herzogin.«

»Auch wenn er unrecht hat?«

»Harry hat niemals unrecht, Herzogin.«

»Und macht seine Philosophie Sie glücklich?«

»Ich habe nie das Glück gesucht. Wer braucht Glück? Ich habe den Genuß gesucht.«

»Und ihn gefunden, Mister Gray?«

»Oft. Allzuoft.«

Die Herzogin seufzte. »Ich suche Frieden«, sagte sie, »und wenn ich jetzt nicht gehe und mich umziehe, werde ich heute abend keinen haben.«

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein paar Orchideen hole, Herzogin«, rief Dorian, sprang auf und ging durch den Wintergarten.

»Sie kokettieren schandbar mit ihm«, sagte Lord Henry zu seiner Kusine. »Sie sollten sich lieber in acht nehmen. Er ist überaus faszinierend.«

»Wäre er es nicht, würde es keinen Kampf geben.«

»Griechen messen sich also mit Griechen?«

»Ich stehe auf der Seite der Trojaner. Die kämpften für eine Frau.«

»Und wurden besiegt.«

»Es gibt Schlimmeres als Gefangenschaft«, antwortete sie.

»Sie galoppieren mit losem Zügel.«

»Geschwindigkeit belebt«, war die Antwort.

»Das werde ich heute nacht in mein Tagebuch schreiben.«

»Was?«

»Daß ein gebranntes Kind das Feuer liebt.«

»Ich bin nicht einmal angesengt. Meine Flügel sind unversehrt.«

»Sie benutzen sie zu allem, außer zur Flucht.«

»Der Mut ist von den Männern auf die Frauen übergegangen. Er ist eine neue Erfahrung für uns.«

»Sie haben eine Rivalin.«

»Wen?«

Er lachte. »Lady Narborough«, flüsterte er. »Sie betet ihn einfach an.«

»Sie erfüllen mich mit Besorgnis. Der Appell an das Altertum ist verhängnisvoll für uns Romantiker.«

»Romantiker! Sie verfügen über alle Methoden der Wissenschaft.«

»Die Männer haben uns erzogen.«

»Aber nicht erklärt.«

»Beschreiben Sie uns als Geschlecht«, kam die Herausforderung.

»Sphixe ohne Geheimnis.«

Sie sah ihn lächelnd an. »Wie lange Mister Gray braucht!« sagte sie. »Wir wollen gehen und ihm helfen. Ich habe ihm noch gar nicht gesagt, welche Farbe mein Kleid hat.«

»Oh, Sie müssen Ihr Kleid seinen Blumen anpassen, Gladys.«

»Das wäre eine voreilige Übergabe.«

»Die romantische Kunst beginnt mit ihrem Gipfel.«

»Ich muß mir die Möglichkeit zum Rückzug bewahren.«

»Nach Art der Parther?«

»Die fanden Sicherheit in der Wüste. Das könnte ich nicht.«

»Frauen steht nicht immer die Wahl frei«, antwortete er, doch kaum hatte er den Satz beendet, als vom äußersten Ende des Wintergartens ein unterdrücktes Stöhnen kam, gefolgt von dem dumpfen Geräusch eines schweren Falls. Alle fuhren hoch. Die Herzogin stand reglos vor Entsetzen. Und mit angstvollen Augen stürzte Lord Henry durch die wehenden Palmen und fand Dorian Gray mit dem Gesicht am Boden in einer tödlichähnlichen Ohnmacht auf den Fliesen.

Er wurde sofort in den blauen Salon getragen und auf eine der Ruhebänke gelegt. Nach kurzer Zeit kam er zu sich und blickte mit bestürztem Ausdruck um sich.

»Was ist geschehen?« fragte er. »Oh! Ich erinnere mich. Bin ich hier sicher, Harry?« Er begann zu zittern.

»Mein lieber Dorian«, antwortete Lord Henry, »Sie sind nur

ohnmächtig geworden. Weiter nichts. Sie müssen übermüdet sein. Sie sollten lieber nicht zum Essen herunterkommen. Ich werde Sie vertreten.«

»Nein, ich werde herunterkommen«, sagte er und bemühte sich, aufzustehen. »Ich möchte lieber herunterkommen. Ich darf nicht allein sein.«

Er ging in sein Zimmer und kleidete sich an. Eine ausgelassene, unbekümmerte Lustigkeit lag in seinem Haben, als er bei Tisch saß, doch hin und wieder überlief ihn ein Schauer des Entsetzens, wenn ihm einfiel, daß er, wie ein weißes Taschentuch gegen das Fenster des Wintergartens gepreßt, das lauernde Gesicht von James Vane gesehen hatte.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Am nächsten Tag verließ er das Haus nicht und verbrachte tatsächlich die meiste Zeit in seinem eigenen Zimmer, krank vor wilder Angst, zu sterben, und dennoch gleichgültig gegen das Leben. Das Bewußtsein, gehetzt, umstellt und aufgespürt zu sein, begann Gewalt über ihn zu erlangen. Wenn sich nur der Wandbehang sacht im Wind bewegte, schüttelte es ihn. Die toten Blätter, die gegen die bleigefäßten Scheiben geweht wurden, muteten ihn an wie seine verfallenen Entschlüsse und seine schwärmerischen Anfälle von Reue. Wenn er die Augen schloß, sah er wieder das Gesicht des Matrosen durch die nebelbeschlagene Scheibe starren, und wieder schien ihm das Entsetzen nach seinem Herzen zu greifen.

Aber vielleicht war es nur seine Einbildung gewesen, welche die Rache aus der Nacht heraufbeschworen und die grauenhaften Gestalten der Strafe vor ihn gebracht hatte.

Das wirkliche Leben war Chaos, aber die Phantasie hatte etwas ungeheuer Logisches. Die Einbildung war es, die der Sünde auf den Fersen die Reue nachhetzen ließ. Die Einbildung war es, die jedes Verbrechen seine Mißgeburt austragen ließ. In der ordinären Tatsachenwelt wurde weder der Böse bestraft noch der Gute belohnt. Erfolg war dem Starken beschieden, mit Mißerfolg der Schwache geschlagen. Das war alles.

Außerdem, wäre irgendein Fremder um das Haus geschlichen, so hätten ihn die Diener oder Hausbewahrer gesehen. Waren Fußstapfen auf den Blumenbeeten gefunden worden, dann hätten die Gärtner es gemeldet. Ja, es war nur Einbildung gewesen. Sibyl Vanes Bruder war nicht zurückgekommen, um ihn zu töten. Er war mit seinem Schiff davongesegelt und in einem winterlichen Seegang ertrunken. Schließlich wußte der Mann gar nicht, wer er war, konnte es einfach nicht wissen. Die Maske der Jugend hatte ihn gerettet.

Und doch, wenn es nur eine Täuschung gewesen war, wie schrecklich war dann der Gedanke, daß das Gewissen so furchtbare Gespenster herbeirufen, ihnen sichtbare Gestalt geben und sie vor seinen Augen in Bewegung setzen konnte! Welch ein Leben würde das sein, wenn Tag und Nacht die Gespenster seines Verbrechens aus stillen Winkeln nach ihm stierten, ihn von verschwiegenen Plätzen aus verhöhnten, ihm ins Ohr wisperten, wenn er an festlicher Tafel saß, und ihn mit eisigen Fingern weckten, wenn er schlief! Als ihm dieser Gedanke durchs Hirn kroch, wurde er bleich vor Entsetzen, und die Luft schien ihm plötzlich kälter geworden zu sein. Oh, in welch böser Wahnsinnsstunde hatte er seinen Freund getötet! Wie grauenhaft war die bloße Erinnerung an jene Szene! Er sah alles wieder vor sich. Jede abscheuliche Einzelheit kam ihm mit gesteigertem Schrecken wieder. Aus dem schwarzen Käfig der Zeit erhob sich furchtbar und in Scharlach gehüllt das Bild seiner Sünde. Als Lord Henry um sechs Uhr hereinkam, fand er ihn weinend, als sollte ihm das Herz brechen.

Erst am dritten Tag wagte er auszugehen. In der klaren, nach Kiefern duftenden Luft dieses Wintermorgens lag etwas, das ihm seine Heiterkeit und seine inbrünstige Liebe zum Leben zurückzugeben schien. Aber es war nicht nur die äußere Beschaffenheit seiner Umgebung, die den Wechsel herbeigeführt hatte. Seine eigene Natur hatte sich gegen das Übermaß der Angst empört, welche die Vollkommenheit ihrer Ruhe zu verstümmeln und zu zerstören suchte. Bei feinsinnigen und wohlgebildeten Gemütern ist das stets der Fall. Ihre starken Leidenschaften kennen nur Biegen oder Brechen. Entweder erschlagen sie den Menschen oder sterben selbst. Seichter Schmerz

und seichte Liebe leben weiter. Eine Liebe und ein Schmerz, die groß sind, werden durch ihr eigenes Übermaß vernichtet. Außerdem hatte er sich überzeugt, daß er das Opfer einer von Grausen geschlagenen Einbildung gewesen war, und blickte nun gleichsam mitleidig und mit geringer Verachtung auf seine Ängste zurück.

Nach dem Frühstück ging er mit der Herzogin eine Stunde lang im Garten spazieren und fuhr dann durch den Park, um sich der Jagdgesellschaft anzuschließen. Der frische Rauhreif lag wie Salz auf dem Gras. Der Himmel war eine umgedrehte Schale aus blauem Metall. Ein dünner Eisfilm säumte den flachen, schilfbewachsenen See.

An der Ecke des Kiefernwaldes sichtete er Sir Geoffrey Clouston, den Bruder der Herzogin, der zwei verbrauchte Patronen aus seinem Gewehr stieß. Er sprang vom Wagen, und nachdem er dem Reitknecht befohlen hatte, die Stute nach Hause zu bringen, ging er durch das wilde Farnkraut und struppige Unterholz auf seinen Gast zu.

»Haben Sie gute Jagd gehabt, Geoffrey?« fragte er.

»Nicht sehr gut, Dorian. Ich glaube, die meisten Vögel haben sich aufs freie Feld davongemacht. Ich möchte meinen, wenn wir nach dem Lunch in neues Gelände kommen, wird es besser werden.«

Dorian schlenderte an seiner Seite dahin. Die beißende, aromatische Luft, die braunen und roten Lichter, die im Wald schimmerten, das heisere Geschrei der Treiber und das scharfe Knallen der Gewehre, das darauf folgte, faszinierten ihn und erfüllten ihn mit einem Gefühl köstlicher Freiheit. Die Sorglosigkeit des Glücks und die erhabene Gleichgültigkeit der Freude beherrschten ihn.

Plötzlich brach aus einem klumpigen Büschel alten Grases etwa zwanzig Schritt vor ihnen mit aufgerichteten, schwarzgeänderten Löffeln und langen Hinterläufen, die ihn voranwarfen, ein Hase. Er stürzte auf ein Erlendickicht zu. Sir Geoffrey legte das Gewehr an, aber in der anmutigen Bewegung des Tieres lag etwas, das Dorian Gray seltsam entzückte, und sofort rief er: »Schießen Sie nicht, Geoffrey. Lassen Sie ihn leben.«

»Welch ein Unsinn, Dorian!« lachte sein Gefährte, und als

der Hase in das Dickicht sprang, feuerte er. Zwei Schreie waren zu hören, der Schrei eines Hasen in Not, der schrecklich ist, und der Schrei eines Menschen in Todesqual, der noch schrecklicher ist.

»Gütiger Himmel! Ich habe einen Treiber getroffen!« rief Sir Geoffrey aus. »Welch ein Esel von Kerl, sich vor die Gewehre zu stellen! Nicht mehr schießen!« rief er, so laut er nur konnte.

»Ein Mann ist verwundet!«

Der Obertreiber kam mit einem Stock in der Hand angelau-fen.

»Wo, Sir? Wo ist er?« schrie er. Gleichzeitig wurde an der ganzen Linie das Feuer eingestellt.

»Hier«, antwortete Sir Geoffrey ärgerlich und eilte auf das Dickicht zu. »Warum in aller Welt halten Sie Ihre Leute nicht zurück? Verdirbt mir die Jagd für den ganzen Tag.«

Dorian sah zu, wie sie in das Erlengebüsch tauchten, wobei sie die biegsamen, schwingenden Äste zur Seite fegten. Wenige Augenblicke später kamen sie wieder hervor und schleiften ei-nen Körper hinter sich her ins Sonnenlicht. Er wandte sich ent-setzt ab. Es schien ihm, als folge ihm das Unglück überallhin. Er hörte Sir Geoffrey fragen, ob der Mann wirklich tot sei, und die bejahende Antwort des Treibers. Der Wald schien ihm plötzlich von Gesichtern belebt zu sein. Da war das Trappen von Myriaden Füßen und das leise Summen von Stimmen. Ein großer Fasan mit kupferfarbener Brust stieß flügelschlagend durch die Zweige über seinem Kopf.

Nach wenigen Augenblicken, die ihm in seinem verstörten Zustand wie endlose Stunden der Qual erschienen, spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Er fuhr zusammen und blickte um sich.

»Dorian«, sagte Lord Henry, »es ist wohl besser, wenn ich ih-nen sage, daß für heute Schluß ist mit der Jagd. Es würde kei-nen guten Eindruck machen, wenn man fortführe.«

»Ich wünschte, man machte für immer damit Schluß, Harry«, antwortete er bitter. »Die ganze Sache ist abscheulich und grausam. Ist der Mann ...?«

Er vermochte den Satz nicht zu beenden.

»Ich fürchte, ja«, erwiderte Lord Henry. »Er hat die ganze

Ladung in die Brust bekommen. Er muß fast augenblicklich tot gewesen sein. Kommen Sie, lassen Sie uns heimgehen.«

Sie gingen Seite an Seite fast fünfzig Schritt, ohne zu sprechen, auf die Allee zu. Dann sah Dorian Lord Henry an und sagte mit einem schweren Seufzer: »Das ist ein böses Omen, Harry, ein sehr böses Omen.«

»Was?« fragte Lord Henry. »Oh, vermutlich dieser Unfall. Das ist nicht zu ändern. Warum lief er auch vor die Flinten. Außerdem geht es uns nichts an. Für Geoffrey ist es natürlich ziemlich unangenehm. Es geht nicht an, auf Treiber zu schießen. Es bringt die Leute zu der Ansicht, man sei ein unbesonnener Schütze. Und das ist Geoffrey nicht, er schießt sehr gut. Aber es hat keinen Sinn, über die Sache zu reden.«

Dorian schüttelte den Kopf. »Es ist ein böses Omen, Harry. Ich habe das Gefühl, als werde einigen von uns etwas Schreckliches zustoßen. Vielleicht mir«, setzte er hinzu und führte mit schmerzlicher Gebärde die Hand über die Augen.

Der Ältere lachte. »Das einzige Schreckliche auf der Welt ist Langeweile, Dorian. Das ist die einzige Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Doch wir werden wahrscheinlich nicht darunter zu leiden haben, sofern diese Burschen beim Essen nicht etwa immer noch über die Sache schwatzen. Ich muß ihnen sagen, daß das Thema tabu zu sein hat. Und was Omen betrifft: so etwas wie ein Omen gibt es nicht. Das Schicksal sendet uns keine Herolde. Dazu ist es zu weise oder zu grausam. Was in aller Welt könnte Ihnen außerdem zustoßen, Dorian. Sie haben alles auf Erden, was sich ein Mensch nur wünschen kann. Es gibt keinen, der nicht entzückt wäre, seinen Platz mit Ihnen zu tauschen.«

»Es gibt keinen, mit dem ich nicht tauschen würde, Harry. Lachen Sie nicht so. Ich sage Ihnen die Wahrheit. Der elende Bauer, der eben starb, ist besser daran als ich. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Das Nahen des Todes ist es, wovor mir graust. Seine ungeheuren Schwingen scheinen in der bleiernen Luft um mich zu kreisen. Gütiger Himmel! Sehen Sie nicht den Mann dort hinter den Bäumen, der mich belauert, der auf mich wartet?«

Lord Henry blickte in die Richtung, die ihm die zitternde be-

handschuhte Hand wies. »Ja«, sagte er lächelnd, »ich sehe den Gärtner auf Sie warten. Vermutlich will er Sie fragen, welche Blumen Sie heute abend auf der Tafel wünschen. Wie lächerlich nervös Sie sind, mein lieber Junge! Sie müssen meinen Arzt aufsuchen, wenn wir wieder in London sind.«

Dorian stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er den Gärtner näher kommen sah. Der Mann griff an seinen Hut, sah Lord Henry einen Augenblick unschlüssig an und holte dann einen Brief hervor, den er seinem Herrn aushändigte. »Ihre Gnaden befahl mir, auf Antwort zu warten«, murmelte er.

Dorian steckte den Brief in die Tasche. »Sagen Sie Ihrer Gnaden, daß ich komme«, bemerkte er kalt. Der Mann machte kehrt und ging rasch dem Haus zu.

»Wie sehr es doch die Frauen lieben, gefährliche Dinge zu tun!« lachte Lord Henry. »Das ist eine von jenen Eigenschaften an ihnen, die ich am meisten bewundere. Eine Frau wird mit jedem auf der Welt kokettieren, solange andere Leute zuschauen.«

»Wie sehr Sie es lieben, gefährliche Dinge zu sagen, Harry! Im vorliegenden Fall sind Sie völlig im Irrtum. Ich mag die Herzogin sehr gern, aber ich liebe sie nicht.«

»Und die Herzogin liebt Sie sehr und mag Sie nicht weniger gern, deshalb passen Sie ausgezeichnet zusammen.«

»Sie reden Klatsch, Harry, und Klatsch hat nie eine Basis.«

»Die Basis jeden Klatsches ist unmoralische Gewißheit«, sagte Lord Henry und zündete sich eine Zigarette an.

»Für einen Aphorismus würden Sie jeden opfern, Harry.«

»Die Welt geht freiwillig zum Altar«, war die Antwort.

»Ich wünschte, ich könnte lieben«, rief Dorian mit einem feierlichen Ton von Pathos in der Stimme. »Aber ich scheine die Leidenschaft verloren und das Begehrten vergessen zu haben. Ich bin zu sehr auf mich selbst konzentriert. Mein eigenes Ich ist mir eine Last geworden. Ich möchte entfliehen, fortgehen, vergessen. Es war dumm von mir, überhaupt herzukommen. Ich glaube, ich werde nach Harvey telegraphieren, daß die Yacht klargemacht wird. Auf einer Yacht ist man sicher.«

»Sicher wovor, Dorian? Sie sind irgendwie in Schwierigkeiten. Warum sagen Sie mir nicht, was es ist? Sie wissen, daß ich Ihnen helfen würde.«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Harry«, antwortete er traurig. »Und vermutlich ist es nur eine Einbildung von mir. Dieser unselige Unfall hat mich aus der Fassung gebracht. Ich habe die gräßliche Ahnung, daß mir womöglich etwas Ähnliches zustößt.«

»Welch ein Unsinn!«

»Ich hoffe, es ist Unsinn, und trotzdem empfinde ich so. Ah! Da ist die Herzogin und sieht aus wie Artemis in einem Schneiderskostüm. Wie Sie sehen, sind wir zurückgekommen, Herzogin.«

»Ich habe schon alles gehört, Mister Gray«, entgegnete sie. »Der arme Geoffrey ist ganz aus dem Häuschen. Und anscheinend haben Sie ihn noch gebeten, nicht auf den Hasen zu schießen. Wie seltsam!«

»Ja, es war sehr seltsam. Ich weiß nicht, warum ich es sagte. Vermutlich irgendein wunderlicher Einfall. Er sah so allerliebst aus. Aber es tut mir leid, daß man Ihnen von dem Mann erzählt hat. Es ist ein abscheuliches Thema.«

»Es ist ein langweiliges Thema«, unterbrach Lord Henry. »Es hat überhaupt keinen psychologischen Wert. Wie interessant würde dagegen die Sache, wenn Geoffrey es absichtlich getan hätte! Ich möchte gern jemanden kennenlernen, der einen echten Mord begangen hat.«

»Wie gräßlich von Ihnen, Harry!« rief die Herzogin. »Ist das nicht wahr, Mister Gray? Harry, Mister Gray fühlt sich wieder schlecht. Er wird ohnmächtig.« Mit großer Anstrengung richtete sich Dorian auf und lächelte. »Es ist nichts, Herzogin«, murmelte er, »meine Nerven sind schrecklich in Unordnung. Das ist alles. Ich fürchte, ich bin heute vormittag zu weit spazieren gegangen. Ich habe nicht gehört, was Harry sagte. War es sehr schlimm? Sie müssen es mir ein andermal erzählen. Ich glaube, ich muß mich hinlegen. Sie entschuldigen mich, nicht wahr?«

Sie hatten die große Treppe erreicht, die vom Wintergarten zur Terrasse führte. Als sich die Glastür hinter Dorian schloß, drehte sich Lord Henry um und sah die Herzogin mit seinen schlaftrigen Augen an. »Sind Sie sehr verliebt in ihn?« fragte er.

Sie hielt mit der Antwort eine Weile zurück und stand nur

da und starre auf die Landschaft. »Ich wünschte, ich wüßte es«, sagte sie am Ende.

Er schüttelte den Kopf. »Wissen wäre fatal. Die Ungewißheit ist es, die uns reizt. Ein Nebel macht die Dinge wunderschön.«

»Man kann den Weg verlieren.«

»Alle Wege enden am gleichen Punkt, meine liebe Gladys.«

»Welcher ist das?«

»Enttäuschung.«

»Die war mein Debüt im Leben«, seufzte sie.

»Sie kam gekrönt zu Ihnen.«

»Ich bin der Erdbeerblätter müde.«

»Sie stehen Ihnen.«

»Nur in der Öffentlichkeit.«

»Sie würden sie vermissen«, sagte Lord Henry.

»Von keinem Blättchen will ich mich trennen.«

»Monmouth hat Ohren.«

»Alter ist schwerhörig.«

»Ist er nie eifersüchtig gewesen?«

»Ich wünschte, es wäre so.«

Er schaute um sich, als suche er etwas.

»Was suchen Sie?« fragte sie.

»Den Knopf Ihres Floretts«, antwortete er. »Sie haben ihn fallenlassen.«

Sie lachte. »Ich habe immer noch die Maske.«

»Die macht Ihre Augen noch liebreizender«, war die Antwort.

Wieder lachte sie. Ihre Zähne sahen aus wie weiße Kerne in einer scharlachfarbenen Frucht.

Oben in seinem Zimmer lag Dorian auf einem Ruhebett, Entsetzen in jedem kribbelnden Nerv seines Körpers. Das Leben war ihm plötzlich eine zu abscheuliche Last geworden, sie zu tragen. Der schreckliche Tod des unglücklichen Treibers, im Dickicht erschossen wie ein wildes Tier, war ihm wie eine Vorbereitung seines eigenen Todes erschienen. Er war beinahe ohnmächtig geworden über das, was Lord Henry in einer zufälligen Laune zynischen Scherzes gesagt hatte.

Um fünf Uhr läutete er nach seinem Diener und gab ihm den Befehl, seine Sachen für den Nachtexpress nach London zu

packen und dafür zu sorgen, daß um halb neun der Brougham vor der Tür stehe. Er war entschlossen, nicht noch eine Nacht in Selby Royal zu schlafen. Es war ein Unglücksort. Der Tod wanderte hier im Sonnenlicht umher. Das Gras im Wald war mit Blut befleckt.

Dann schrieb er ein paar Zeilen an Lord Henry, worin er ihm mitteilte, daß er nach London fahren und seinen Arzt konsultieren wolle, und ihn bat, während seiner Abwesenheit seine Gäste zu unterhalten. Als er den Brief in den Umschlag steckte, klopfte es an die Tür, und sein Diener meldete ihm, daß der Obertreiber ihn zu sprechen wünsche. Er runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. »Schicken Sie ihn herein«, murmelte er nach einigem Zögern.

Als der Mann eintrat, nahm Dorian sein Scheckbuch aus der Schublade und legte es aufgeschlagen vor sich hin.

»Vermutlich sind Sie wegen des unseligen Unfalls heute morgen gekommen, Thornton?« sagte er und griff nach einer Feder.

»Ja, Sir«, antwortete der Wildhüter.

»War der arme Kerl verheiratet? Hat er Verwandte, die von ihm abhängig sind?« fragte Dorian mit gelangweiltem Gesicht. »Wenn ja, dann möchte ich nicht, daß sie Not leiden, und werde ihnen jede Summe schicken, die Sie für notwendig halten.«

»Wir wissen nicht, wer er ist, Sir. Deshalb nahm ich mir die Freiheit, zu Ihnen zu kommen.«

»Sie wissen nicht, wer er ist?« wiederholte Dorian teilnahmslos. »Was meinen Sie damit? Gehörte er nicht zu Ihren Leuten?«

»Nein, Sir. Habe ihn nie vorher gesehen. Sieht aus wie ein Matrose, Sir.« Die Feder fiel Dorian aus der Hand, und ihm war, als habe sein Herz plötzlich aufgehört zu schlagen. »Ein Matrose?« rief er aus. »Sagten Sie, ein Matrose?«

»Ja, Sir. Er sieht aus, als sei er so etwas wie ein Matrose gewesen, an beiden Armen tätowiert und dergleichen.«

»Wurde irgend etwas bei ihm gefunden?« fragte Dorian, wobei er sich vorbeugte und den Mann mit erschrockenen Augen ansah. »Irgend etwas, worauf sein Name stand?«

»Etwas Geld, Sir – nicht viel, und ein sechsschüssiger Revolver. Nirgendwo ein Name. Ein anständig aussehender Mann, Sir, nur ziemlich derb. So was wie ein Matrose, glauben wir.«

Dorian sprang auf. Eine mächtige Hoffnung flackerte in ihm auf. Wie wahnsinnig klammerte er sich an sie. »Wo ist die Leiche?« rief er aus. »Schnell! Ich muß sie sofort sehen.«

»Sie liegt in einem leeren Stall der Home Farm, Sir. Die Leute wollen so etwas nicht im Haus haben. Sie sagen, eine Leiche bringt Unglück.«

»Home Farm! Gehen Sie sofort hin und warten Sie auf mich. Sagen Sie einem von den Stallknechten, er soll mein Pferd vors Haus bringen. Nein. Lassen Sie. Ich gehe selber zu den Ställen. Das spart Zeit.«

Nach weniger als einer Viertelstunde galoppierte Dorian Gray, so schnell er nur konnte, die lange Allee entlang. Die Bäume schienen in gespenstischem Zug an ihm vorbeizufegen, und phantastische Schatten warfen sich auf seinen Weg. Einmal scheute die Stute vor einem weißen Gatterpfosten und warf ihn um ein Haar ab. Er schlug ihr mit der Reitpeitsche über den Hals. Sie durchschnitt die dämmrige Luft wie ein Pfeil.

Endlich erreichten sie die Home Farm. Zwei Männer lungerten im Hof herum. Er sprang aus dem Sattel und warf einem von ihnen die Zügel zu. In dem entferntesten Stall schimmerte ein Licht. Etwas schien ihm zu sagen, daß der Leichnam dort war, und er hastete zur Tür und legte die Hand auf den Riegel.

Er hielt einen Augenblick inne, in dem Gefühl, dicht vor einer Entdeckung zu stehen, die ihm entweder das Leben gab oder es vernichtete. Dann stieß er die Tür auf und trat ein.

Auf einem Haufen Sackleinwand in der äußersten Ecke lag der Leichnam eines Mannes, der mit einem groben Hemd und blauen Hosen bekleidet war. Ein fleckiges Taschentuch war über sein Gesicht gebreitet. Daneben knisterte eine gewöhnliche Kerze, die in einer Flasche steckte.

Dorian Gray schauderte. Er fühlte, daß nicht seine Hand das Taschentuch fortziehen konnte, und rief einem der Knechte zu, er solle hereinkommen.

»Nehmen Sie das Ding vom Gesicht. Ich will es sehen«, sagte er und klammerte sich an den Türpfosten, um sich aufrecht zu halten.

Als der Knecht es getan hatte, trat er vor. Ein Schrei der Freude kam von seinen Lippen. Der im Dickicht erschossene Mann war James Vane.

Einige Minuten stand er und blickte auf den Leichnam. Als er heimritt, waren seine Augen voll Tränen, denn nun wußte er, daß er sicher war.

NEUNZEHNTES KAPITEL

»Es hat keinen Sinn, mir zu erzählen, daß Sie gut werden wollen«, rief Lord Henry, während er seine weißen Finger in eine mit Rosenwasser gefüllte Schale aus rotem Kupfer tauchte. »Sie sind durchaus vollkommen. Bitte ändern Sie sich nicht.«

Dorian Gray schüttelte den Kopf. »Nein, Harry, ich habe zu viele schreckliche Dinge in meinem Leben getan. Ich will keine mehr begehen. Gestern habe ich mit meinen guten Taten begonnen.«

»Wo waren Sie gestern?«

»Auf dem Land, Harry. Ich hielt mich ganz allein in einem kleinen Gasthof auf.«

»Mein lieber Junge«, sagte Lord Henry lächelnd, »auf dem Land kann jeder gut sein. Dort gibt es keine Versuchungen. Das ist der Grund, warum Leute, die nicht in der Stadt wohnen, so völlig unzivilisiert sind. Zivilisation ist keineswegs leicht zu erlangen. Es gibt nur zwei Wege, sie zu erwerben. Entweder man ist kultiviert, oder man ist verdorben. Landleute haben zu keinem von beiden die Gelegenheit, deshalb stagnieren sie.«

»Kultur und Verderbnis«, wiederholte Dorian, »von beiden habe ich einiges kennengelernt. Es erscheint mir jetzt schrecklich, daß man sie je zusammen finden sollte. Denn ich habe ein neues Ideal, Harry. Ich will mich ändern. Ich glaube, ich habe mich bereits geändert.«

»Sie haben mir noch nicht erzählt, wie Ihre gute Tat aussah. Oder sagten Sie, Sie hätten mehr als eine getan?« fragte sein Gefährte, schüttete auf seinen Teller eine kleine rote Pyramide reifer Erdbeeren und beschneite sie mit Zucker aus einem durchbrochenen, muschelförmigen Löffel.

»Ich kann es Ihnen erzählen, Harry. Es ist eine Geschichte, die ich niemandem sonst erzählen könnte. Ich habe jemanden verschont. Das klingt eitel, aber Sie verstehen, was ich meine. Sie war sehr schön und glich auf erstaunliche Weise Sibyl Vane. Das war es, glaube ich, was mich zuerst zu ihr hinzog. Sie erinnern sich doch noch an Sibyl? Wie lange das her scheint! Nun ja, Hetty gehörte natürlich nicht unserem Stand an. Sie war einfach ein Dorfmädchen. Aber ich liebte sie wirklich. Ich bin ganz sicher, daß ich sie liebte. Den ganzen wundervollen Mai hindurch, den wir hatten, pflegte ich zwei- oder dreimal in der Woche hinzufahren und sie zu besuchen. Gestern erwartete sie mich in einem kleinen Obstgarten. Die Apfelblüten fielen die ganze Zeit auf ihr Haar nieder, und sie lachte. Wir wollten heute im Morgengrauen zusammen auf und davon gehen. Plötzlich entschloß ich mich, sie so blütenhaft zu verlassen, wie ich sie gefunden hatte.«

»Ich möchte meinen, die Neuheit dieser Gefühlsregung muß Sie wie ein wirklicher Genuß durchrieselt haben, Dorian«, unterbrach Lord Henry. »Aber ich kann Ihre Idylle an Ihrer Statt zu Ende erzählen. Sie gaben ihr gute Ratschläge und brachen ihr das Herz. So sah der Anfang Ihrer Besserung aus.«

»Harry, Sie sind gräßlich! Sie dürfen nicht solche schrecklichen Dinge sagen. Hetty ist nicht das Herz gebrochen. Natürlich weinte sie und all das. Aber es ist keine Schande über sie gekommen. Sie kann wie Perdita in ihrem Garten voll Minze und Ringelblumen leben.«

»Und über einen ungetreuen Florizel weinen«, sagte Lord Henry lachend und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Mein lieber Dorian, Sie haben die sonderbarsten Knabenlaunen. Glauben Sie, dieses Mädchen wird jetzt jemals mit einem ihres eigenen Standes wirklich zufrieden sein? Vermutlich wird sie eines Tages mit einem groben Fuhrmann oder grinsenden Bauern verheiratet werden. Aber die Tatsache, daß sie Ihnen begegnet ist und Sie geliebt hat, wird sie lehren, ihren Mann zu verachten, und sie wird unglücklich sein. Ich kann nicht behaupten, daß ich vom moralischen Standpunkt aus viel von Ihrem großartigen Verzicht halte. Selbst für den Anfang ist er ziemlich kläglich. Woher wissen Sie außerdem, daß Hetty in

diesem Augenblick nicht in einem von Sternen beschienenen Mühlteich treibt, von lieblichen Seerosen umgeben, wie Ophelia?«

»Ich kann das nicht ertragen, Harry! Sie spotten über alles, und dann deuten Sie die ernstesten Tragödien an. Es tut mir schon leid, daß ich Ihnen davon erzählt habe. Was Sie mir sagen, kümmert mich nicht. Ich weiß, daß ich recht gehandelt habe. Arme Hetty! Als ich heute morgen an dem Gehöft vorbeiritt, sah ich ihr weißes Gesicht am Fenster wie einen Zweig Jasmin. Lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, und versuchen Sie nicht, mich zu überzeugen, daß die erste gute Tat, die ich seit Jahren begangen, das erste bißchen Selbstaufopferung, das ich je gekannt habe, in Wirklichkeit so etwas wie eine Sünde sei. Ich will besser werden. Ich werde besser werden. Erzählen Sie mir etwas von sich. Was gibt es in der Stadt? Ich bin seit Tagen nicht im Club gewesen.«

»Die Leute reden immer noch über das Verschwinden des armen Basil.«

»Ich hätte geglaubt, dessen wären sie inzwischen überdrüssig geworden«, sagte Dorian und goß sich mit leichtem Stirnrunzeln ein wenig Wein ins Glas.

»Mein lieber Junge, sie reden erst seit sechs Wochen darüber, und die britische Öffentlichkeit ist im Grunde genommen nicht der geistigen Anstrengung gewachsen, alle drei Monate mehr als ein Thema zu haben. In der letzten Zeit hat sie allerdings großes Glück gehabt. Sie hatte meine Scheidungssache und Alan Campbells Selbstmord. Und jetzt hat sie das geheimnisvolle Verschwinden eines Künstlers. Scotland Yard behauptet weiterhin hartnäckig, der Mann im grauen Ulster, der am neunten November den Mitternachtzug nach Paris benutzte, sei der arme Basil gewesen, und die französische Polizei erklärt, Basil sei überhaupt nie in Paris angekommen. Vermutlich werden wir in vierzehn Tagen hören, er sei in San Franzisko gesehen worden. Es ist eine merkwürdige Sache, aber von jedem, der verschwindet, wird behauptet, man habe ihn in San Franzisko gesehen. Es muß eine entzückende Stadt sein, und sie muß alle Reize der nächsten Welt besitzen.«

»Was meinen Sie, was mit Basil geschehen ist?« fragte Do-

rian, während er seinen Burgunder gegen das Licht hielt und sich darüber wunderte, wie er so ruhig über die Sache sprechen konnte.

»Ich habe nicht die leiseste Vorstellung. Wenn es Basil gefällt, sich zu verstecken, so ist das nicht meine Angelegenheit. Wenn er tot ist, möchte ich nicht an ihn denken. Tod ist das einzige, was mich schreckt. Ich hasse ihn.«

»Warum?« fragte der Jüngere müde.

»Weil man heutzutage alles überleben kann, außer dem einen«, erwiderte Lord Henry und ließ das vergoldete Gitter einer offenen Riechdose unter seinen Nasenflügeln hin und her gleiten. »Tod und Vulgarität sind im neunzehnten Jahrhundert die beiden einzigen Tatsachen, die nicht wegdemontriert werden können. Lassen Sie uns den Kaffee im Musikzimmer trinken, Dorian. Sie müssen mir Chopin vorspielen. Der Mann, mit dem meine Frau durchgebrannt ist, spielte hervorragend Chopin. Arme Victoria! Ich hatte sie sehr gern. Das Haus ist recht einsam ohne sie. Natürlich ist das Eheleben nur eine Gewohnheit, eine schlechte Gewohnheit. Aber schließlich bedauert man sogar den Verlust seiner ärgsten Gewohnheiten. Vielleicht trauert man denen am meisten nach. Sie machen einen so wesentlichen Teil unserer Persönlichkeit aus.«

Dorian sagte nichts, stand jedoch vom Tisch auf und ging ins Nebenzimmer, wo er sich vor das Klavier setzte und seine Finger über die weißen und schwarzen Tasten gleiten ließ. Als der Kaffee gebracht worden war, hielt er inne, blickte zu Lord Henry hinüber und sagte: »Harry, ist Ihnen jemals in den Sinn gekommen, daß Basil ermordet sein könnte?«

Lord Henry gähnte. »Basil war sehr beliebt und trug stets eine billige Waterbury-Uhr. Warum sollte er ermordet worden sein? Er war nicht klug genug, um Feinde zu haben. Natürlich war er ein wunderbares Malgenie. Aber man kann malen wie Velázquez und doch im höchsten Grade langweilig sein. Basil war wirklich ziemlich langweilig. Er hat mich nur einmal interessiert, und das war, als er mir vor Jahren erzählte, er hege eine schwärmerische Anbetung für Sie, und Sie seien der vorherrschende Antrieb seiner Kunst.«

»Ich hatte Basil sehr gern«, sagte Dorian mit einem traurigen

Ton in der Stimme. »Aber behaupten die Leute nicht, er sei ermordet worden?«

»Oh, ein paar Zeitungen tun das. Es kommt mir durchaus nicht wahrscheinlich vor. Ich weiß, daß es in Paris schreckliche Gegenden gibt, aber Basil war nicht der Mann, sie aufzusuchen. Er war nicht neugierig. Das war sein Hauptfehler.«

»Was würden Sie sagen, Harry, wenn ich Ihnen erzählte, daß ich Basil ermordet habe?« bemerkte der Jüngere. Er beobachtete ihn genau, nachdem er gesprochen hatte.

»Mein lieber Junge, ich würde sagen, Sie posieren in einer Rolle, die nicht zu Ihnen paßt. Jedes Verbrechen ist vulgär, so wie Vulgarität ein Verbrechen ist. Es liegt nicht in Ihrer Natur, Dorian, einen Mord zu begehen. Es tut mir leid, wenn ich mit diesen Worten Ihre Eitelkeit verletzt habe, aber ich versichere Ihnen, daß sie die Wahrheit sind. Das Verbrechen ist ausschließlich Sache der niederen Klassen. Ich tadle sie deswegen nicht im geringsten. Ich möchte meinen, das Verbrechen ist für sie das, was für uns die Kunst ist, einfach eine Methode, außergewöhnliche Gemütsbewegungen hervorzurufen.«

»Eine Methode, Gemütsbewegungen hervorzurufen? Glauben Sie denn, ein Mensch, der einmal einen Mord begangen hat, könne dasselbe Verbrechen womöglich wieder begehen? Erzählen Sie mir doch so etwas nicht.«

»Oh, alles wird zum Genuß, wenn man es zu oft tut«, rief Lord Henry lachend. »Das ist eins der wichtigsten Geheimnisse im Leben. Allerdings möchte ich meinen, daß Mord stets ein Fehler ist. Man sollte nie etwas tun, worüber man nach Tisch nicht plaudern kann. Aber nun lassen Sie uns von dem armen Basil abkommen. Ich wünschte, ich könnte glauben, daß er ein so wahrhaft romantisches Ende genommen hat, wie Sie andeuten; aber ich kann es nicht. Vermutlich ist er aus einem Omnibus in die Seine gefallen, und der Wagenführer hat den Skandal vertuscht. Ja, ich vermute, so hat er geendet. Ich sehe ihn in dem trüben grünen Wasser auf dem Rücken liegen, und die schweren Kähne treiben über ihn hinweg, und lange Wasserpflanzen haben sich in seinem Haar verfangen. Wissen Sie, ich glaube nicht, daß er noch sehr viel Gutes geschaffen hätte. In den letzten zehn Jahren hatte seine Malerei erheblich nachgelassen.«

Dorian stieß einen Seufzer aus, und Lord Henry schlenderte durch den Raum und begann einem absonderlichen javanischen Papagei den Kopf zu kraulen. Es war ein großer Vogel mit grauem Gefieder und rosa Schöpf und Schwanz, der auf einem Bambusstab hin und her trippelte. Als seine spitz zulaufenden Finger ihn berührten, ließ er die weiße Haut der runzlichen Lider über die schwarzen, wie Glas anmutenden Augen fallen und begann sich vor- und rückwärts zu schwingen.

»Ja«, fuhr Lord Henry fort, während er sich umdrehte und sein Taschentuch hervorholte, »seine Malerei hatte durchaus nachgelassen. Sie kam mir vor, als habe sie etwas verloren. Sie hatte ein Ideal verloren. Als ihr beide aufhortet, so große Freunde zu sein, hörte er auf, ein großer Künstler zu sein. Was hat euch getrennt? Vermutlich hat er Sie gelangweilt. Und wenn das der Fall war, hat er Ihnen nie verziehen. Das haben langweilige Leute so an sich. Was ist übrigens aus dem wundervollen Bild geworden, das er von Ihnen gemalt hat? Ich glaube, ich habe es nicht mehr gesehen, seit er es beendete. Oh, ich erinnere mich, daß Sie mir vor Jahren erzählten, Sie hätten es nach Selby geschickt, und unterwegs wäre es abhanden gekommen oder gestohlen worden. Haben Sie es nie zurückerhalten? Welch ein Jammer! Es war wirklich ein Meisterwerk. Ich erinnere mich, daß ich es kaufen wollte. Ich wünschte jetzt, ich hätte es getan. Es war aus Basils bester Zeit. Danach waren seine Arbeiten jene merkwürdige Mischung von schlechter Malerei und guten Absichten, die einen Menschen stets berechtigen, ein repräsentativer britischer Künstler genannt zu werden. Haben Sie eine Anzeige veröffentlicht? Das hätten Sie tun sollen.«

»Ich weiß nicht mehr«, antwortete Dorian. »Vermutlich habe ich es getan. Aber das Bild hat mir niemals wirklich gefallen. Es tut mir leid, daß ich dafür gesessen habe. Die Erinnerung an das Ding ist mir verhaßt. Warum sprechen Sie davon? Es erinnerte mich stets an jene sonderbaren Zeilen in einem Stück – ›Hamlet‹, glaube ich – wie lauten sie doch? –

... seid Ihr, gleich dem Gram im Bilde,
Ein Antlitz ohne Herz?«

Ja, so war das Bild.«

Lord Henry lachte. »Wenn ein Mensch das Leben künstlerisch ansieht, dann ist sein Hirn für ihn das Herz«, antwortete er und ließ sich in einen Lehnstuhl fallen.

Dorian Gray schüttelte den Kopf und schlug ein paar leise Akkorde auf dem Klavier an. »Gleich dem Gram im Bilde«, wiederholte er, »ein Antlitz ohne Herz.«

Der Ältere lehnt sich zurück und sah ihn mit halb geschlossenen Augen an. »Übrigens, Dorian«, sagte er nach einer Weile, »was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewonne – wie heißt doch die Stelle? – und nähme doch Schaden an seiner Seele?«

Die Musik endete mit einem Mißton, und Dorian Gray fuhr auf und starrte seinen Freund an. »Warum fragen Sie mich das, Harry?«

»Mein lieber Junge«, sagte Lord Henry und hob überrascht die Brauen, »ich fragte Sie, weil ich dachte, Sie wären vielleicht imstande, mir eine Antwort zu geben. Weiter nichts. Letzten Sonntag ging ich durch den Park, und in der Nähe des Marble Arch stand eine kleine Schar schäbig gekleideter Leute und lauschte einem gewöhnlichen Straßenprediger. Als ich vorbeiging, vernahm ich, wie der Mann seinen Zuhörern mit gellennder Stimme diese Frage entgegenschleuderte. Es fiel mir auf, weil es ziemlich dramatisch war. London ist sehr reich an dergleichen sonderbaren Vorgängen. Ein regnerischer Sonntag, ein wunderlicher Christ in einem Wettermantel, ein Kreis von krankhaft weißen Gesichtern unter einem durchbrochenen Dach triefender Regenschirme und ein herrlicher Satz, von schrillen, hysterischen Lippen in die Luft geschleudert – das war auf seine Art wirklich sehr gut, geradezu wie eine Suggestion. Mir kam der Gedanke, dem Propheten zu sagen, daß die Kunst eine Seele besitze, der Mensch dagegen nicht. Allerdings fürchte ich, er würde mich nicht verstehen.«

»Tun Sie es nicht, Harry. Die Seele ist eine schreckliche Wahrheit. Man kann sie weder kaufen noch verkaufen oder verschachern. Sie kann vergiftet oder vollkommen gemacht werden. In jedem von uns wohnt eine Seele. Ich weiß es.«

»Sind Sie ganz sicher, Dorian?«

»Ganz sicher.«

»Ah, dann muß es eine Täuschung sein. Die Dinge, von denen man absolut überzeugt ist, sind niemals wahr. Das ist das Verhängnis des Glaubens und die Lehre der Romantik. Wie ernst Sie sind! Seien Sie nicht so feierlich. Was haben Sie oder ich mit den abergläubischen Vorstellungen unserer Zeit zu schaffen? Nein, wir haben unsren Glauben an die Seele aufgegeben. Spielen Sie mir etwas vor. Spielen Sie mir ein Notturno, Dorian, und während Sie spielen, erzählen Sie mir leise, wie Sie Ihre Jugend bewahrt haben. Sie müssen ein Geheimnis haben. Ich bin nur zehn Jahre älter als Sie, und bin runzlig und verbraucht und gelb. Sie sind wirklich erstaunlich, Dorian. Nie haben Sie so bezaubernd ausgesehen wie heute abend. Sie erinnern mich an den Tag, als ich Sie zum erstenmal sah. Sie waren ziemlich keck, sehr schüchtern und entschieden außergewöhnlich. Natürlich haben Sie sich verändert, aber nicht im Aussehen. Ich wünschte, Sie sagten mir Ihr Geheimnis. Um meine Jugend zurückzuerhalten, würde ich alles auf der Welt tun, außer Leibesübungen, früh aufstehen oder ehrbar werden. Jugend! Es gibt nichts, was ihr gleichkommt. Es ist absurd, von der Unwissenheit der Jugend zu sprechen. Die einzigen, deren Ansichten ich mir noch mit einer gewissen Achtung anhöre, sind Leute, die viel jünger sind als ich. Sie scheinen mir voraus zu sein. Das Leben hat ihnen sein letztes Wunder enthüllt. Was die Betagten betrifft, so widerspreche ich Ihnen stets. Nicht aus Prinzip. Wenn Sie diese Leute nach ihrer Meinung über etwas fragen, das gestern geschah, geben Sie Ihnen mit feierlichem Ernst die Ansichten zum besten, die achtzehnhundertzwanzig kursierten, als die Leute hohe Halsbinden trugen, an alles glaubten und absolut nichts wußten. Wie wunderhübsch das ist, was Sie da spielen! Ich möchte wissen, ob Chopin es auf Mallorca schrieb, während das Meer rings um seine Villa weinte und der salzige Gischt gegen seine Fensterscheiben sprühte? Es ist wundervoll romantisch. Welch ein Segen, daß uns eine Kunst geblieben ist, die nicht nachahmend ist! Hören Sie nicht auf. Heute abend brauche ich Musik. Mir ist, als wären Sie der junge Apoll und ich Marsyas, der Ihnen lauscht. Ich habe selber Sorgen, Dorian, von denen nicht einmal Sie etwas wissen. Die Tragödie des Alters ist nicht, daß man alt ist, sondern daß man jung ist. Mitun-

ter staune ich selbst über meine Aufrichtigkeit. Ach, Dorian, wie glücklich Sie sind! Welch ein köstliches Leben haben Sie gehabt! Sie haben von allem gründlich getrunken. Sie haben die Trauben an Ihrem Gaumen zerdrückt. Nichts ist Ihnen verborgen geblieben. Und alles ist für Sie nicht mehr gewesen als der Klang von Musik. Es hat Sie nicht zerstört. Sie sind immer noch derselbe.«

»Ich bin nicht mehr derselbe, Harry.«

»Doch, Sie sind derselbe. Ich frage mich, wie der Rest Ihres Lebens verlaufen wird. Verderben Sie ihn nicht durch Verzicht. Im Augenblick sind Sie vollkommen. Machen Sie sich nicht unvollkommen. Jetzt sind Sie ganz makellos. Sie brauchen nicht den Kopf zu schütteln; Sie wissen, daß Sie es sind. Außerdem, Dorian, täuschen Sie sich nicht selbst. Das Leben wird nicht von Wille oder Absicht regiert. Das Leben ist eine Frage der Nerven und Fibern, der langsam aufgebauten Zellen, in denen sich der Gedanke verbirgt und die Leidenschaft ihre Träume hat. Sie können sich sicher glauben und für stark halten. Aber ein zufälliger Farbton in einem Zimmer oder an einem Morgenhimme, ein besonderer Duft, den Sie einst liebten und der zarte Erinnerungen im Gefolge hat, eine Zeile aus einem vergessenen Gedicht, auf die Sie wieder stoßen, eine Kadenz aus einem Musikstück, das Sie nicht mehr gespielt haben – lassen Sie sich sagen, Dorian, von Dingen wie diesen hängt unser Leben ab. Browning schreibt irgendwo darüber, aber unsere eigenen Sinne halten es uns schon vor Augen. Es gibt Augenblicke, wenn plötzlich der Duft weißen Flieders über mich hinweht, in denen ich den seltsamsten Monat meines Lebens noch einmal erleben muß. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen tauschen, Dorian. Die Welt hat sich über uns beide beklagt, aber Sie wurden von ihr stets angebetet. Immer wird die Welt Sie anbeten. Sie sind das Urbild dessen, wonach unsere Zeit sucht und was sie mit Bangen gefunden sieht. Ich bin so froh, daß Sie nie etwas getan haben, nie eine Statue gemeißelt oder ein Bild gemalt oder etwas außerhalb Ihrer selbst hervorgebracht haben. Ihre Kunst ist Ihr Leben gewesen. Sie haben sich selbst in Musik gesetzt. Ihre Tage sind Ihre Sonette.«

Dorian stand vom Klavier auf und fuhr sich mit der Hand

durchs Haar. »Ja, das Leben ist köstlich gewesen«, murmelte er, »aber ich werde es so nicht weiterführen, Harry. Und Sie dürfen mir nicht solche überspannten Dinge sagen, Sie wissen nicht alles von mir. Ich glaube, wenn Sie alles wüßten, würden selbst Sie sich von mir abwenden. Sie lachen. Lachen Sie nicht.«

»Warum haben Sie aufgehört zu spielen, Dorian? Gehen Sie zurück und schenken Sie mir noch einmal das Notturno. Schauen Sie auf den großen honigfarbenen Mond, der in der dämmrigen Luft hängt. Er wartet darauf, von Ihnen verzaubert zu werden, und wenn Sie spielen, wird er der Erde näher kommen. Sie wollen nicht? Dann lassen Sie uns in den Club gehen. Es war ein bezaubernder Abend, und wir müssen ihn bezaubernd enden. Im White-Klub ist jemand, der förmlich darauf brennt, Sie kennenzulernen – der junge Lord Poole, Bournemouth' ältester Sohn. Er hat bereits Ihre Krawatten kopiert und mich gebeten, Sie miteinander bekannt zu machen. Er ist ganz entzückend und erinnert mich etwas an Sie.«

»Ich hoffe nicht«, sagte Dorian mit einem traurigen Ausdruck in den Augen. »Aber ich bin heute müde, Harry. Ich werde nicht in den Club gehen. Es ist fast elf, und ich möchte früh zu Bett.«

»Bleiben Sie. Nie haben Sie so gut gespielt wie heute abend. In Ihrem Anschlag lag etwas ganz Wundervolles. Er war ausdrucksvoller, als ich ihn je zuvor gehört habe.«

»Deshalb, weil ich gut werden will«, antwortete er lächelnd. »Ich habe mich bereits ein wenig verändert.«

»Mir gegenüber können Sie sich nicht verändern, Dorian«, sagte Lord Henry. »Sie und ich werden immer Freunde sein.«

»Dennoch haben Sie mich einst mit einem Buch vergiftet. Das sollte ich Ihnen nicht verzeihen. Harry, versprechen Sie mir, daß Sie das Buch nie wieder jemandem leihen werden. Es richtet Unheil an.«

»Mein lieber Junge, jetzt fangen Sie wahrhaftig an zu moralisieren. Bald werden Sie wie der Bekehrte und Erweckungs prediger umherwandern und die Leute vor allen Sünden warnen, deren Sie überdrüssig geworden sind. Um das zu tun, sind Sie viel zu entzückend. Außerdem ist es sinnlos. Sie und ich, wir

sind, was wir sind, und werden sein, was wir sein werden. Von einem Buch vergiftet werden, so etwas gibt es nicht. Kunst hat keinen Einfluß auf das Handeln. Sie hebt das Verlangen zu handeln auf. Sie ist im höchsten Grade unfruchtbar. Die Bücher, die von der Welt unmoralisch genannt werden, sind Bücher, die der Welt ihre eigene Schande zeigen. Das ist alles. Aber wir wollen nicht über Literatur reden. Kommen Sie morgen her. Um elf Uhr reite ich aus. Wir können es gemeinsam tun, und danach nehme ich Sie zum Lunch bei Lady Branksome mit. Sie ist eine entzückende Frau und möchte Ihren Rat über irgendwelche Wandbehänge einholen, die sie zu kaufen gedenkt. Vergessen Sie nicht zu kommen. Oder sollen wir bei unserer kleinen Herzogin essen? Sie behauptet, Sie jetzt gar nicht mehr zu Gesicht zu bekommen. Vielleicht ist Ihnen Gladys schon leid geworden? Das dachte ich mir. Ihre gescheite Zunge fällt einem auf die Nerven. Nun ja, auf jeden Fall seien Sie um elf bei mir.«

»Muß ich wirklich kommen, Harry?«

»Natürlich. Der Park ist jetzt ganz wunderschön. Ich glaube, solchen Flieder hat es nicht gegeben seit dem Jahr, als wir uns kennenlernten.«

»Also gut. Ich werde um elf hier sein«, sagte Dorian. »Gute Nacht, Harry.« Als er an der Tür war, zögerte er einen Augenblick, als hätte er noch etwas zu sagen. Dann seufzte er und ging hinaus.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Es war eine herrliche Nacht, so warm, daß er seinen Mantel über den Arm warf und nicht einmal seinen Seidenschal um den Hals legte. Als er, seine Zigarette rauchend, heimwärts schlenderte, kamen zwei junge Männer im Abendanzug an ihm vorüber. Er hörte, wie der eine dem anderen zuflüsterte: »Das ist Dorian Gray.« Er erinnerte sich, wie es ihn früher gefreut hatte, wenn man auf ihn hindeutete oder ihn anstarrte oder über ihn sprach. Jetzt war er es leid, seinen Namen zu hören. Den halben Reiz des kleinen Dorfes, wo er in der letzten Zeit

so oft gewesen war, machte es aus, daß dort niemand wußte, wer er war. Oft hatte er dem Mädchen, das er verlockt hatte, ihn zu lieben, gesagt, er sei arm, und sie hatte ihm geglaubt. Einmal hatte er ihr gesagt, er sei böse, und sie hatte ihn ausgelacht und erwidert, böse Menschen seien stets sehr alt und sehr häßlich.

Wie sie lachen konnte! Wie eine Singdrossel. Und wie hübsch sie ausgesehen hatte in ihren Kattunkleidern und den großen Hüten! Sie wußte nichts, aber sie besaß alles, was er verloren hatte.

Als er zu Hause anlangte, fand er noch seinen Diener vor, der auf ihn wartete. Er schickte ihn zu Bett, warf sich auf die Ruhebank in der Bibliothek und begann über einige Dinge nachzudenken, die ihm Lord Henry gesagt hatte.

Traf es wirklich zu, daß man sich niemals ändern konnte? Er verspürte ein ungestümes Verlangen nach der unbefleckten Reinheit seiner Knabenjahre – seiner rosenweißen Knabenjahre, wie Lord Henry sie einst genannt hatte. Er wußte, daß er sich selbst besudelt, seinen Geist mit Verderbnis angefüllt und seine Phantasie mit Greueln belastet hatte, daß er auf andere einen schlechten Einfluß ausgeübt und dabei eine gräßliche Freude empfunden hatte und daß er von all den Menschenleben, die das seine gekreuzt hatten, gerade die schönsten und verheißungsvollsten in Schande gebracht hatte. Aber war all das nicht wiedergutzumachen? Gab es keine Hoffnung für ihn?

Ach, welch ungeheuerlicher Augenblick der Anmaßung und Leidenschaft, als er darum gefleht hatte, das Bild möge die Bürde seiner Tage tragen und er den ungetrübten Glanz ewiger Jugend bewahren! Dem waren all seine Verfehlungen zuzuschreiben. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn jede Sünde seines Lebens ihre unausbleibliche, schnelle Strafe im Gefolge gehabt hätte. In der Bestrafung lag Läuterung. Nicht ›Vergib uns unsere Schuld‹, sondern ›Züchtige uns für unsere Missetaten‹ sollte das Gebet der Menschen zu einem allgerechten Gott lauten.

Der eigenartig geschnitzte Spiegel, den ihm Lord Henry vor so vielen Jahren geschenkt hatte, stand auf dem Tisch, und die weißgliedrigen Liebesgötter, die ihn umrahmten, lachten wie

einst. Er nahm ihn auf, wie er es in jener Schreckensnacht getan hatte, als er zum erstenmal eine Veränderung an dem verhängnisvollen Bild bemerkte, und blickte mit wilden, von Tränen verdunkelten Augen in den blanken Schild. Einmal hatte ihm jemand, der ihn ungeheuer liebte, einen wahnsinnigen Brief geschrieben, der mit den abgöttischen Worten schloß: »Die Welt ist anders geworden, weil Sie aus Elfenbein und Gold gemacht sind. Die geschwungenen Linien Ihrer Lippen schreiben die Geschichte neu.« Die Sätze kamen ihm wieder ins Gedächtnis, und er sprach sie einmal übers andere vor sich hin. Dann ergriff ihn Abscheu vor seiner Schönheit, und er schleuderte den Spiegel zu Boden und zertrat ihn unter dem Absatz zu silbernen Splittern. Seine Schönheit war es, die ihn zugrunde gerichtet hatte, seine Schönheit und die Jugend, um die er gefleht hatte. Ohne diese beiden wäre sein Leben vielleicht frei von Makel gewesen. Seine Schönheit war ihm nur eine Maske gewesen, seine Jugend nur Trug. Was war denn Jugend bestenfalls? Eine grüne, unreife Zeit, eine Zeit alberner Launen und angekränkelter Gedanken. Warum hatte er ihre Tracht getragen! Die Jugend hatte ihn verdorben.

Es war besser, nicht an die Vergangenheit zu denken. Nichts vermochte sie zu ändern. An sich und an seine Zukunft hatte er zu denken. James Vane war in einem namenlosen Grab auf dem Friedhof zu Selby verborgen. Alan Campbell hatte sich eines Nachts in seinem Laboratorium erschossen, aber nicht das Geheimnis enthüllt, das er ihm aufgezwungen hatte. Die Aufregung über Basil Hallwards Verschwinden würde sich bald legen. Sie nahm bereits ab. In dieser Beziehung war er völlig sicher. Eigentlich war es auch nicht der Tod Basil Hallwards, der am schwersten auf seinem Gemüt lastete. Es war der lebendige Tod seiner Seele, der ihn beunruhigte. Von Basil stammte das Bild, das sein Leben verdorben hatte. Das konnte er ihm nicht verzeihen. Es war das Bild, das alles getan hatte. Basil hatte die Dinge gesagt, die unerträglich waren, und dennoch hatte er sie mit Geduld ertragen. Der Mord war nur der Wahnsinn eines Augenblicks gewesen. Und Alan Campbells Selbstmord war dessen eigene Tat gewesen. Er hatte ihn aus freier Wahl begangen. Ihn selbst ging er nichts an.

Ein neues Leben! Das war es, was er brauchte. Das war es, was er erwartete. Zweifellos hatte er es bereits begonnen. Auf jeden Fall hatte er ein unschuldiges Geschöpf verschont. Nie wieder würde er Unschuld in Versuchung führen. Er wollte gut sein.

Als er an Hetty Merton dachte, wurde er neugierig, ob sich das Bild in dem verschlossenen Raum wohl verändert habe. Gewiß war es nicht mehr so gräßlich, wie es gewesen war! Vielleicht konnte er, wenn sein Leben rein wurde, jedes Zeichen böser Leidenschaft aus jenem Gesicht verbannen. Er wollte hinaufgehen und nachsehen.

Er nahm die Lampe vom Tisch und schlich hinauf. Als er die Tür aufriegelte, glitt ein Lächeln der Freude über sein seltsam jung aussehendes Gesicht und verweilte einen Augenblick um seine Lippen. Ja, er wollte gut werden, und das abscheuliche Ding, das er versteckt hatte, würde nicht mehr ein Grauen für ihn sein. Ihm war, als wäre die Last bereits von ihm genommen.

Rasch trat er ein, verschloß die Tür hinter sich, wie es seine Gewohnheit war, und zog den purpurnen Vorhang von dem Bild. Ein Schrei der Qual und Empörung entfuhr ihm. Er konnte keine Veränderung wahrnehmen, abgesehen davon, daß die Augen einen verschlagenen Ausdruck bekommen hatten und um den Mund die nach oben gekrümmten Falten des Heuchlers lagen. Das Ding war immer noch widerwärtig – womöglich noch widerwärtiger als zuvor –, und der scharlachrote Tau, der die Hand befleckte, glänzte heller und sah noch mehr nach frisch vergossenem Blut aus. Da erbebte er. War es nur Eitelkeit gewesen, die ihn zu seiner einzigen guten Tat bewogen hatte? Oder das Verlangen nach einer neuen Gemütsbewegung, wie Lord Henry mit seinem spöttischen Lachen angedeutet hatte? Oder jene Leidenschaft, eine Rolle zu spielen, die uns mitunter Dinge tun läßt, die sauberer sind als wir selbst? Oder vielleicht all das miteinander? Und warum war der rote Fleck größer als vorher? Er schien sich wie eine gräßliche Krankheit über die runzligen Finger ausgebreitet zu haben. Auf dem gemalten Fuß war Blut, als sei es niedergetropft – Blut sogar auf der Hand, die nicht das Messer gehalten hatte. Gestehen? Bedeutete es, daß er gestehen sollte? Sich ausliefern und zum

Tode verurteilt werden? Er lachte. Der Gedanke erschien ihm ungeheuerlich. Außerdem, selbst wenn er gestand, wer würde ihm glauben? Nirgendwo gab es eine Spur des Ermordeten. Alles, was zu ihm gehörte, war vernichtet worden. Er selbst hatte verbrannt, was unten geblieben war. Die Welt würde einfach sagen, er sei verrückt Man würde ihn einsperren, wenn er auf seiner Geschichte beharrte ... Dennoch war es seine Pflicht, zu gestehen, die öffentliche Schande zu erdulden und öffentlich Buße zu tun. Es gab einen Gott, der von den Menschen forderte, der Erde wie dem Himmel ihre Sünden zu bekennen. Nichts konnte er tun, um sich zu reinigen, ehe er nicht seine Sünde bekannt hatte. Seine Sünde? Er zuckte die Achseln. Der Tod Basil Hallwards erschien ihm sehr unbedeutend. Er dachte an Hetty Merton. Denn es war ein ungerechter Spiegel, dieser Spiegel seiner Seele, in den er blickte. Eitelkeit? Neugier? Heuchelei? Hatte nichts weiter als das in seinem Verzicht gelegen? Es war noch etwas anderes dagewesen. Zumindest glaubte er es. Aber wer konnte das sagen? ... Nein, es war nichts weiter gewesen. Aus Eitelkeit hatte er sie verschont. Aus Heuchelei hatte er die Maske der Güte getragen. Um der Neugier willen hatte er die Selbstverleugnung ausprobiert. Das erkannte er jetzt

Aber dieser Mord – sollte er ihn sein Leben lang verfolgen? Sollte er selbst für immer die Last seiner Vergangenheit tragen? Sollte er wirklich gestehen? Niemals. Es gab nur noch ein Beweisstück gegen ihn. Das Bild selbst – es war ein Beweis. Er würde es vernichten. Warum hatte er es so lange aufbewahrt? Einst hatte es ihm Vergnügen bereitet, zu beobachten, wie es sich veränderte und alt wurde. Dies Vergnügen hatte er in letzter Zeit nicht verspürt. Es hatte ihn nachts nicht schlafen lassen. Wenn er fortgewesen war, hatte es ihn mit Entsetzen erfüllt, daß womöglich andere Augen es erblickten. Es hatte seine Leidenschaften mit Trübsinn durchkreuzt. Die bloße Erinnerung daran hatte ihm viele Augenblicke der Lust verdorben. Es war wie das Gewissen für ihn gewesen. Ja, es war das Gewissen gewesen. Er wollte es vernichten.

Er schaute um sich und erblickte das Messer, das Basil Hallward erstochen hatte. Er hatte es viele Male gesäubert, bis kein Fleck darauf zurückgeblieben war. Es war blank und schim-

merte. So wie er den Maler umgebracht hatte, würde er sein Werk umbringen und alles, was es bedeutete. Er würde die Vergangenheit umbringen, und wenn sie tot war, würde er frei sein. Er würde dieses ungeheuerliche Seelenleben töten, und ohne dessen gräßliche Warnungszeichen würde er Frieden haben. Er griff nach dem Messer und erstach das Bild.

Ein Schrei war zu hören und ein Lärm. Der Schrei war so grauenhaft in seiner Todesqual, daß die erschrockenen Diener erwachten und aus ihren Kammern schllichen. Zwei Herren, die unten auf dem Platz vorübergingen, blieben stehen und blickten zu dem vornehmen Haus empor. Dann gingen sie weiter, bis sie auf einen Polizisten stießen, und kamen mit ihm zurück. Der Mann läutete mehrmals, aber nichts rührte sich. Bis auf ein Licht in einem der Oberfenster lag das Haus in völligem Dunkel. Nach einer Weile ging er fort, stellte sich unter einen benachbarten Hauseingang und blieb auf der Hut.

»Wem gehört das Haus, Konstabler?« fragte der ältere der beiden Herren.

»Mister Dorian Gray, Sir«, antwortete der Polizist

Sie sahen einander an, als sie davongingen, und blickten verächtlich. Der eine von ihnen war Sir Henry Ashtons Onkel.

Drinnen, im Bediententeil des Hauses, flüsterten die halb angekleideten Dienstboten miteinander. Die alte Mrs. Leaf weinte und rang die Hände. Francis war totenbleich.

Nach etwa einer Viertelstunde nahm er den Kutscher und einen Diener mit und schlich hinauf. Sie klopften, erhielten jedoch keine Antwort. Sie riefen laut. Alles war still. Schließlich, nachdem sie vergeblich versucht hatten, die Tür mit Gewalt zu öffnen, stiegen sie auf das Dach und ließen sich von dort auf den Balkon hinab. Die Glastüren gaben mühelos nach, ihre Riegel waren alt.

Als sie eintraten, sahen sie an der Wand ein prächtiges Bild ihres Herrn hängen, so wie sie ihn zuletzt gesehen hatten in dem ganzen Wunder seiner ungewöhnlichen Jugend und Schönheit. Auf dem Fußboden lag ein Toter, im Abendanzug und mit einem Messer im Herzen. Er war welk, runzlig und ekelhaft von Angesicht. Erst als sie die Ringe sahen, erkannten sie, wer es war.

EDITORISCHE NOTIZ

Die Urfassung des Romans erschien im Jahre 1890 unter dem Titel *The Picture of Dorian Gray* in der amerikanischen Zeitschrift *Lippincott's Monthly Magazine* XLVI, no. 271, S. 3–100. Die erweiterte und endgültige Ausgabe wurde im April 1891 bei Ward, Lock & Co. in London veröffentlicht. Der Text der vorliegenden Übersetzung von Christine Hoeppener folgt der Buchfassung.

Der Herausgeber hat die Übersetzung durchgesehen.

Hinweis

Als englische Leseausgabe des Romans empfiehlt sich: Oscar Wilde, *The Picture of Dorian Gray*, ed. with an introduction by Isobel Murray, London: Oxford University Press 1974.

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Oscar Wilde und seinem Œuvre bietet:

Norbert Kohl, *Oscar Wilde. Das literarische Werk zwischen Provokation und Anpassung*, Heidelberg: Carl Winter 1980.

NACHWORT

Das Bildnis des Dorian Gray ist noch immer einer der meistgelesenen Romane der englischen Literatur. Bereits kurz nach seiner Erstveröffentlichung erschienen Übersetzungen in sieben Sprachen. Ungezählte Nachdrucke bezeugen seine fortwährende Popularität. Angesichts dieses anhaltenden Rezeptionsinteresses drängt sich die Frage nach den Ursachen der Beliebtheit auf, derer sich der Roman erfreut. Ein gut Teil seiner psychologischen Faszination bezieht er aus der zeitlosen Aktualität seines märchenhaften Hauptmotivs, das den alten Traum von immerwährender Jugend und Schönheit gestaltet. Wer möchte nicht leben, ohne zu altern, genießen, ohne die Spuren der Ausschweifungen tragen zu müssen? Dorian Gray ist in seinem Drang nach uneingeschränktem, von sittlichen Tabus gelöstem Lebensgenuß bei gleichzeitiger Bewahrung seines unverändert guten Aussehens eine Symbolfigur, die deswegen so stark zur Identifikation herausfordert, weil sie Sehnsüchte und verborgene Wünsche des Lesers verwirklicht.

Ob Wilde den Roman geschrieben hat, um sich selbst eine Freude zu machen, wie er in einem Brief vom 25. Juni 1890 an die *St. James's Gazette* bekanntgab, oder ob der Anlaß eine Wette war, wie André Gide zu berichten weiß, kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Inmitten der Ungewißheit, welche die Entstehung des Romans umgibt, ist wenigstens so viel sicher, daß der Anlaß zum Schreiben auf eine Einladung Joseph Marshall Stoddarts, eines im amerikanischen Verlagshaus Lippincott & Co. arbeitenden Bekannten Wildes, zurückgeht. Stoddart bat während einer dinner party seine beiden literarisch engagierten Gäste – außer Wilde war auch Arthur Conan Doyle anwesend – um einen Beitrag für *Lippincott's Monthly Magazine*. Der erbetene Beitrag erschien schließlich unter dem Titel *The Picture of Dorian Gray* am 20. Juni 1890 in der Juli-Nummer dieser Zeitschrift auf den Seiten 3–100. Er enthielt 13 Kapitel. In Absprache mit den Londoner Verlegern Ward, Lock & Co. überarbeitete und erweiterte Wilde die Zeitschriftenfassung, versah sie mit einem neuen Vorwort und publizierte diese Version im April 1891 als Buch.

Die Umarbeitungen, die Wilde an der Urfassung vorgenommen hat, bestehen im wesentlichen aus der Hinzufügung neuer Handlungselemente in Form von sechs Kapiteln, nämlich Kapitel III, XV–XVIII, aus der Dehnung vorhandener Erzählpartien durch Einschübe verschiedener Länge und aus stilistischen Verbesserungen, die von Druckfehlerkorrektoren bis zur Umstellung einzelner Passagen innerhalb des Textes reichen. Die dehnenden Partien beziehen sich vor allem auf Party-Szenen (Kap. III, XV–XVIII), die Rückblende auf Doriens Herkunft (Kap. III) und die Schilderung seines Doppellevens (Kap. XVI), während die einzige stärker in die Erzählstruktur eingreifende Erweiterung die Einfügung der James-Vane-Handlung darstellt.

Der zweiteilige Aufbau des Romans wird wesentlich durch die herausgehobene Stellung des XI. Kapitels bestimmt, das in raffender Erzählweise über 18 Jahre im Leben Doriens zusammenfaßt, keine Dialoge enthält und sich auch in stilistischer Hinsicht erheblich von den übrigen unterscheidet. Der erste Teil der Handlung (Kap. I–X) besteht aus zwei zusammenhängenden Erzählpartien. In den Expositionskapiteln (Kap. I–III) werden die drei Hauptfiguren vorgestellt, das Porträtmotiv eingeführt und das lebensphilosophische Programm Lord Henrys in seinen Grundzügen entworfen. Es schließt sich die Sibyl-Vane-Episode an (Kap. IV–X). Das Geschehen wird durch Gespräche im Kreise der Vane-Familie (Kap. V) sowie zwischen Dorian und seinen Freunden vorbereitet (Kap. IV und VI) und erreicht im Tod Sibyls seinen Höhepunkt (Kap. VII). Die folgenden Kapitel (Kap. VIII–X) gestalten erzählerisch die Auswirkungen der neu entstandenen Situation auf Dorian und den Versuch ihrer Bewältigung durch Gespräche mit Lord Henry und Basil. Allerdings lassen die erste Veränderung des Porträts (Kap. VII) und der daraus resultierende Entschluß, das verräte-rische Bildnis in einem unbenutzten Zimmer zu verstecken (Kap. X) bereits zu diesem Zeitpunkt ahnen, daß Dorian am Tod Sibyls eine Mitschuld trifft, die auch durch die subtile Argumentation seines ebenso redegewandten wie skrupellosen Mentors nicht aus der Welt zu schaffen ist.

Die Dauerhaftigkeit des ins Porträt eingeprägten Stigmas,

das Dorians Verantwortung für sein gefühlskaltes und grausames Verhalten seiner Verlobten gegenüber und ihren damit in Zusammenhang stehenden Selbstmord unerbittlich festhält, kontrastiert ironisch mit seinem eilfertigen Bemühen, unter der Anleitung Lord Henrys das Geschehen aus der Sicht des unbeteiligten Zuschauers als »wundervolle Erfahrung« zu sehen und entlarvt diesen Ästhetisierungsversuch als fragwürdigen Verdrängungsmechanismus, dessen Erfolg zweifelhaft bleibt. Strukturell gesehen resultiert aus dem Gegensatz zwischen oberflächlicher, letztlich auf Vergessen abzielender Bewältigung der Situation und der dauerhaften, die Erinnerung daran bewahrenden Veränderung des Bildes ein wichtiges Spannungsmoment, wodurch das Interesse des Lesers auf die künftige Wechselwirkung zwischen Porträt und Porträtiertem gelenkt wird damit rückt die moralische Entwicklung des Helden in den Mittelpunkt.

Die zweite Hälfte des Romans (Kap. XII–XX) besteht im wesentlichen ebenfalls aus zwei Erzählparten, die um die Ermordung Basils (Kap. XII–XIV) sowie die Verfolgung Doriens durch James Vane und dessen Tod (Kap. XVI–XVIII) gruppiert sind. Der Roman wird abgeschlossen durch ein längeres Gespräch zwischen Dorian und Lord Henry, in dem beide Bilanz ziehen, der »Schüler« die Prinzipien seines Lehrers skeptisch in Frage stellt und die Absicht bekundet, seinem Leben eine Wendung zum Besseren zu geben (Kap. XIX). Es folgt der Selbstmord Doriens aus der verzweifelten Erkenntnis heraus, daß eine solche *vita nuova* nicht mehr möglich ist (Kap. XX).

Die Ich-Aufspaltung Doriens in zwei getrennt agierende und reagierende, aber dennoch auf magische Weise miteinander verbundene Persönlichkeitskomponenten, eine körperliche und geistig-seelische, sichtbar gemacht durch die Veränderungen des Bildes, ist eine paradoxe Variation zweier klassischer Motive, denen man seit der Romantik immer häufiger in der Literatur des 19. Jahrhunderts begegnet: dem Doppelgänger- und dem Teufelsbundmotiv. Gewisse Ähnlichkeiten mit dem Faust-Stoff sind unübersehbar. Sie erstrecken sich sogar, wie man mit einiger Überraschung feststellt, auf die Figurenkonstellation. Das Verhältnis zwischen Lord Henry und Dorian ähnelt der

Beziehung zwischen Mephisto und Faust ebenso wie Doriens Liebe zu Sibyl Vane und ihr unglückliches Ende Züge der Gretchentragödie trägt; sogar der Bruder Sibyls, James Vane, der seine entehrte Schwester rächen will und dabei sein Leben lässt, hat eine Parallelie in Valentin. Auch die Ich-Gespaltenheit Doriens findet sich in Fausts innerer Zerrissenheit wieder: »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.«

Dorian neigt dazu, dem Schöpfer seines Porträts die Schuld für seine unglückliche Entwicklung anzulasten. Einige neuere Kritiker haben sich diese Auffassung zu eigen gemacht. Doch alle Versuche, Basil Hallward zum eigentlichen Urheber für das mißglückte hedonistische Experiment seines Modells zu machen, beruhen entweder auf einer groben Unterschätzung der Bedeutung, die der Position Lord Henrys in seinem Verhältnis zu Dorian zukommt, oder aber auf einer Verwechslung der Ursache mit dem Anlaß. Unumstritten ist, daß der Anblick des Bildes Doriens latenten Narzißmus weckt und ihm seine eigene Schönheit bewußt macht. Es bedurfte jedoch der Lebensphilosophie Lord Henrys, damit auf der Grundlage dieses durch das Bild geschärften Bewußtseins der Wunsch keimen konnte, der schließlich die Ich-Aufspaltung bewirkt. Als Dandy und ›verantwortungsloser Intellektueller‹, moralischer Anarchist und wortgewandter, oft zynischer *homme du monde* charakterisiert, verkörpert Lord Henry innerhalb der Figurenkonstellation des Romans die Gegenposition zu dem angepaßten Basil Hallward. Er bleibt zwar prinzipiell einer kontemplativen Attitüde verpflichtet und überläßt es Dorian, seine von ihm propagierten Anschauungen in die Praxis umzusetzen, doch behält er diese Position nicht durchgängig bei; an verschiedenen Stellen des Romans greift er aktiv in die Entwicklung seines ›Schülers‹ ein und bestimmt deren Gang. Doriens fataler Fehler besteht darin, Lord Henrys Theorien als Maximen praktischer Lebensbewältigung anzusehen und nicht durchschaut zu haben, was sie wirklich darstellen, nämlich die zynische Pose eines gelangweilten reichen Müßiggängers und ›verantwortungslosen Intellektuellen‹, für den der andere Mensch wie ein Musikinstrument ist, dem man nach Belieben mit Hilfe bestimmter Griffe Töne entlocken kann.

Dorians Selbstmord am Ende des Romans ist eine konsequente Lösung, welche die Dispensierung der Gewissensinstanz durch die ästhetische Weltanschauung als Selbstbetrug entlarvt und mit der Aufhebung der phantastischen Symbolik des Bildes auch die substantielle Einheit des Individuums wiederherstellt. Daß diese Einheit erst durch den Tod des Protagonisten ermöglicht werden kann, stellt eine zutiefst pessimistische Deutung des Problems der menschlichen Identität dar, eine Deutung, die im Roman des 20. Jahrhunderts von größter Tragweite werden sollte.

Die Wechselwirkungen zwischen den Bereichen Kunst und Lebenswirklichkeit sind nicht nur ein wichtiger Gegenstand der Analyse des Romans, sondern auch ein geeigneter Ansatzpunkt, um die Beziehungen zwischen Thematik und Biographie des Dichters aufzuhellen. Während sich Verbindungen zur Literatur der *décadents* aus der Affinität der eigenen poetologischen Prämissen mit der Konzeption Gautiers, Baudelaires und Huysmans' ergeben, müssen die Ursachen für die Faszination, die das strukturbildende Doppelgänger-Motiv ausübt, in der Eigenart von Wildes Persönlichkeit und in den gesellschaftlichen Umständen gesucht werden, in denen er sie verwirklichte. Die Tabuisierung der Homosexualität und ihre Qualifizierung als Tatbestand des Strafrechts haben in erheblichem Maße zu dem Doppel Leben beigetragen, dem Wilde auf die Dauer psychisch nicht gewachsen war. Er reagierte auf den gesellschaftlich aufgezwungenen Rollenkonflikt mit Schuldgefühlen, von denen er sich durch den Prozeß und die damit verbundene, unbewußt erhoffte Sühne befreien wollte.

Deutungen des Romans als autobiographische Bekenntnisdichtung können sich überdies auf eine bemerkenswerte Briefstelle berufen, in der sich Wilde mit den Hauptfiguren identifiziert:

Basil Hallward ist das, wofür ich mich halte: Lord Henry das, wofür die Welt mich hält: Dorian das, was ich gern sein möchte – in fernen Tagen, vielleicht. (Brief an Ralph Payne vom 12. Februar 1894)

Dieses Selbstzeugnis muß nicht nur für eine biographisch orientierte Auslegung des Romans herangezogen werden, son-

dern ist eine der Schlüsselstellen für das Verständnis des Phänomens Wilde. Die zunächst verblüffend anmutende Identifizierung des Autors mit dem Maler Basil Hallward, bestätigt die These, das Wildes Posieren in der Rolle des intellektuellen, anti-bürgerlichen Avantgardisten und provokativen Dandys nur die publikumswirksame Negation der viktorianischen Wertordnung war, mit der er insgeheim – wie auch sein Lebenschicksal belegt – viel stärker verbunden war, als man es diesem Spötter gemeinhin zutrauen möchte. Die drei Hauptfiguren des Romans sind verselbständigte Komponenten seiner gespaltenen Persönlichkeit: sein moralisches ›Über-Ich‹ nimmt die Gestalt Basil Hallwards an, sein Triebleben, das ›Es‹, und die damit verbundenen Schuldgefühle manifestieren sich in Dorian Gray und seinem Porträt, während Lord Henry sowohl die für die Öffentlichkeit bestimmte Maske Wildes trägt als auch seinen gescheiterten Versuch vorwegnimmt, das eigene Dilemma mit den Mitteln des Hedonismus zu lösen.

Liest man den Roman als autobiographische Bekenntnisdichtung, kann man sich eines beklemmenden Gefühls kaum erwehren; denn aus der Vertrautheit mit dem Schicksal Wildes erhält das fiktive Geschehen einen eigentlich prophetischen Charakter. Das Verhältnis zwischen Basil und Dorian trägt in seiner fatalen Entwicklung Züge der Freundschaft des Autors mit Lord Alfred Douglas, die 1891 begann. In beiden Fällen fühlt sich der ältere Künstler emotional stärker an den jüngeren und reichen Müssiggänger aus der Aristokratie gebunden, der in dieser Beziehung dominiert. Dorian ermordet den lästig gewordenen Basil, während Wilde durch einen Prozeß künstlerisch und gesellschaftlich ruiniert wird, der erst durch das massive Eingreifen seines launischen und rachsüchtigen Freundes zu stande kommt. Wildes These, wonach die Natur die Kunst nachahme, scheint sich für ihn selbst bestätigt zu haben.

Die Interpretation des Romans lässt sich jedoch nicht auf die Analyse seines autobiographischen Gehalts beschränken. Ebenso wenig kann aus der Untersuchung seines Motivapparats und erzählerischer Details der Schluß gezogen werden, der *Dorian Gray* stelle lediglich eine Neubearbeitung des Doppelgänger-Themas dar. In formaler Hinsicht parodiert er das Muster des

Bildungsromans, indem er den unaufhaltsamen Niedergang eines ›Anti-Helden‹ beschreibt. Insofern ist der Roman auch ein wichtiges Zeugnis der literarischen Dekadenz. Er enthält in der Tat fast alle Symptome, die man gemeinhin dem dekadenten Syndrom zuschreibt: narzißtische Ichbezogenheit, zur Provokation gesteigerte Verachtung für moralische und soziale Konventionen, Bevorzugung des Artifiziellen gegenüber dem Natürlicheren, genußsüchtiger Erlebnishunger, Bewertung einer Erfahrung um ihrer selbst willen, Verfallsstimmung und Todessehnsucht, Rückzug aus der Gewöhnlichkeit des Alltags und der Gegenwart in die luxuriösen *paradis artificiels* ferner Zeiten und exotischer Regionen.

Vergleicht man die Gestaltung der *sensibilità erotica* im *Dorian Gray* mit kontinentalen Mustern der literarischen Dekadenz, dann wird deutlich, daß Wilde sowohl auf gewagte Detailschilderungen erotischer Verhaltensweisen als auch auf die Beschreibung sexueller Perversionen und Anomalien, wie z.B. Androgynie, Sadismus, Inzest, Flagellantismus und Nekrophilie verzichtet; selbst das Thema der Homosexualität, die im öffentlichen Bewußtsein der viktorianischen Zeit immer noch als verabscheuungswürdiges Laster galt, ist lediglich im Vornamen Dorian und in Basils leidenschaftlicher Zuneigung zu seinem Modell angedeutet. Um den Unterschied zu den französischen *décadents* vollends deutlich zu machen, genügt es, sich an eine Szene aus dem Roman *A Rebours* zu erinnern, wo Des Esseintes seine Potenzschwäche dadurch zu überwinden sucht, daß seine Partnerin, eine Bauchrednerin, während des Geschlechtsaktes die Stimme eines unvermutet heimkehrenden, vor verschlossener Tür polternden und Einlaß begehrenden Mannes imitiert, und mit diesem perversen ›Aphrodisiakum‹ die erschlaffende Reizbarkeit ihres Liebhabers wieder stimuliert.

Sowohl Rücksichten auf die Prüderie des Lesepublikums seiner Zeit als auch die moralische Sensibilität des Autors, der sich in seinen Schriften nie als Freund der Libertinage gezeigt hat, haben dazu geführt, daß in der insularen Variante der kontinentalen literarischen Dekadenz die Sexualität mit weit größerer Zurückhaltung behandelt wird. Die Gewichte verlagern sich auf die Darstellung der Verstrickung des Protagonisten in

die Widersprüchlichkeiten seiner ästhetisch-hedonistischen Weltanschauung. Die literarische Gestalt des französischen *décadent* und der Dandy Wildescher Prägung verbinden sich zu einem neuen Figurentyp im englischen Roman. Damit wird die dekadente Thematik des *Dorian Gray* in den Bezugsrahmen der einheimischen spätvictorianischen Problemstellung von Kunst und Moral gerückt.

Wenn Kunst ebenso wie die Wissenschaft als eine Form der Wirklichkeitserkenntnis gelten kann, dann ist der Roman nicht ausschließlich durch die Besonderheit seiner Thematik, seiner Stellung in der literarischen Tradition und Rezeption sowie durch seinen autobiographischen Bezug charakterisiert, sondern auch durch die Art und Weise, wie er auf die zeitgeschichtliche Situation, in der er entstand, reagiert. So betrachtet ist er Ausdruck eines kulturellen und gesellschaftlichen Krisenbewußtseins am Fin de siècle. Seine Symptome sind der Ersatz gesellschaftlicher Bindungen durch gesellige Beziehungen und der damit verbundene Rückzug des Individuums aus der Gesellschaft in eine Position egozentrischer Selbstverwirklichung, deren parasitäre Note unverkennbar ist, sowie die Verknüpfung von ästhetischer Bildung mit moralischer Korruption in der Aristokratie, die den Anspruch dieses Standes auf die soziale Leitfunktion im Staate unglaublich macht.

Schwächung und Verfall der Glaubensbereitschaft, Mißtrauen und Skepsis gegenüber der zunehmend naturwissenschaftlich geprägten Kosmologie ebenso wie rapide Veränderungen der Umwelt durch Technisierung und Industrialisierung trugen zur Herausbildung eines geistigen Klimas bei, in dem die alten Ordnungsvorstellungen ins Wanken gerieten und andere noch nicht fest etabliert waren. Der ›neue Hedonismus‹ antwortet auf diese Phase des Umbruchs nicht offensiv und konstruktiv, sondern eskapistisch: das Individuum bezieht eine Gegenposition zur Gesellschaft, verzichtet auf eine aktive Rolle bei ihrer Umgestaltung und sorgt sich nur noch um die intensive Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse.

Die moralische Frage nach dem »how to live?«, die ein zentrales Anliegen der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war, macht sich in diesem Roman umso deutlicher be-

merkbar, je unmoralischer ihre Lösungsversuche erscheinen. Der *Dorian Gray* ist insofern ein typisches Produkt der Übergangsperiode zwischen Viktorianismus und Moderne, als er einerseits eine massive Provokation viktorianischer Orthodoxie darstellt, andererseits sich nie völlig von ihren ideologischen Prämissen lossagt. Gegen utilitaristisches Nützlichkeitsdenken betont Wilde die ‚Nutzlosigkeit‘ der Kunst und die Annehmlichkeiten des Müßiggangs, an die Stelle der religiösen und moralischen Strenge der *evangelicals*, die das irdische Leben mehr als eine Vorbereitung auf die jenseitige Heilswirklichkeit ansahen, setzt er einen konsequenten diesseitigen Hedonismus, und gegenüber der Respektabilität als Norm mittelständischen Denkens und Handelns bevorzugt er die ungehemmte Selbstverwirklichung des Individuums, das seine Grenzen nicht an irgendeinem *consensus omnium*, sondern nur in der Spannweite seiner eigenen Möglichkeiten findet. Zweifellos wird damit auch ein Indiz für die Gespaltenheit der viktorianischen Identität bloßgelegt, die sich als unvermeidliche Konsequenz aus der Strenge des öffentlich geforderten moralischen Verhaltens und dem menschlichen Bedürfnis nach Triebbefriedigung ergeben mußte, nämlich der Heuchelei.

Der Roman gibt auf die Frage nach dem rechten *modus vivendi* eine pessimistische Antwort. Der hedonistische Versuch, das Fehlen einer überindividuell gültigen Wertordnung, die für den Lebensweg des einzelnen hätte richtungweisend sein können, durch das Leben selbst zu ersetzen, d.h. durch intensive genießerische Wahrnehmung aller sinnlichen und imaginativen Erlebnismöglichkeiten, war zum Scheitern verurteilt. Die Theorie wurde von der Praxis widerlegt, das Leben dominierte über die Kunst, die Stimme des Gewissens ließ sich nicht durch Ästhetisierung unterdrücken. Basil gelingt es nicht, seine idealistische Kunsttheorie in die Wirklichkeit umzusetzen, Lord Henrys destruktive Aktivitäten stehen im Widerspruch zu seiner propagierten Philosophie, das schauspielerische Talent Sibyls zerbricht an der Realität ihrer Liebe, Doriens Konzept der ‚Lebenskunst‘ bleibt unvereinbar mit seinem moralischen Bewußtsein. Die Synthese mißlingt. Der geistigen Isolierung und Entfremdung des Individuums von der Gesellschaft folgt die

Auflösung seiner Identität. Wo das Leben zum Kunstwerk stilisiert und nur sein ungehemmter Genuß angestrebt wird, bleiben am Ende die totale Sinnentleerung, Desillusionierung und das Empfinden des *ennui*, dessen Überwindung doch gerade beabsichtigt war. Der Künstler hat seine Ideale verraten, der Intellektuelle seine sittliche Verantwortung verloren, der Naturwissenschaftler macht sich zum Komplizen des Verbrechers, und die ästhetische Sensibilität degeneriert zum gewöhnlichen Hedonismus, gepaart mit Kriminalität. Individuum und Gesellschaft, Kunst und Leben, ästhetisches Verhalten und moralisches Bewußtsein stehen in einem unversöhnlichen Spannungsverhältnis, das jede Hoffnung auf eine *vita nuova* zu einem unerfüllbaren Traum werden läßt. Dorian bleibt am Ende nur die resignierte Diagnose des Scheiterns:

Kultur und Verderbnis ... von beiden habe ich einiges kennengelernt. Es erscheint mir jetzt schrecklich, daß man sie je zusammen finden sollte. (Kap. XIX)

Norbert Kohl

OSCAR WILDE
SÄMTLICHE WERKE IN ZEHN BÄNDEN

Band 1 · Das Bildnis des Dorian Gray

Band 2 · Märchen und Erzählungen

Band 3 · Theaterstücke I

Band 4 · Theaterstücke II

Band 5 · Gedichte

Band 6 · Essays I

Band 7 · Essays II

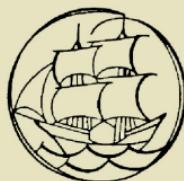
Band 8 · Briefe I

Band 9 · Briefe II

Band 10 · Briefe III

So etwas wie moralische oder unmoralische Bücher gibt es nicht. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Nichts weiter.

Oscar Wilde



ISBN 3-458-32282-5